

PSYCH. NEUR. KLINIEK  
Valentiusplein 9  
AMSTERDAM

Bericht über den XIII. Kongreß  
der Deutschen Gesellschaft  
für Psychologie  
in Leipzig vom 16.–19. Oktober 1933

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für Psychologie  
herausgegeben von

Otto Klemm

Mit 7 Abbildungen im Text und 8 Tafeln



Jena  
Verlag von Gustav Fischer  
1934



Alle Rechte vorbehalten.

Printed in Germany.

# Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<b>I. Eröffnung des XIII. Kongresses.</b>	
Ansprachen . . . . .	3
F. Krueger, Die Lage der Seelenwissenschaft in der deutschen Gegenwart . . . . .	9
<b>II. Gesamtvorträge.</b>	
L. F. Clauß, Die germanische Seele. (Mit 8 Tafeln) . . . . .	39
E. Jaensch, Der Gegentypus der deutschen völkischen Bewegung . . . . .	56
Prinz von Isenburg, Erbbiologische und genealogische Beiträge zur Psychologie der Rassenreinheit . . . . .	59
W. Poppelreuter, Probleme der politischen Psychologie . . . . .	59
<b>III. Sammelreferate.</b>	
O. Klemm, Die psychologischen Grundfragen der Technik . . . . .	63
Ph. Lersch, Probleme und Ergebnisse der charakterologischen Typologie . . . . .	76
J. B. Rieffert, Methoden und Grundbegriffe der Charakterologie . . . . .	98
<b>IV. Vorträge.</b>	
N. Ach, Über die Determinationspsychologie und ihre Bedeutung für das Führerproblem . . . . .	111
J. Bahle, Die Gestaltübertragung im vokalen Schaffen zeitgenössischer Komponisten . . . . .	112
St. von Boda, Zur Frage einer rein psychologischen Typenlehre . . . . .	114
H. von Bracken, Psychologische Untersuchungen an Zwillingen . . . . .	117
H. Brugger, Zur Psychologie der „Schrecksekunde“ . . . . .	119
E. Brunswik, Flächeninhalt und Volumen als Gegenstände der Wahrnehmung. (Mit 2 Abbildungen im Text) . . . . .	120
H. Burkhardt, Theoretisches zur Gestaltproblematik . . . . .	123
H. Düker, Experimentelle Untersuchungen zur Theorie der fortlaufenden Handlung . . . . .	125
K. Duncker und W. Wolff, Versuch einer „Niveau“theorie des Kontrasts. (Mit 2. Abbildungen im Text) . . . . .	127
Graf K. von Dürckheim, Grundformen gelebter Zeit . . . . .	129
A. Ehrhardt, Experimentelle Beiträge zu den Zusammenhängen zwischen Konstitution und Struktur . . . . .	131
F. Giese, Bewußtseinsinhalt und Wärmeströmung am menschlichen Körper . . . . .	133
K. Gottschaldt, Über Sättigung der sozialen Beziehungen jugendlicher Psychopathen . . . . .	135
W. Hellpach, „Ethnomythe“ und „Magethos“ . . . . .	137
A. Huth, Das Ende der Typologien . . . . .	139
E. Jaensch, Psychologie, philosophische Anthropologie, Wirklichkeitsphilosophie . . . . .	140
A. Kießling, Der Unfug als jugendpsychologische Erscheinung . . . . .	142
W. Köhler, Über eine Wirkung von Bereichsbildungen im Spurenfeld. . . . .	144
O. Kroh, Typenlehre und Vererbungsforschung . . . . .	145
H. Lämmermann, Die Konstanz und die Überbarkeit von Denkleistungen . . . . .	146
R. Lehmann, Die Herausbildung des Führertums bei primitiven Völkern . . . . .	148
E. Lippert, Der Entwicklungsverlauf der literarästhetischen Erlebnisfähigkeit . . . . .	151

## IV

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
W. Metzger, <i>Gestaltgesetze für zeitliche Verläufe</i> . . . . .	153
M. Muchow, <i>Die Bedeutung jugendspezifischer Zeitcharaktere im Aufbau der jugendlichen Lebens- und Erlebniswirklichkeit</i> . . . . .	154
R. Müller-Freienfels, <i>Die Kategorien der Psychologie</i> . . . . .	156
H. Nuber, <i>Berufswahl und Berufsethos</i> . . . . .	157
R. Pauli, <i>Zahl- und Mengenauffassung bei kurzdauernder Darbietung. (Mit 2 Abbildungen im Text)</i> . . . . .	159
H. Rohracher, <i>Über eine unblutige Methode zur Registrierung der gehirnelektrischen Begleiterscheinungen psychischer Vorgänge. (Mit 1 Abbildung im Text)</i> . . . . .	162
J. Rombach, <i>Genese der Zeichenfunktion im „ganzheitlichen Lesen“</i> . . . . .	165
J. Rudert, <i>Gezogen- und Getriebenwerden, zwei Seiten unserer Triebregungen</i> . . . . .	167
A. Rüssel, <i>Geometrisch-optische Täuschungen bei Kindern</i> . . . . .	169
F. Sander, <i>Über Gestaltzerfall</i> . . . . .	171
K. Schmeing, <i>Ideal und Minusideal in der jugendlichen Entwicklung</i> . . . . .	171
F. E. O. Schultze, <i>Die Struktur des freien Menschen</i> . . . . .	173
H. Strehle, <i>Analyse des Gebarens (Körperbewegung und -haltung)</i> . . . . .	175
O. Tumlirz, <i>Über Wiederholungen in der seelischen Entwicklung</i> . . . . .	178
H. Volkelt, <i>Vom Wesen der Ganzqualitäten</i> . . . . .	180
A. Wenzl, <i>Leitlinien einer Begabungslehre</i> . . . . .	182
W. Wirth, <i>Zur Berücksichtigung der Bewußtseisgrade in der Gestalttheorie</i> . . . . .	185
J. Wittmann, <i>Die physiognomische Urbedeutung des Wortes und das Problem der Bedeutungsentwicklung</i> . . . . .	187
M. Zillig, <i>Beliebte und unbeliebte Volksschülerinnen</i> . . . . .	190
<b>V. Kurze Mitteilungen.</b>	
A. Aall, <i>Das Moralurteil bei Kindern</i> . . . . .	195
Th. Bonte, <i>Die zeichnerische Verwertbarkeit der eidetischen Anlage</i> . . . . .	195
P. Feldkeller, <i>Zur Motivation geschichtlicher Vorgänge</i> . . . . .	196
H. Hetzer, <i>Der elementare Materialbezug im kindlichen Werkschaffen</i> . . . . .	197
M. Keilhacker, <i>Beobachtungen über die Entwicklung der Sprache im Kindes- und Jugendalter</i> . . . . .	197
H. Keller, <i>Szenen aus tierpsychologischen Filmen</i> . . . . .	198
H. Krüger, <i>Täuschungsquellen bei der Kontrolle von Charaktergutachten</i> . . . . .	198
H. Rupp, <i>Zur Berufsberatung von Abiturienten (Maturanten)</i> . . . . .	199
P. von Schiller, <i>Abhängigkeit motorischer Leistungen vom sensorischen Umfeld</i> . . . . .	199
G. Schliebe, <i>Über ausdrucksstarke Bildgestaltung bei Kindern und Jugendlichen</i> . . . . .	200
K. M. Schneider, <i>Vorführung von Tierstimmen auf Schallplatten</i> . . . . .	200
H. Wunderlich, <i>Ausdruck von Arbeitsbeziehung und technischer Intelligenz</i> . . . . .	201
<b>VI. Arbeitsgemeinschaften.</b>	
G. Deuchler, <i>Psychologie der Bildung und pädagogische Psychologie</i> . . . . .	204
W. Poppelreuter, <i>Psychologie des politischen und wirtschaftlichen Geschehens</i> . . . . .	204
-----	
Allgemeine Angaben über den Kongreß . . . . .	205
Mitgliederverzeichnis der Deutschen Gesellschaft für Psychologie . . . . .	207

# I. Eröffnung des XIII. Kongresses.

Der Kongreß wurde in der Aula der Universität Leipzig am 16. Oktober 1933 feierlich eröffnet. Nach der Motette von J. H. Schein, Lobet den Herrn in seinem Heiligtum, gesungen vom Madrigalkreis Leipziger Studenten, begrüßte Seine Magnifizenz, der Rektor der Universität, Prof. Dr. Achelis, die Versammlung. Dann nahm der Sächsische Minister für Volksbildung, Dr. Hartnacke, das Wort und führte etwa folgendes aus:

Der neue Staat pflegt die Wissenschaft mit mindestens dem gleichen Ernste wie je ein Staat vor ihm. Ohne den Kompaß der Wissenschaft ist das Leistungsstreben des einzelnen wie der Völker blind und tastend. Allein es gibt Wissenschaftspflege auf verschiedenem Wuchsfelde. Je nach dem Felde, auf dem sie wächst, ist die Wissenschaftspflege gut und segensvoll oder aber bedenklich und schädliche Frucht bringend.

Was fordert und fördert der neue Staat als Wissenschaftsbetrieb, und was lehnt er ab? Die Wissenschaft ist in die Ganzheit unseres Seins einbezogen, und sie darf sich an keiner Stelle mit dem Wohle des Ganzheitsstaates stoßen oder gar feindlich berühren. Wissenschaft, die sich den Interessen des Ganzheitsstaates entgegenstellt, ist als volksfeindlich abzulehnen. Aber es geht deshalb doch nicht an, bloß wegen solcher Möglichkeit der Wissenschaft als solcher mißtrauisch und feindlich zu begegnen und sie von vornherein auf einen tieferen Rang in der Ordnung der Lebensgüter zu verweisen, wie das hier und da versucht worden sein mag. Wir dürfen und wollen Wissen, Geist und Verstand nicht verachten. Erkenntnis- und Forschungstrieb, Geistesbetätigung und Wissensbefriedigung ist Urbedürfnis des Menschen; und wenn Kunstwollen und Kunstpflege immer wieder als lebenswichtig betont werden, wenn ihre Förderung immer wieder gefordert wird, nun dann: Forschung und Lehre sind nicht minder berechtigte und nicht minder urnotwendige Äuße-

rungen menschlichen Seins. Sie gehören zur Erfüllung menschlichen Seins und Wesens, wie Kunst und Religion.

Was als echte Wissenschaft bejaht werden will, muß zunächst einmal erwachsen aus dem inneren Bedürfnis des Menschen. Was daraus erwächst, ist schon dadurch innerlich verbunden mit ihm. Nur wenn das Wissen im Grunde des menschlichen Seins verankert ist, wird es zu einem Stück des eigenen Seins, zu einem Wesensteil. Aber selbst diese innere Verwachsenheit mit der Persönlichkeit ist noch nicht genug, denn solch ein Wissen kann auch Eigenbrödlerkram, kann Marotte und Spleen sein. Solcher Art Wissensbetrieb mit seinen Einrichtungen zu dienen, hat ein neuer Staat weder Neigung noch Pflicht. Das Wissen, das er zu pflegen und zu fördern sucht, muß der Erhöhung und Veredlung des inneren Seins dienen, es muß letztlich irgendwie bezogen sein auf Volk und Staat und Volk und Staat dienen. Solche Wissenserkenntnis zu pflegen, ist selbstverständlich Pflicht des Staates. Eine Hochschule, die es gut meint mit sich selbst, die erweist ihren Wert für Volk und Staat damit, daß sie die wissenschaftliche Leistung nur gelten läßt im Ganzheitsgefüge des Menschen.

Wir wollen echte, sinnvolle Wissenschaft. Echte, weil bezogen auf die höchsten Werte, auf unseres Volkes Leben und ehrenvolles Sein. Denn nicht jede an sich förderungswürdige Wissenschaft hat gleichen Förderungsanspruch. Es gibt in den Wissenschaftsgebieten Rangunterschiede. Am höchsten steht, was bezogen ist auf Bestandssicherung und Hebung des Volkes, auf Sicherung seines Daseins und Erhaltung des naturgegebenen Rassenerbgutes und der besten geistigen Form. Das muß vor allem erst einmal sichergestellt werden; volksbiologisches Denken muß als Erziehungsziel durchgeführt werden, ehe wir an formale und sachliche Schulung, an mathematische und technische Wissenschaften denken. Daher kommt Wissenschaft im Dienste der Erbgutpflege vor Bildungspflege. Denn, wo nichts an Erbgut ist, da hat der Schulmeister und Bildungspfleger sein Recht verloren.

Die Psychologie als Wissenschaft von den Vorgängen im Innenleben ist die Wissenschaft, die an die allertiefsten Fragen des persönlichen und vor allem des völkischen Seins rührt, an die Fragen nach den Möglichkeiten und Mitteln der Formung des geistigen Menschen. Können wir den Menschen nach Belieben formen, wie wir ihn brauchen für Volk und Staat? Es tut sich die grundlegende Frage auf nach der Bedeutung von Anlage und Umwelt. Heute stehen wir am Ende

der Epoche der Umweltsgläubigkeit, die doch wohl stark politisch bestimmt war. Marxismus und demokratische Verfassungs- und Stimmzettelgläubigkeit wollten die Ungleichheit von Natur nicht gelten lassen. Ich habe 20 Jahre des Kampfes um diese Frage hinter mir. Heute überzeugen sich immer mehr von der überragenden Bedeutung der Zuchtwahl, Auslese, Erbgutpflege. Anlage ist Dynamis, Rahmen, Möglichkeit, Urgrund. Erziehung und Umwelt schaffen daraus die Energie, die Wirkungskraft. Verstandesausbildung ist nicht denkbar ohne Anlage. Aber Gewöhnung an Zucht, Sitte, Ordnung sind denkbar auch bei schwachen Geistern. Erziehungsziele sind also in unterschiedlichem Maße erreichbar. Die Psychologie muß den Trägern der Volkserziehungsaufgabe an die Hand gehen, und sie hat noch viel zu klären und an Erkenntnissen zu vermitteln. Und sie wird gut tun, eng zusammenzuarbeiten mit den Trägern aller Erziehungsaufgaben von der Volksschule bis zur Berufs- und Hochschule. Psychologie soll zugleich Dienerin und Führerin sein an dem Werke der Volksbildung, sie soll sagen, wo im allgemeinen und im einzelnen die Erziehungsgrenzen sind. Als je enger diese erkannt werden, desto leidenschaftlicher muß das Bestreben sein, durch Erbgutsicherung eine bessere Volkzukunft sicherzustellen. Erblehre zur Erbgutsicherung und psychologische Erkenntnis, um das Erziehungswerk zu festigen und zu gründen, auf diesen beiden Säulen der Wissenschaftserkenntnis ruht des Volkes Zukunft. Daß das Wahre an Erbgutsicherung sich verbinde mit den wertvollsten psychologischen Erkenntnissen für die Volkserziehung, das ist mein Wunsch für die deutsche Zukunft.

Möge diese erste Tagung der deutschen Psychologen im neuen Reiche unseres Führers Adolf Hitler, dieses großen Psychologen aus innerer Schau heraus, einen Grundstein und Ausgangspunkt bilden zu segensvollem Wirken im neuen Staate und für das deutsche Volk. Denn ihm, seinem ewigen Leben, dienen wir alle. Es wird leben, wenn es sich ständig aus seinem besten Blute und Erbgute erneuert und wenn Wissenschaft und Bildung und Volkserziehung mit Pflicht- und Opfersinn und Liebe daran arbeiten, daß die geprägte Form des Erbgutes zu edlem Menschentum in Volksgemeinschaft sich entwickelt. In diesem Sinne Sieg Heil dem neuen deutschen Willen zu Leben und Wirken in Arbeit, Zucht und Ehre.

Für die Psychologen Japans sprach Kuroda, zur Zeit in Berlin, Worte der Verehrung und Anerkennung für W. Wundt und die

deutsche Psychologie. Aall, Oslo, brachte seine herzliche Sympathie und sein festes Zutrauen zu unserem Lande in warmen Worten zum Ausdruck: „Deutschland hat in der Seelenlehre ein Wort zu sprechen.“ v. Boda, Budapest, versicherte uns des starken Glaubens der ungarischen Psychologenschaft an Deutschland und die deutsche Wissenschaft in freundschaftlichen Worten. G. B. Watson, New York, sprach, vor allem im Namen der jüngeren Psychologen Amerikas, sein Verständnis und seine Sympathie für das neue Deutschland aus. (In diesem Zusammenhang sei auch der — bei anderer Gelegenheit gehaltenen — Ansprache von Spearman, London, gedacht, der schon durch sein Kommen und überdies durch die Herzlichkeit seiner Worte die alten Bande befestigte, die ihn mit der deutschen Psychologie verknüpfen.)

Der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, Professor Felix Krueger, hieß die zahlreich Erschienenen willkommen und dankte den Vorrednern für ihre Worte eines sachkundigen Wohlwollens. Bei jedem einzelnen hob er hervor, welche lebendigen Kräfte zwischen ihm, seinem Amt oder Volke und den Gegenständen oder der Stätte des Kongresses herüber und hinüber wirkten.

Es sind dabei, fuhr er fort, auch die Bemühungen des gegenwärtigen Leipziger Psychologenkreises freundlich erwähnt worden. Hierzu sage ich aus einer nun 16jährigen Erfahrung: Wenn es streckenweise gelungen ist, die Überlieferungen unserer Wissenschaft an der Sächsischen Landesuniversität nicht ganz unwürdig fortzusetzen, so war das nur möglich, weil jederzeit ein besonders zuverlässiger Kreis von wissenschaftlichen Persönlichkeiten eigenen Wuchses arbeitsteilig und kameradschaftlich hier zusammenwirkte. Dabei spürten wir alle Tage den Segen jenes reichen Vätererbes und die Stetigkeit, mit der allein die Früchte geistigen Schaffens reifen können.

In ihrem reich gestuften Lehr- und Forschungswesen hat die Alma mater Lipsiensis den Wissenschaften vom Menschen und nicht zuletzt von seiner Innerlichkeit seit Alters einen breiten Raum zugewiesen. Es gehört der Geschichte an, daß Leipzig als die erste reichsdeutsche Universität 1874 in Wundt einen exakten Psychologen auf einen Lehrstuhl der Philosophie berufen hat. Freilich, sie gewann damit einen Lehrer, einen Forscher und Denker von ungewöhnlichem Ausmaß. Erfahren als Kliniker und geschult in Helmholtzens Laboratorium, hatte er bereits in die Logik, in die ver-

gleichende Sprachwissenschaft und in die Geschichte der Philosophie, namentlich der deutschen, sich hineingearbeitet. Der Leitgedanke seiner gesamten Lehre vom Menschen war ihm wie eine Erleuchtung aufgegangen: das Prinzip der schöpferischen Synthese. Und schon hatte der Vierzigjährige Grundlinien gezeichnet für seine *Völkerpsychologie* — welches monumentale Werk erst lange nach 1910 abgeschlossen wurde. Die zehn inhaltsschweren Bände sind noch bei weitem nicht ausgeschöpft. Hier sind Wege gewiesen und gangbar gemacht, die energisch zu beschreiten jetzt geboten ist, und die weiterzuführen vor anderem der kommenden Psychologenschaft obliegt. Es gilt in Sachen der seelischen Wirklichkeit den Entwicklungsgedanken zu seinem Rechte zu bringen, vollständiger als das auf dieser Tagung — in einer Zeit stoßhafter Übergänge — geschehen wird. Und damit im Zusammenhange gilt es, wissenschaftlich Ernst zu machen mit dem Grundsatz Wundts: daß kein Lebewesen und keine seiner Äußerungen, am wenigsten aber der Mensch begriffen werden kann nach dem Muster eines auf sich gestellten Robinson (so wenig wie nach irgendeinem Schema des Antwortens auf Außenreize); sie alle sind vielmehr, schon vor ihrer Geburt, in artgemäße Gemeinschaft hineinverbunden und bleiben durch deren gewachsene Formen wesentlich bestimmt.

In Wilhelm Wundt, diesem gegenständlich umfassendsten Geist seiner Epoche, war Sachlichkeit bis zur Genialität gesteigert. Wie vor ihm schon *Lotze*, der Verfasser einer *medizinischen Psychologie*, so hat er mit anderen, welche die Strukturzusammenhänge des erfahrbar Wirklichen erforschten, dazu geholfen — in einem selbstzufriedenen Zeitalter ohne metaphysische Baukraft —: daß wenigstens das Bedürfnis nicht aufhöre, das erkennbare Ganze der Welt, ihre gesetzlichen Notwendigkeiten in eins zu denken mit den gültigen Idealen.

Als Wundt seine Leipziger Professur antrat, traf er hier zusammen mit *Ernst Heinrich Weber*, dem Physiologen des Tastsinnes, des Gemeingefühls und mit *Gustav Theodor Fechner*, dem Physiker und frommen Gläubigen. Diese drei haben der neuen Psychologie ihr erstes Rüstzeug geschaffen. Es ist kein Zufall und es hat sich ausgewirkt, daß die deutschen Begründer einer streng wissenschaftlichen *Methodik in der Seelenforschung* nicht von der theoretisch allgemeinen Biologie herkamen, sondern von der Physik und von der *Sinnesphysiologie*, diesem vorgeschobenen, damals ziemlich abgeordneten Arbeitsfelde, das von allen lebenswissenschaft-

lichen am meisten analytisch ist und der Physik sowie der Mathematik am nächsten liegt.

Wundt wäre bei seinem Methodensuchen nicht so weit gekommen, allen Mitstrehenden voran, hätte nicht am Orte jederzeit eine erlesene Schar von Naturforschern und von wissenschaftlichen Kulturdeutern wechselwirkend ihn umgeben. Ich nenne nur Hering, den Physiologen des Lichtes, und den Botaniker Pfeffer, Sohm, den Juristen und nationalsozialen Politiker, seine sprachkundigen Freunde Sievers und Brugmann, welcher ihm für die beiden ersten Bände der Völkerpsychologie das Material prüfte. In dieselbe Reihe gehört der Universalhistoriker Lamprecht und Ratzel, der Ethnogeograph. Was Leipzig damals, um die Jahrhundertwende, mit seinen Forschungsstätten bedeutete, vornehmlich für die Wissenschaften vom Menschen, das bestätigt einem noch heute in allen Ländern die ältere Gelehrtengruppe aus eigener Anschauung.

Dieses Stück Geistesgeschichte, reich an stillen, fortwirkenden Taten, wurde kräftig von der sächsischen Staatsregierung mitgetragen. Auch in wirtschaftlich bedrängten Zeiten — wie wir sie jetzt durchmachen — blieben hier die wissenschaftlichen Einrichtungen auf einem musterhaften Stande.

Anderswo in Deutschland, dem Ursprungslande der wissenschaftlichen Psychologie, ist gerade unsere verbindungsreiche, auch mittelbar höchst ergiebige Disziplin noch immer unzulänglich vertreten und versorgt. Die Sachsen wissen, daß diese Sache — wie die Musik — bei ihnen bodenständig ist. Sachsens Hochschulverwaltung hat auch in den trüben anderthalb Jahrzehnten vor dem Umbruch standgehalten, als andere deutsche Länder, so Baden, und das größte, Preußen, die Wissenschaft von der vollen seelischen Wirklichkeit planmäßig zurückdrängten. Das geschah zugunsten willkürlicher Spekulationen über das allgemeinst Geistige. Und neuerdings bevorzugte namentlich das Ministerium Becker von der methodenstrengen Seelenforschung jene Begriffsakrobatik französischen Ursprungs, deren Name mit „Soz“ anfängt: die Soziologie als formalistische Doktrin von der sog. „Vergesellschaftung“. Diese verkannte durchgehends die lebendigen und geprägten Formen des Gemeinschaftslebens. Ja, parteipolitisch verengt, half sie die echten überindividuellen Bindungen lockern und den Staat geistig unterhöheln.

Es gibt glücklicherweise eine Selbstreinigung der Wissenschaften (so wie der Flüsse) aus dem Ganzen her, unter den Wirkungen der — psychophysischen — Landschaft und also auch — des Wetters.

Gehen wir unseres Teils an die Arbeit.

Ehe wir die Herren Fachgenossen bitten, von ihren sehr verschiedenartigen Ergebnissen zu berichten, jeder aus seinem Forschungsgebiet, bedarf es, glaube ich, einer gewissen Überleitung und grundsätzlichen Zusammenschau.

## Die Lage der Seelenwissenschaft in der deutschen Gegenwart.

Von **Felix Krueger.**

Für die Wissenschaften kann das Schicksal, welches die gesittete Menschheit jetzt erfährt, kann die Kulturwende, in der sie mitten inne steht, nicht ohne Folgen bleiben. Deutsches Land ist mehr als andere dahinein verwickelt. Und — ich sagte das schon vor 2 $\frac{1}{2}$  Jahren in Hamburg — es wird darauf ankommen, wie hier die Denkenden sich mit der Lage auseinandersetzen, und ob dieses Volk geistig vermag, die Reformation vorwärts zu bringen, über die Linien hinaus, an denen einst Luther, erst recht die Lutheraner, haltmachten. Hierzu ist unter vielem anderen, unmittelbar tathaften, heutzutage nötig, daß man planmäßig nach Wahrheit forsche, daß man selbstkritisch denke und zusammenhangsvolle, doch bestimmte Begriffe bilde.

### I.

In Sachen der seelischen Wirklichkeit hat sich ein solches methodisches Vorgehen besonders spät herausgebildet. Der Gegenstand brachte das mit sich, und die Fragenden selbst mußten zum rechten Suchen erst seelisch bereit werden. „Die Sterne, die begehrt man nicht.“ Bei den Steinen oder den Insekten schweift der nachmittelalterliche Mensch nicht mehr über das jedem Erfahrbare hinaus. Dabei war bekanntlich seit Urzeiten das Nachdenken, zumal besinnlicher Rassen, auch dem Seelischen zugewendet. Auf jeder Stufe der Entwicklung verlassen sich gesunde Köpfe sogar auf Notwendigkeiten, die wir jetzt als psychologische durchschauen. Und wohlgebaute Herzen machten zu jeder Zeit seelisch bedingte Unterschiede des Wertes zwischen Menschen wie zwischen Tieren. Aber die Frage, was an alledem wirklich sei und warum es sei, bleibt, aus psychologischen Gründen, lange eingewickelt in vielerlei geglaubtes Un-, auch Überwirkliche. Das hat zur Folge, daß auf unserem Gebiet das tätige Fertigwerden mit den Dingen, von praktischer Menschenkunde ge-

leitet, weiter als anderswo der reinen und systematischen Theorie voraneilt. Diese war andererseits jahrhundertlang gerade bei den Völkern, die sich nachmals darin hervortaten, durch außerwissenschaftliche, z. T. höhere Denkziele sowohl irreführt oder doch gehemmt, als angezogen und mittelbar gefördert. Noch bei Kant ist die Lehre von der Seele in der Hauptsache „Magd der Theologie“, daneben Behelf einer halbscholastischen und zugleich preußisch befehlenden Ethik. Seine deutschen Nachfolger in der Philosophie ahnten oder wußten von allem, was die Tiefstgrabenden unserer Zeit in Richtung auf das Menschentum zu erkennen trachten; aber sie bauten diese Weisheiten in metaphysische Systeme hinein, so vielfältig verstrebt, daß wissenschaftliche Psychologie mit der Ideengeschichte zusammenwirken muß, um sie deutlich herauszustellen.

Eine Wissenschaft, selbständig innerhalb des Erkenntnisganzen, eine breit und einheitlich auf Erfahrung gegründete Weise des Arbeitens konnte aus solchen Frühformen erst erwachsen, nachdem die Naturwissenschaften Jahrhunderte vorangeschritten waren mit genauem Beobachten und Zergliedern der Erscheinungen, messend und experimentell, d. h. die Bedingungen planmäßig abstufend. Dabei befügelte sie die Aussicht, die Menschen wie die Tiere als Maschinen, zuletzt mathematisch zu begreifen. Es entstand das Erkenntnisideal, den Kosmos in allen seinen Teilen und Erscheinungsformen mit Begriffen von Naturgesetzlichkeit so zu bestimmen, als ob es seelisches Sein und Geschehen gar nicht gäbe. Eine solche, reduzierende Abbildung des Weltgeschehens gelang erstaunlicherweise, ohne daß man genauer kannte, von was allem dabei abstrahiert wurde. Seit der Renaissance wurde die Mechanik zu einem System von logisch und mathematisch vorher nie erreichter Vollkommenheit ausgebaut. Seine Begriffe, seine Formeln bestätigten sich um so mehr, je genauer man lernte, Massenbewegungen der Körper zahlenmäßig zu bestimmen.

Nach dem Vorgang des Aristoteles hat Leibniz, der Philosoph der Kontinuität und Verkünder einer unendlich vielheitlichen Allbee-seelung, erstmals jener Abkehr vom Seelischen grundsätzlich widersprochen. Die deutschen Philosophen der klassisch-romantischen Epoche ergänzten das mechanistische „Weltbild“ vornehmlich nach der Seite des höheren Geisteslebens, des Vernunftstaates und der Geschichte. Unter ihrem Einfluß entfaltete sich dann die Theorie des Organischen zu einer Lehre von besonderen, nämlich Struktur- und Totalitätsgesetzen des beobachtbaren Geschehens. Gerade die Fortschritte in exakter Methodik machten die Biologie hellsichtig für die Grenzen, die der Mechanik

und der Chemie bei der Erkenntnis lebendiger Formen gezogen sind.

In Sachen des Seelischen als solchem verlief die wissenschaftliche Entwicklung beinahe umgekehrt. Die Männer, die zu dessen Beobachtung und Erklärung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts messende Methoden einführten, kamen, wie gesagt, von der Physik ihrer Zeit und von der zergliedernden Physiologie, zumal der Sinne oder der Muskeln, her. Sie hatten Mühe, ihr empirisches Vorgehen von den Übergriffen bloßer Spekulation fernzuhalten, und ihre Arbeitsweise, ihre frischen Ergebnisse gleichermaßen zu verteidigen gegen religiös-metaphysische, auch ästhetische Vorurteile, als sie zu rechtfertigen vor den hochgespannten Genauigkeitsansprüchen, welche die älteren Gesetzeswissenschaften, übertragend, an sie stellten. Um so fester klammerten sich die Pioniere der jungen Experimentalpsychologie an die dorthier übernommenen Werkzeuge und Wegrichtungen.

Von Hause aus waren sie übervorsichtig dagegen, in irgendwelche Scholastik oder Mystik oder Populärtheorie zurückzufallen — welcher Psychologe hätte nicht heute noch mit dergleichen zu kämpfen, stieße nicht bei den Fernerstehenden vor allem auf die uralte Verschlingung zweier Kreise von Fragen: nach dem Heil der Seele und, lebenspraktisch, nach allerlei Zweckmäßigkeiten — mit solchem, wonach die Wissenschaft zu fragen hat, das ist die wirkliche Beschaffenheit der Erlebnisse und ihrer Zusammenhänge, das ist letzten Endes beider sachgesetzliche Notwendigkeit. In dem Bestreben hierzu auf gesicherte Weise, ohne Umwege, vorzudringen bemühte sich die ältere Psychologie der Laboratorien beinahe ängstlich um Exaktheit schlechthin. In Richtung auf die schlichtesten Tatbestände häufte sie übermäßig ihre Versuche und verfeinerte sie ihre Maßmethoden, auch weit unterhalb der Fehlergrenzen. Sie verlor dabei die konkreten, jederzeit vielschichtigen Gegebenheiten aus dem Auge, denen ein solches Verfahren nicht beikommt. Im Eifer des Erklärenwollens vernachlässigte sie, was auf diesem Gebiet unerläßlicher ist als irgendwo sonst: das genaue, vielseitig vergleichende und dann sinngemäß zergliedernde Beschreiben. Das schlimmste war, daß man die exakten, mathematischen Naturwissenschaften nicht nur methodisch zum Muster nahm — dies wird immer nützlich bleiben, solange es mit Kritik geschieht — sondern inhaltlich, unbegrenzt. Seit Herbart wurden, bei geringen, gelegentlichen Abwandlungen, ihre durchweg verräumlichenden Begriffe übernommen zur „Verknüpfung“ und sogar zur Schilderung des Unräumlichen. Ihre ganze Denkweise wurde, zumeist stillschweigends,

als Vorbild anerkannt. Man bedachte gar nicht, daß jene Erkenntnisformen doch an dem Unlebendigen sich entwickelt haben. Der Welt des Nichtorganischen sind sie angepaßt und angemessen. Seele aber, wenn irgendetwas zutreffend von ihr ausgesagt werden kann, so ist es, daß sie lebt; und ihre Äußerungen sind in jedem Fall Erscheinungen des Lebens, ihre Kräfte sind Lebensfunktionen.

Gerade die am strengsten wissenschaftlichen Psychologen führte das falsche Vorbild der mathematischen Naturwissenschaft allerwegen in die Irre. Nun betrachteten sie jedes Erlebnis, jeden wirklich vorfindbaren „Inhalt“, so sagten sie, in dem raumartigen „Umfange“ des „Bewußtseins“ — als zusammengesetzt nach der Art der Materie. Noch das Gliedloseste, das wir kennen, die Gefühle, die ein unentwickeltes oder völlig ihnen hingegebenes Lebewesen ganz erfüllen, zerlegte sie in abstrakte Teilchen und konstruierten diese nach Maßgabe der physikalisch oder chemisch analysierten Umweltbedingungen. Sogar Wundt setzte der Psychologie das Ziel, als das höchste, und hielt immer daran fest: die Bewußtseinsinhalte in ihre kleinsten Atome oder letzten Elemente aufzulösen und daraus dann ohne Rest, also summenhaft das Gegebene wieder aufzubauen. Die psychischen Wirkungen, mehr noch als die Funktionszusammenhänge zwischen Leib und Seele, wurden einzelkausalistisch gedacht, nach der Weise von Druck und Stoß und nach dem Muster des Parallelogramms physischer Kräfte. Die Regelmäßigkeiten der „Assoziation“ preßte man in das Schema des Gravitationsgesetzes. Dabei fiel unvermeidlich alles nicht Vorstellungsmäßige unter den Tisch: die Regungen und Gebilde der Phantasie, das sphärenhaft anschauliche Zumutesein, das Eigentümliche des Trieb- und Willenslebens, der Werthaltungen, ja des schöpferischen Denkens. So entfernte sich die Wissenschaft immer weiter von der Einsicht in die lebendigen Gefüge seelischer Art, in die ihnen eigenen Notwendigkeiten des Geschehens und vollends des Seins.

## II.

Die um jene Zeit Philosophierenden waren, Marx eingeschlossen, Epigonen. Zehrend von dem verwässerten oder zerstückten Gute des klassischen Idealismus wandten sie sich von jener Elementenpsychologie ab, verächtlich, ohne ihre Leistungen nachprüfen zu können, oder verzweifelnd, wenn sie darum sich bemüht hatten, wie Dilthey, A. Riehl oder Husserl. Keiner wußte das Brauchbare, das Zukunftsvolle aus den besagten Irrtümern emporzuheben. Sie waren selber dem atomistisch-mathematischen Ideal von Wissenschaftlichkeit

in dem Maße verfallen, daß sie nicht vermochten, von der unzulänglichen Psychologie an eine rechte, ihrem lebendigen Gegenstand gemäß zu appellieren und vorwegnehmend sie zu entwerfen, wie die großen Metaphysiker alle, wie in Deutschland schon Tetens und Herder getan hatten. Seit Kant und seit dem Reifwerden so vieler erklärender Disziplinen war der Weg freigemacht für eine klare Erkenntnis dieses logischen Sachverhaltes: die exakte Naturwissenschaft entfernt sich notwendig immer mehr von den Ganzheiten der Erfahrung und damit von der vollen Wirklichkeit, die es doch zu beschreiben und zu begreifen gilt. Noch innerhalb der erfäßbaren Welt bedürfen sie systematisch einer Ergänzung gesetzeswissenschaftlicher Art, nicht nur geschichtlicher — diese zweite Aufgabe sahen viele und dorthin zog sich Dilthey schließlich zurück. Wundt, der fruchtbarste der Psychologen, kam auch als Wissenschaftstheoretiker dem was not tat am nächsten: jene systematische Ergänzung zu leisten ist die Wissenschaft von der Innenseite des Wirklichen und vom inneren Zusammenhalte des Lebens, ist echte, eigenständige Seelenforschung berufen.

Dagegen die Fachvertreter der Philosophie in Deutschland wurden Antipsychologen, und mangels metaphysischer Begabung riefen sie „Zurück zu Kant!“. Die Neukantianer verwarfen an Kant selber die inhaltliche Metaphysik als nebelhaft, und das ihr zugrunde liegende Wissen um den Menschen als entbehrlich. Sie ergriffen einen Hauptgedanken des religiös und künstlerisch begabten Hermann Lotze — obwohl er Psychologe war — den Gedanken der Geltung, verabsolutierten ihn und flüchteten damit ins Unwirkliche. Ohne das Denken, das Anerkennen und Glauben lebendiger Menschen gründlich zu betrachten, erklügelten sie eine Sphäre des „reinen Geltens“. Und auch nachdem einige unter ihnen von Nietzsche den erlebnisnäheren Begriff des Wertes übernommen hatten, waren ihre Nachfolger, im verfrühten Drange systematisch abzuschließen, bis zur Stunde eifrig darzulegen, daß philosophisch nur ein „irreales Reich“ der Werte oder des Sinnes in Frage komme oberhalb und jenseits aller Erfahrbarkeit. Damit rissen die Methodologen das Kernstück des menschlichen Seelentums an sich und machten eine Begriffsspalterei daraus. Bewährte Tatsachenforscher ließen sich durch solche Zugriffe einschüchtern. Schon aus Achtung vor der Philosophie verzichteten sie grundsätzlich darauf, die Probleme des Wertes und des Sinnes erfahrungswissenschaftlich zu bearbeiten. Das Bild des Menschen wurde im ausgehenden 19. Jahrhundert immer ärmer an Zusammenhalt, immer seelenloser und immer lebensentfremdeter.

Die Philosophen, die im Grenzziehen und im Verkleinern wissenschaftlicher Arbeit ihren Scharfsinn erschöpften, beriefen sich alle auf Kant. Aber der Königsberger selbst bevorzugte in seinem Unterricht die empirische Anthropologie. Seine drei Kritiken sind nach den Seelenvermögen gegliedert; und die abschließende, die Kritik der Urteilskraft, konnte nur darum eine Lehre vom Schönen und Erhabenen tiefgründig mit der Theorie des Organischen verbinden, weil sie psychologisch tiefer grub als die vorangegangenen, in Richtung nämlich auf die Ganzheiten des Erlebens und des seelischen Seins. Im übrigen ist auch ein Denker dieses Ranges an den gleichzeitigen Stand der Wissenschaften gebunden. Abgesehen von der Mathematik und Logik, die nicht Erfahrungswissenschaften sind, hielt damals nur die Physik einen gesicherten Gang inne. Die Erforschung des Menschen und seiner Kultur stak in den Kinderschuhen. Was das Moralproblem angeht, diese genial einseitige Fragerichtung Kants, so hängt seine Lösung, es hängt der ganze kategorische Imperativ von der Anerkennung eines psychologischen „Faktums“ ab: des „Gefühls der Achtung“ vor dem Sittengesetz und dahinter des „vernünftigen Wesens“ mit seiner eingeborenen Strukturanlage. Indessen, die „Erfahrungsseelenlehren“, die zu jener Zeit in Deutschland, Frankreich und Großbritannien das Feld beherrschten, waren verstandeseinseitig und zugleich sentimental, d. h. in Augenblicksgefühlen schwelgend. Dorthin gleitet ein ungeordnetes Denken über das Seelische regelmäßig ab. Und damit hängt zusammen, daß seine voreiligen Rationalisierungen individualistisch sind; sie kennen nur ein abstraktes, ausgegliedertes Einzelwesen, welches seltsamerweise ebenso herzensgütig ist wie es seine Interessen klar durchschaut und rücksichtslos seine privaten Zwecke verfolgt. Zwar die Herder oder Hamann wußten zu sagen von dem unzerstückten Menschen, von den Bindekräften seines gemeinschaftlichen Daseins und von beider Geschichtlichkeit. Aber dergleichen grüblerischer, religiös gegründeter Tiefsinn mutete die Logiker und gleichermaßen die Positivisten als enthusiastisch, daher unwissenschaftlich an. Den sachgeforderten Weg der Einung, der durch genetische Strukturpsychologie hindurchführt, verfehlten sie.

Daß Kant und, anders wiederum, Hegel diese Erkenntnisrichtung mißtrauisch betrachteten, geschah vornehmlich um der Würde des Menschen willen. Auch der Staat war mit den Mitteln der alten Erfahrungsseelenlehre nicht in seiner Wirklichkeit zu begreifen. Schiller, der Kantianer und gestaltungsmächtige Dramatiker, verkannte, sonderlich für die Deutschen, seine Notwendigkeit; Marx, der abstrakte

Wirtschaftstheoretiker, und noch Nietzsche, der intuitive Kenner des Trieblebens, sowie der persönlich differenzierten Geistigkeit, verneinten ihn radikal. Mit Grund spottet Hegel bei jeder Gelegenheit über die „beobachtende Psychologie“ seiner Tage: sie finde zwischen ihren mancherlei Vermögen, Neigungen und Leidenschaften „kein Ganzes“: bestenfalls schreite sie zu der Verwunderung fort, „daß in dem Geiste, wie in einem Sacke, so vielerlei zufällige, (dabei unruhige) Dinge beisammen sein können“. Kants Mißtrauen wurzelte tiefer als in den mathematischen Einseitigkeiten seiner Erkenntnistheorie. Die sittliche Welt klappte ihm in Neigung und Pflicht auseinander. Der Mensch aber, wie er dem Erfahrungswissen sich darstelle, war ihm ein chaotisches Nebeneinander von sinnlichen Regungen, bloßer „Stoff“ für die von außen herzutretenden „Formen“ der Anschauung, des Verstandes und der Vernunft. Deren Ansprüche hielt er wissenschaftlich für unbegründbar. Die wirklichen Gefühle waren nach ihm „alle von einerlei Art“, nämlich Lust oder Unlust. Das Natürliche im Menschen — abgesehen von dessen metaphysischem Wesen und dem daraus abgeleiteten reinen Sollen — schien ihm eintönig letzten Endes darauf gerichtet, daß jeder für sich möglichst viel Glück gewinne. So stark hatte seit der Renaissance (die bekanntlich auch den alten Atomisten und Epikur huldigte) ein maschinenhaftes Schema vom Seelenleben sich der wissenschaftlichen Köpfe bemächtigt.

### III.

Die gesunde Denkart tätiger, gereifter Menschen, auch vor der Wissenschaft und außerhalb ihrer, lehnte sich zu allen Zeiten gegen solche Verflachungen auf. Am einmütigsten beurteilten in Deutschland, schon auf der Höhe des Mittelalters, die Denker und die Dichter den Mann ohne Ehre, den der Güte und der Fähigkeit zur Treue baren Menschen wie einen substanzlosen, der von Natur zu kurz gekommen sei. Innerlich ein „Löhner“ zu sein, das war der deutschen Mystik schlechthin Entartung. Dagegen war sie in der Überzeugung einig, daß in einem menschenwürdigen Dasein das Leid unausweichlich ist, und daß es den Rechtsbeschaftenen adelt. Ich erinnere an Meister Eckharts Bild von dem Tiere, das am schnellsten zur Vollkommenheit trage. Die spitzfindigen Versuche der Moralskeptiker, das Mitleid, die Opferbereitschaft und vollends die Mitfreude auf verkappte Selbstsucht zurückzuführen, sind psychologisch unhaltbar. Sie scheitern vor allem an der wirklichen Natur der Gemeinschaftsformen, der bündischen wie der familienhaften, und an den sachlichen Werten, näher

an der nicht wegzukügelnden Erfahrung, daß die Menschen sich für eine Sache einsetzen können. Bei uns zu Lande führt seit tausend Jahren eine lückenlose Kette richtiger Gedanken zu der tragisch-heroischen Lebensanschauung Friedrich Nietzsches, die um der Wahrheit willen oftmals hart oder nüchtern klingt. Mancher der zugehörigen Sätze, namentlich des Zarathustra, ist jetzt beinahe sprichwörtlich geworden: „Was liegt am Glücke?“ „Trachte ich denn nach Glücke? Ich trachte nach meinem Werke.“ „... von Grund aus liebt man nur sein Kind und Werk.“

Zur Zeit aber, da Nietzsche solche Worte schrieb, waren er und seinesgleichen genötigt, einsiedlerisch zu leben. Wie Prediger in der Wüste redeten sie zu einem Geschlecht, das sich einbildete, es herrlich weit gebracht zu haben mit seiner „Realpolitik“, seiner Geldwirtschaft und Maschinenteknik. Der Verkehr, der Waren und der Menschen, war in nie geahntem Maße erleichtert. Die Bequemlichkeiten und die Sicherungen des äußeren Daseins schienen ins Unbegrenzte steigerungsfähig. Eben in diese zivilisatorische, zuletzt spießbürgerliche Bahn wurde auch die Arbeiterbewegung von Demagogen und materialistischen Doktrinären irreführt. Wenn ein Nietzsche oder Treitschke gegen den „Sozialismus“ eiferten, meinten sie in Wahrheit dessen Entartungen in Klassenhaß, Besitzstreben und Bildungsneid, schließlich in die Gewaltherrschaft organisierter Interessen und Massen.

Daß die ökonomisch zweckbewußte Rechenhaftigkeit aus dem lebendigen Ganzen des Menschentums ausgegliedert war, daß zwischen den Erlebenden und ihrer natürlichen Welt ein Reich von bloßen Mitteln der Daseinsvorsorge emporwuchs zu dämonischer Eigenmacht, diese Umwälzungen spiegelten sich in der Theorie des Menschen wider. Damals definierte ein namhafter Psychologe die Intelligenz als (rein individuelle) Fähigkeit der Anpassung an wechselnde Situationen. Auf dem Asphalt der Großstädte wurde die „Psychoanalyse“ ausgeklügelt. Ihre Beobachtungsgrundlage erstreckte sich überwiegend auf genußsüchtige intelligente Einzelmenschen, die sich nirgends einfügen und zu arbeiten nicht gewohnt sind. Einer Reklame, wie sie bis dato in geistigen Angelegenheiten verpönt war, konnte es gelingen, diese Lehren über die zivilisierte Welt zu verbreiten, bis zu den Zöglingen der höheren Mädchenschulen. Der späherische Blick für Dinge, deren der unverdorbene Mensch unfähig ist oder sich schämt, und der Drang, zergliedernd sie auszusprechen, war geschärft an französischer Belletristik, an Kierkegaards verzweifelten Bekenntnissen, auch

an Nietzsches „Menschlich-Allzumenschlichem“. Aber die Franzosen pflegen mit mehr Geist und Geschmack ihre „Intimitäten“ darzubieten, ohne Anspruch auf Vollständigkeit oder wissenschaftliche Gründlichkeit. Vollends die germanischen Menschenkenner der Epoche litten schwer an den Entformungen, auf die sie stießen; ihre Sehnsucht zum mindesten war auf ein volles, geradgewachsenes und verbundenes Menschentum gerichtet. In Wien dagegen verdünnten sich die „entlarvenden“ Tendenzen des Jahrhundertendes ins Verstandeseinseitige und gleichzeitig vergrößerten sie sich pansexualistisch; bei Adler und seinen Nachfolgern klassenkämpferisch ins Proletarische oder Sportsmäßige. Diesen wurde „Training“ zum Heilmittel aller „Minderwertigkeiten“, auch der vielen, die sie hinzukonstruierten, und alle Unterschiede zwischen Menschen verschwanden ihrer Sicht vor den Einflüssen des ökonomischen Milieus oder vor den Absichten eines leiblichen, zugleich „sozialen“ Bessermachens. Zugegeben, daß in Österreich und Deutschland mehr als anderswo, besonders unter Kleinbürgern, „idealistische“ Schönmalerei, Selbsttäuschung, ja Verlogenheit anzutreffen war. Auch die wissenschaftliche Seelenforschung, die soeben angehoben hatte, war insofern oberflächlich, als sie fast nur den erwachsenen Durchschnittsmenschen im Auge hatte und an ihm wiederum Teilzusammenhänge, leicht nachprüfbare Regelmäßigkeiten des klarbewußt rezeptiven Verhaltens bevorzugte. Die dunkeln Untergründe des seelischen Geschehens kamen dabei zu kurz, ebenso seine Abartungen. Vergessen schien die Einsicht eines Goethe, wonach wir die Erlebnisse unserer frühen Kindheit nie verwinden können. In den neuen Laboratorien der Psychologie blieb — mehr noch als das Phantasieschaffen mit seinen Gemütsantrieben — das gesamte Triebleben unbeachtet; trotz allen biologischen Ergebnissen; trotzdem, daß sogar Nietzsche betont hatte, der Grad und — freilich auch — die Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen reiche empor bis in seine höchsten Geistesregungen. Methodisch waren die exakten Forscher leichtgläubig gegenüber den Aussagen der „Selbstbeobachtung“.

Bei solchen Kinderkrankheiten unserer Wissenschaft wirkte es aufrüttelnd, daß die psychoanalytischen Ärzte grundsätzlich das Leben von unten her betrachteten und gleichzeitig diese Perspektive für die wahre „Tiefen“schau ausgaben. Sie waren eifrig, alles fortzudeuten, was den Menschen vom Tier unterscheidet, und was der Edle vor dem Gemeinen, der Gesunde vor dem Entarteten voraushat. Erkenntnistheoretisch waren sie viel befangener als die Experimentatoren in quantitativen Vorurteilen des „Mechanismus“ und der „Technik“.

welche beiden Begriffe sie besonders gern auf das Seelische übertrugen. Wo die geschlechtliche Genußgier — von der Fortpflanzung war kaum die Rede —, wo der Ödipuskomplex und die anderen Haßgefühle ihrer Theorie sich durchaus nicht nachweisen lassen, z. B. bei jungen Kindern, da suchten sie den Leser (wie ihre Patienten) zu überreden, daß diese allerklärenden Kräfte ins „Unbewußte“, sogar absichtlich, „verdrängt“ seien. Von dorthier wirkten sie bestimmend und entscheidend in einer durchgehends gleichen Weise. Auch erlebnismäßig, im unmittelbar Gegebenen (das aber nicht eigentlich beschrieben wird) entspreche solchen funktionalen Sachverhalten überall und auf allen Entwicklungsstufen inhaltlich das gleiche, mit Unterschieden nur des Grades. Der Begriff „Verdrängung“ und einige andere aus der Mechanik, zusammen mit chemischen wie „Sublimierung“, soll in der Psychoanalyse mit bestreiten, was immer, sachgemäß betrachtet, als Formgebung oder Formerhaltung, als schöpferisches Tun und Können, kurz, als Gestaltung und Gestaltungsfähigkeit sich erweist.

Das Gefühlsproblem hatten die methodisch vorgehenden Psychologen gewiß vernachlässigt. Wie aber Freud und seine Schüler diese Lücke ausfüllten, das war theoretisch vollends systematisch unzulänglicher als etwa Wundts experimentell unterbauter Versuch, die Schranken der Lust-Unlust-Begriffe nach zwei anderen qualitativen „Hauptrichtungen“: Erregung—Beruhigung und Spannung—Lösung zu durchbrechen. Man muß damit das Zugehörige aus seiner Lehre vom Wollen und vom Denken (hier besonders die „Begriffsgefühle“) verbinden. Wesentlich Ergänzendes enthält seine Logik, des weiteren sozialgenetisch, seine Völkerpsychologie, zumal der Sprache und der Religion, sowie seine Ethik. Dagegen nach den Wienern wäre das Gefühlsleben — diese Heimat alles Qualitativen und Schichtenreichen — so beschaffen, wie es einförmiger und platter nicht gedacht werden kann. Freilich muß man dabei beachten, daß diese Schule weniger als alle anderen in der neueren Zeit das schlichte und vergleichende Beschreiben innerer Gegebenheiten sich angelegen sein läßt. Ausgerüstet mit Restbeständen der Herbartischen Vorstellungsstatik und -dynamik, und Hauptgedanken Darwins kritiklos übernehmend, zielt sie von allen Seiten voreilig darauf ab, die von ihr gesichteten und für typisch gehaltenen „Phänomene“ restlos zu erklären, nämlich einzelkausal, des näheren mechanistisch. Abgesehen von einigen metaphysischen Andeutungen des späteren Freud, die er selbst als unverbindlich erklärt (über „Todestriebe“, über das „Es“ u. dgl.),

waren die Psychoanalytiker darüber nie im Zweifel, daß jedes Lebewesen früh und spät für sich selber Genuß erstrebe oder gegebenenfalls Leidlosigkeit. Beim Menschen stülpe sich — man erfährt nicht, wie und woher — ein zweckbewußter Intellekt über das derart vereinfacht gedachte Spiel der Triebe. So schneiden sie die gesamte menschliche Innenwelt zurück auf eine „Technik“ des Lustgewinns und der Unlustminderung; die Lust-Unlust wiederum: Freud auf Befriedigung der sexuellen Brunst bzw. deren Hemmnisse, Adler auf Überwindung von Minderwertigkeitsgefühlen und deren Mißlingen oder — enger noch und unscharf davon geschieden — auf Zuwüchse bzw. Einbußen an sozialer Geltung.

Bei einer derartigen Plus-Minus-Rechnung gehe jemand so spitzfindig er mag zu Werke, niemals wird er darüber Auskunft geben können, wie eine Regung des Heimatgefühls oder des Gewissens zustande kommt, und warum seit alters Menschen das Schöne lieben. Freud pflegt solche Tatbestände auf ein naturentfremdet, irreführendes Milieu abzuschieben, als Konventionen, oder noch unvermittelter und negativer auf Intelligenzschwäche, so das Religiöse insgesamt als „Illusion“. Im Gegensatz zu den meisten seiner Schüler, die in Kulturfragen plump hineinreden, ist er ehrlich genug zuzugeben, daß er zu der Erlebniswelt des Heiligen keinen Zugang finde, und daß mit seinen Methoden nicht erklärt werden könne, warum jemand für das Schöne „Opfer bringe“. Unfreude an der Arbeit sowie das moderne „Unbehagen in der Kultur“ rät er neuerdings, einigermaßen resigniert, durch exakte Wissenschaftlichkeit zu bekämpfen. Er sieht nicht, daß das Lust-Unlust-Vorurteil, welches allen seinen Lehren zugrunde liegt, psychologisch unhaltbar ist. Es kann den einfachsten und alltäglichsten Sachverhalten des Gemeinschaftslebens nicht gerecht werden. An jenem Vorurteil kann man nur festhalten, solange man gewaltsam das entwickelte Einzelwesen für sich allein betrachtet und dazu dessen augenblickliche Strebungen künstlich aus dem Gesamerleben herauslöst. Die Lustlehren insgesamt, auch die ethischen, sind des weiteren unvereinbar mit der psychologischen Grundtatsache, daß es noch viele andere Arten der Gefühle gibt. Entscheidend fallen hier die Unterschiede der Tiefe ins Gewicht gegen jede Theorie von Lustbilanzen. Die Tiefenqualitäten des Erlebens, die ein gesunder Sinn nie bezweifelt, wie man sie täglich und stündlich beobachten kann, ermöglichen allererst, daß Edles von Gemeinem in der Welt, von Bestialischem sich scheidet. Sie begründen die Rangunterschiede zwischen Menschen.

## IV.

Solche Urphänomene unserer Erfahrung müssen mit unverstelltem Blicke betrachtet und verglichen werden. Dann dürfen wir hoffen, Antwort zu finden auf die verzweifelte Frage eines Kant, wie es möglich sei, daß Menschen ihre Pflicht erfüllen, und daß überhaupt das Sittengesetz „praktisch“ werde. Wollen wir dieser echten „Tiefen“-schicht des Daseins denkend und vollends wissenschaftlich näherkommen, so müssen wir uns freilich aus jener Enghnis befreien, in welche die Psychologie vornehmlich durch das falsche Beispiel der Naturwissenschaften hineingeraten ist — ich meine (wogegen ich seit Jahren ankämpfe): den dogmatischen Phänomenalismus. Es ist das Vorurteil, daß in der Lebewelt ein kritisches Betrachten nur Erscheinungen als wirklich anzuerkennen habe, besonders aber auf seiten des Seelischen nur augenblickliche Geschehnisse, enger noch, Vorgänge des Bewußtseins und deren ruhelosen Wechsel.

Trotz ihrer reichen, bodenständigen Geschichte — Goethe und Carus waren der noch zugehörig — verstrickte sich in Deutschland am gründlichsten die Seelenkunde in diesen Irrtum. Das hängt mit ihrem Bedürfnis nach erkenntniskritischer Klarheit zusammen. Auf der ihr zugewiesenen Stufe, wo das Sein und Geschehen selber den höchsten Grad von Verwickeltheit annimmt, häufen sich naturgemäß die sachlichen und methodischen Schwierigkeiten. Aber abgesehen davon hat die Psychologie nicht wie die Physik (an eben ihr) noch eine Disziplin hinter sich, der sie grundsätzlich auszuscheidende Erfahrungstatsachen zur Bearbeitung überlassen könnte. Kant mußte vor allem daran gelegen sein, die mathematisch-naturwissenschaftliche Erkenntnis logisch zu rechtfertigen. Daneben wollte er für den religiösen Glauben dem moralischen Vernunfturteil „Platz schaffen“. Darüber hinaus hat er der biologischen Naturforschung umrißweise einen Weg vorgezeichnet, nicht der sachgerecht psychologischen Forschung. Hieran war er u. a. durch seine Gegnerschaft gegen die Scholastik gehindert. Dieses Erbteil der Renaissance war ihm durch Protestantismus und moralistische Aufklärung verstärkt. Das alles wirkte zusammen — man vergleiche in der Transzendentalen Dialektik die „Paralogismen der reinen Psychologie“ —, und hat lange nachgewirkt zu einer übermäßigen Scheu, summarisch vor jedem „substantiellen“ Seelenbegriff. Später, bei den empirischen Psychologen, verband sich damit der Drang nach exakter Wissenschaftlichkeit — das Methodische haben wir schon erörtert — und, inhaltlich wenig geklärt, das Streben nach Analogien der mathematischen Mechanik.

Der konkreten Zeit, ja der Zeitbedingtheit scheinbar enthoben, führten diese Analogien um so tiefer in ein sachwidrig verräumlichendes Denken des Seelischen hinein.

Schließlich stellte Wundt, während er unter den Empirikern sonst am weitesten dachte, den Grundsatz auf, daß, im Gegensatz zu dem Materiellen, alles Psychische ausschließlich prozeßhaft sei und daher von den Erfahrungswissenschaften rein funktionalistisch behandelt werden müsse. Substanzbegriffe zu bilden sei der Naturwissenschaft eigentümlich und notwendig. Bei dem Suchen nach erkenntnistheoretischen Normen blickte noch er jederzeit auf die klassische Mechanik hinüber. Nur daß er entschiedener als seine Vorgänger deren Gegensatz zu den Geisteswissenschaften betonte. Die neueste Entwicklung, von beiden Seiten her konvergierend, namentlich auf Probleme der Ganzheit hin, zwingt uns, alle jene Gegenüberstellungen von Grund aus nachzuprüfen. Insbesondere die Physik der Masse und der Atome: wieviel behält denn gerade sie an Substantiellem bei? — Wundts „Prinzip der reinen Aktualität“ verlegte den Psychologen scheinbar endgültig die Wege zum Beharrenden und Wesenhaften seelischer Art. Solches mochte der spekulierenden Vernunft überlassen bleiben. Unerkannt hat diese dann durch Hinterpfortchen vieles nicht Erscheinungsmäßige in die Seelenlehre eingeschmuggelt, z. B. als „Residuen“ des Gedächtnisses, als verschiedenartige „Tendenzen“, z. B. apperzeptive, determinierende, kollektivierende, und durch die verkappt metaphysischen Phänomenologen auf dem Weg ihrer vermeintlich unmittelbaren Schau. Am wenigsten war bei alledem die Rede vom Gemüt, diesem kernhaften Zusammenhalte des Seelentums, von seiner Gemeinschaftsverbundenheit und Gemeinschaft bildenden Macht, von dem besonderen Gefüge seiner Anlagen und Wachstumskräfte, die den ganzen Menschen in Form halten und dem Beweglichsten in der Welt, das ist die seelische Lebendigkeit, Dauer verleihen.

Dagegen vor aller Wissenschaft, die im Leben Reifgewordenen, also umsichtig Handelnden waren nie ernstlich im Zweifel über das Dasein und Notwendigsein dieser wesenhaften Bestände der Wirklichkeit. Die Sprache, die Sitte, vornehmlich des kultischen Tuns, von wieder anderen Seiten das Recht stützten jederzeit solches Fürwahrhalten und Danachsichrichten. In Reinheit bietet uns dafür die Kunst schaubare, zugleich herzbewegende Symbole dar. Indessen, ein rechter Bauer weiß genau, wer seine Frau und seine Söhne, sein Knecht und seine Nachbarn sind, nach ihrer verschiedenen, aber jeweils, am Ir-

dischen gemessen, bleibenden Artung. Viel weniger pflegt es ihn zu kümmern, was diese seine Nächsten jetzt und ein andermal fühlen oder sich vorstellen. Jenes Wissen aber um seelischen Bestand und um dessen Gefügeformen durchdringt sein gesamtes Gehaben, in der Gemeinde und sonderlich auf dem Hof, eingeschlossen sein Verhalten zu Tieren, zu Werkzeugen und zum Hausrat. Ähnlich steht es um alle Führer, im Frieden oder Krieg. Der Hauptmann, auch der Feldwebel einer Kompagnie, der tüchtige Polier auf dem Bauplatz wissen, was sie an jedem einzelnen Mann haben und verlassen sich darauf. So rechnen wir alle Tage damit, daß wir durchführen können, und sei es auf lange Sicht, wozu wir einmal entschlossen sind; daß wir und viele andere halten werden, was wir versprochen haben, wenngleich ohne Wort. Erst die Wissenschaft mit ihren Abstraktionen und quer hindurch schneidenden Zergliederungen stellt dergleichen ertümliche Gewißheiten in Frage. Die Erkenntnistheorie bringt zum Bewußtsein, daß alle Erwartungen der Zukunft und alle Urteile, die über das Hier und Jetzt hinausgreifen, unsicher sind, zum mindesten ein Stück Glauben in sich schließen. Im tätigen Leben aber wird nüchtern so zu glauben immerfort gewagt. Der Verkehr der Menschen beruht darauf. Dort fragt man nicht, ob es einen intelligiblen Charakter im Sinne Kants gibt oder einen völlig unveränderlichen, wie Schopenhauer metaphysisch lehrt, und ob ein unbedingtes Sollen sich begründen läßt. Dennoch, schon die Wirtschaft geriete aus den Fugen, vielmehr sie hätte sich nie entwickelt, wenn das wirkliche Seelentum ihrer Träger durchgehend den Bedingungen des Augenblicks, seinen Zufällen und seinen naturgesetzlichen Bestimmtheiten unterworfen wäre. Ein Hauptmerkmal des Wirtschaftens ist allenthalben, daß in Gemeinschaft und in personal gegliedertem Zusammen vorgesorgt wird, auch enthaltsam. Irgendwelche Forderungen an uns oder unsere Nächsten zu stellen, wäre sinnlos, kämen dem nicht Dauergerichtetheiten seelischer Art entgegen, und fügte sich unser Dasein nicht auf die Dauer übereinstimmenden Formen. Daran hängt alles, was dem Menschen eigentümlich ist. Damit steht und fällt seine Gesittung, die geschichtlich wachsende, wie sein persönliches Gestaltwerden. Auch den Konflikt von Pflichten oder den Widerstreit zwischen einer Neigung und einem Wert — das betonte ich schon in meiner Doktorarbeit 1897 — können wir nur erfahren, weil unser Wille und Gefühl von eigenen, mehr als urteilsmäßigen Konstanten beherrscht sind. Dorthier stammt unsere Empfindlichkeit gegen den Widerspruch, unsere Empfänglichkeit für Gegensätze überhaupt. Sie wirkt spannungsreich vertiefend auf

das gesamte Seelenleben. Wir besitzen die Fähigkeit, welche geheimnisvoll die Organgestaltung weiterbildet, die Instinkte in sich einbaut und unsere Triebe überformt: daß wir unter bestimmten inneren, sogar erlebbaren Bedingungen uns (praktisch) jedesmal so und nicht anders verhalten, gleichviel wie die übrigen Umstände der augenblicklichen Situation gelagert sind. Es ist das dynamische Vermögen, wertzuhalten, im Gefügezusammenhang, und Werte stetig zu verwirklichen. Darin offenbart sich und betätigt sich der Kern unserer psychophysischen Struktur, als eines haltbar durchformten Ganzen von lebendiger und doch dauerhafter Existenz. Leibseelische Strukturen liegen bedingungsmäßig allem Lebensgeschehen zugrunde. — Die Metaphysik hat Gründe, anzunehmen: weltwesentlich Geschehen überhaupt. Strukturiertheit ist zugleich das Sein s o l l e n d e. Diese Art des Formwerdens läßt sich ins Unbegrenzte steigerungsfähig denken.

Wissenschaften werden diesen letzten Dingen niemals ganz auf den Grund kommen. Bis jetzt sind nicht einmal logisch die Voraussetzungen für solche Art Erkenntnis geklärt. Um innerhalb der Lebenswirklichkeit Strukturverbände genau als notwendig zu begreifen, um auch nur die Zusammengehörigkeit der Gliedstücke einer Teilstruktur zu verstehen, dazu bedarf es genetischer Analysen und Vergleiche. Des weiteren müssen sorgfältig, unter steter Kontrolle am unmittelbar Vorgefundenen, psychologische, nicht nur somatisch biologische Begriffe von lebendiger Form gebildet und in einer einheitlichen Entwicklungstheorie verbunden werden. Beides, das Formbegreifen wie das Entwicklungsdenken ist systematisch davon abhängig, daß durchgehends eingesehen werde, was Ganzheit sei, in den verschiedenen sachgebotenen Bedeutungen dieses Worts, eingeschlossen die idealen, das sind die ganz oder überwiegend ideenmäßigen (also nicht erfahrungsbegrifflichen; hierfür ist letzten Endes die Philosophie, insonderheit die normative, zuständig; aber nicht eine, die der seelischen Wirklichkeit ausweicht und daher unwissend ihr gegenüber bleibt). „Gestalt“ und vollends rezeptive, gar bloß optische „Gestaltfassung“, dieser bevorzugte Gegenstand der neueren Experimentalpsychologie, ist nur ein eng begrenzter Ausschnitt aus dem zugehörigen, geschweige aus dem gesamten psychologischen Aufgabenbereich. Gestalterlebnisse jeder Art — ich muß wiederholen, was ich an dieser Stelle vor mehr als zehn Jahren, unserem 8. Kongreß darzulegen hatte — sind nur besondere, genetisch späte Fälle des (jederzeit strukturbedingten) Erlebens von Ganzheit, nämlich phänomenale Gegebenheiten eines gegliederten, scharf abgehobenen und gleichzeitig

in sich hochgradig geschlossenen Ganzen. Der Gestaltbegriff, an isolierten Wahrnehmungen des Gesichts und des Gehörs entwickelt, ist zu eng unter anderem für alles Emotionale, aber auch für den Großteil der Motorik, welche endlich jetzt in unseren Laboratorien zu ihrem Rechte kommt. Bei den Gefühlen haben wir es mit den ursprünglichsten und auf jeder Entwicklungsstufe den verbreitetsten Arten des Innewerdens von Ganzheit zu tun. Diese Erlebnisse sind die qualitativ mannigfaltigsten, die es gibt; endlich sind sie funktional, auch gemeinschaftspsychologisch die wirkungsreichsten und im Zusammenhange mit alledem, strukturgenetisch besonders bedeutungsvoll.

Die Grundbegriffe der beschreibenden und der strukturtheoretischen Ganzheitspsychologie stellen sich in unseren Tagen allmählich klarer heraus. In Deutschland wird überall, wenngleich unter verschiedenen Namen, daran gearbeitet. Leipzig hatte in der Richtung wohl einen gewissen Vorsprung wegen der guten Ausstattung seines Institutes, zumal mit Helfern, und weil hier mit Stetigkeit an ein besonders reiches Erbe anzuknüpfen war, welches Wundt vornehmlich in seinen jüngeren Jahren geschaffen hat. Aber wir alle sind weit davon entfernt, dieses begriffliche Rahmenwerk widerspruchslos mit seinem sachlich hineingehörigen Inhalt zu erfüllen. Der ist über die Maßen vielgestaltig und schichtenreich. Heute zeichnet sich das werdende System einer theoretischen Seelenwissenschaft erst in groben Umrissen am — deutschen — Horizonte ab. Es wird in allen seinen Teilen anders beschaffen sein als die Analysen der „Bewußtseins“geschehnisse und -reaktionen, die unsere Vorgänger in der Hauptsache für vollendet hielten. Die Darstellungsweise der vorhandenen Lehrbücher — ich glaube, unter uns ist keiner, der sie ohne einschneidende Bedenken seinen Hörern empfehlen könnte. Beinahe alles ist wieder in Fluß geraten, auch die Sinnespsychologie — wo laufen jetzt ihre Grenzen gegen das Höhere, Zentralere? Aber in einen Fluß von lebendigster, viel versprechender Bewegtheit. Seit zwei, drei Jahrzehnten sind wir doch beträchtlich klarer geworden, neuerdings sogar erklärtermaßen einmütiger über unsere entscheidenden Fragestellungen, unsere eigentlichen Aufgaben und ihre sachgeforderte Ordnung. Die notwendigen Arbeitswerkzeuge sind jetzt noch komplizierter als dazumal — man denke an die mathematischen oder die exakt typologischen — aber sie fassen zu. Die Wege der Psychologie sind mannigfaltiger gewunden als in jener Frühzeit, die mancher voreilig die klassische nannte; oft auch führen jetzt die Schächte der Forschung in großem Abstände, mehr mittelbar zu systematischen Ergebnissen hin. Indessen, diese

vielerlei neuen Wege arbeitsteiligen Schaffens werden doch zusehends miteinander verbunden, und auf einigen kommen wir Schritt für Schritt vorwärts. Die da wirklich Hand anlegen, spüren das alle Tage.

Ein Fels der Hindernisse ist grundsätzlich überwunden; vorsichtiger gesagt, er ist erschüttert und beginnt zu weichen: ich meine, das phänomenalistische Vorurteil, von dem wir sprachen, und damit die grundsätzliche Scheu zu dem Strukturellen vorzustoßen. Die Zeit ist endgültig vorüber, da die wissenschaftlichen Psychologen, zumal in Deutschland, einhellig eine Psychologie ohne Seele anstrebten oder mit Stolz verkündeten. Die Kulturwissenschaftler und vollends, die auf Metaphysik nicht verzichten wollten, auch die Naturforscher, sofern sie noch auf ein Ganzes der Welt hinstarrten, konnten den Sinn und Ort dieser Sache nicht begreifen, diese Bemühungen um einen nicht existierenden, jedenfalls nicht einheitlichen Gegenstand. Erst recht die religiösen Menschen und die Künstler, die Staatsmänner und die Besinnlichen im Volk, welche bei Psychologie etwas für das Leben Brauchbares suchten, sie alle fühlten und verhielten sich danach: eine solche Wissenschaft gehe sie nichts an.

## V.

Nun vergleiche man mit jenem Zustand die gegenwärtige Lage. Bis an die Werthaltungen, auch an die eines andächtigen Gemütes, wagt sich jetzt die Forschung, sogar experimentierend heran. Ergiebiger fürs erste bemüht sie sich etwa um die Musikalität und ihre verschiedenen Arten; um das bildnerische und dichterische Schaffen, das zusammenhangstiftende Denken — um schöpferische Gestaltung überhaupt. Hier überall ist das gefügeste Ganze der Person (ein Hauptthema dieses Kongresses) und, wechselwirkend, das der echten Gemeinschaften (ein Hauptgegenstand, hoffe ich, des folgenden) wesentlich am Werke, mit allen ihren Voraussetzungen von Entwicklungsnotwendigkeit. Zur Zeit freilich können wir methodensicher erst das Individualgenetische daran erfassen, und noch bestimmter, von vielen Seiten neuerdings, das Werden, die Aktualgenese der einzelnen zugehörigen Erlebnisse; am ergebnisreichsten dann, wenn wir durchgehends die strukturellen Bedingungen im Auge behalten. Die Pioniere des Experiments und der Messung, zumal Wilhelm Wundt, meinten noch, daß diese ihre schärfsten Werkzeuge auf Kinder, auf Ungebildete und auf Tiere nicht anwendbar seien. An diesen Bedenklichkeiten ist nur soviel zutreffend: dort versagt die unmittelbare „Selbstbeobachtung“ ganz, und größtenteils die sprachliche Verständ-

gung. Beide zusammen aber waren das A und O der alten Experimentierkunst. Wie heilsam haben wir umgelernt auf all den Gebieten, welche eben nur strukturgenetisch zugänglich und unter sich wie mit der allgemeinen Seelenlehre zu verbinden sind.

Die Schülernot unserer Tage zusammen mit den Umwälzungen des Berufs- und Arbeitslebens rief die wissenschaftliche Psychologie in einer lebenspraktisch dringenden Weise auf den Plan. Nun wissen wir genauer, was es, von innen her gesehen, auf sich hat mit Arbeitsbewegungen, Arbeitsfreude, geistiger und leiblicher Ermüdung; auch mit den Leibesübungen. Diese ganzheitspsychologischen und in ihrer Art strukturpsychologischen Teilergebnisse warten darauf, daß sie theoretisch fester zusammengeschlossen werden, vorab durch sozialgenetische und nicht zuletzt durch unbefangene erbbiologische Forschung.

Daß wir dahin vordringen, mit ruhigem Denken und genauem Tun, zu erkennen, wie die Menschen ihren Beruf erfüllen, wie sie produktiv arbeiten, zwischen den Maschinen sich behauptend, und wie sie überall ihre Kräfte bewahren, dergleichen halte ich für wissenschaftlich bedeutsamer, es scheint mir letzten Endes auch politisch folgenreicher, als daß viele sich dahin vereinigten, nachträglich zu begreifen, was heutzutage propagandistisch oder suggestiv auf Massen wirkt.

Sogar für ein Lebensgebiet, das wie wenige den ganzen Menschen und seinen Charakter erfordert, für den opfervollen Beruf des Soldaten und Offiziers, für den todesbereiten Kriegsdienst haben sich exakte Methoden des psychologischen Experiments als Mittel der Auslese bewährt. Ohne dies weilten nicht, mit ihren militärischen Führern, mehr als 50 Heerespsychologen unter uns, aus Deutschland und von dem ritterlichen, durch gleiche Schicksale uns verwandten Volke der Ungarn . . . Wer immer ein Lebewesen auf seine seelische oder geistige Eignung hin prüft, d. h. auf seine Dauerbereitschaft zu irgendwelchen Leistungen, auf sein Können oder notwendiges Versagen, der fragt ja nicht, wie diesem Menschen oder Tier jetzt zumute ist, sondern er fragt nach seelisch-leiblichen Strukturen oder doch Teilgefügen. Und es ist erwiesen, daß man auf solche Fragen zuverlässige Antwort finden kann.

Rückblickend von strukturpsychologischen Befunden, indem wir diejenigen der Beschreibung damit verbinden, sehen wir plastischer wiederum das Erscheinungsmäßige des Seelengeschehens und seine Äußerungen, verstehen wir besser die Erlebnisse, wirklich als solche; insonderheit wo es gelingt, Tiefen Gefühle vergleichend zu beobachten,

etwa mit Ausdrucksmethoden in dem neuen Sinne, der ja voller ist als derjenige ihres Hauptbegründers Wundt. Hierher gehört die psychologische Untersuchung der Stimme, des Ganges und der Gestik, nicht zuletzt der Handschrift. Indem wir das Schreiben planmäßig beeinflussen, z. B. durch Verdunkeln des Raumes, erschließt sich uns das eingebettet Mitbewußte, und gewinnen wir von den Bewußtheitsgraden der vielerlei beteiligten Funktionen ein Relief, wie es dem bloßen Theoretisieren über das „Unbewußte“ niemals zugänglich wird (J. Rudert, R. Werner). Alles tiefe Erleben, mit den dahin gehörigen Unterschieden, ist strukturell bedingt, ist bezeichnend — auf höheren Stufen des Bewußtseins sogar dem Erlebenden selbst — für die Persönlichkeit und ihr Eingegliedertsein in die Umwelt; ist daher strukturpsychologisch aufschlußreich. Aber umgekehrt, ein wissenschaftlich brauchbares Beschreiben vorgefundener Tiefenqualitäten, schon ihr Auffinden und jede zielsichere Ausdrucksforschung, setzt voraus, daß man von den zugrunde liegenden Strukturen etwas im Zusammenhang wisse, zum mindestens in begründet hypothetischer Weise.

## VI.

Auf unseren Tagungen sowie in den Werkstätten der Psychologie nimmt die Lehre von den Typen des leibseelischen Menschseins einen zunehmend breiten Raum ein. Vor 1900 hatten in verwandter Richtung einige Psychologen einseitig danach gefragt, ob die Empfänglichkeit für akustische oder für optische Eindrücke oder die Motilität bei gewissen Menschen überwiege. Das führte, je genauer man vorging, um so regelmäßiger zu unentschiedenen Ergebnissen oder zur Aufstellung unscharf begrenzter Mischtypen. Tiefer schon gruben diejenigen, welche Hauptarten der „Aufmerksamkeit“ unterschieden, wie denn der Begriff Aufmerksamkeit frühzeitig, wenngleich unbestimmt, über das Sinnliche und Motorische hinaus auf Gefühls- oder Willensartiges miterstreckt wurde, so von Stumpf oder von Wundt, bei dessen vieldeutiger Verschlingung mit der „Apperzeption“. Die Physiologen betrachten noch heute ihre Vpn. hauptsächlich nach der Art, wie sie auf Außenreize „reagieren“, und einige, zumal klinisch unterrichtete, ordnen die Individuen gruppenweise nach Regelmäßigkeiten solcher Reaktion. Dilthey und seine Schule, herkommend von der Geschichte der Ideen und der Weltanschauungen, aber hinausgedrängt über das rein historische Rekonstruieren, hielten sich an die „höchsten Objektivationen des Geistes“ — so ausschließlich, daß sie zwar strecken-

weise theoretische Besinnung anregen, aufs Ganze gesehen aber, mit ihren Hypostasen von Methodischem und rein Geschichtlichem, die erklärende Forschung irreführten. Spranger wandte sich von der entwicklungspsychologischen, entschiedener noch von der biologischen Tendenz seines Lehrers ausdrücklich ab. Er verband feinsinnig an einigen Stellen das Problem des Seienden mit dem des ethischen Sollens. In Anlehnung an Platonisches legte er eine Metaphysik „ewiger“ „Ideen“ von vornherein zugrunde. So gelang es ihm, jene deutschen Typologien, die einer Aufgliederung des „objektiven Geistes“ im Sinne Hegels folgten, persönlichkeits- und werttheoretisch zu ergänzen, am ergebnisreichsten wohl in Richtung auf das rezeptiv ästhetische und das fraulich karitative Verhalten. Auch die religiöse Erlebniswelt, die bei Dilthey und schon im klassischen Idealismus vernachlässigt war, durchleuchtete er lehrreich, vorzugsweise wiederum nach der höchst persönlich rezeptiven Seite. Die prophetischen Naturen kommen dabei zu kurz; ebenso die festen Formen des Gemeindelebens, zumal der Kulthandlung. Daß er, der hochverdiente Jugendpsychologe, das kulturgenetische Vergleichen und Zergliedern planmäßig unterließ, hatte zur Folge: sein System der Geisteshaltungen ist ausschließlich auf die gegenwärtige Lage zivilisatorisch fortgeschrittener Völker Europas abgestellt, und auch insofern birgt es empfindliche Lücken. Die Welten der Technik und des Heerwesens fehlen beinahe ganz; die politische und mehr noch die wirtschaftliche scheinen mir individualistisch verzeichnet.

E. Jaensch ist bekanntlich von der „eidetischen“ Anlage mit der sinnlichen Lebhaftigkeit ihrer Anschauungsbilder ausgegangen. Später erhob er diese auch landschaftlich bedingte Sonderbegabung ins Entwicklungspsychologische. Gleichzeitig schlug er, erfolgreich bis zu einer bestimmaren Linie, die Richtung ein, zwischen den peripherischen Elementaren und der hohen Geistigkeit methodisch eine mittlere, nach beiden Seiten ausstrahlende Funktions- und Leistungsschicht, die dem Experiment noch erfaßbar sei, zu bevorzugen. Sein Gedanke der „Integration“ und die damit sichergestellten Befunde erwiesen sich als fruchtbar. Soweit jener Leitgedanke Jaenschs bisher durchgebildet wurde, stößt er, finde ich, mit allen seinen Erträgen auf eine unüberschreitbare Grenze da, wo Gemütskräfte und also Faktoren echter Gemeinschaft wesentlich im Spiele sind. Die zentralen Sachverhalte dieser Art, aus denen die Persönlichkeit sowie die Kultur sich aufbaut, sind erwiesenermaßen dem Experiment und der Messung gleichfalls zugänglich; man muß

nur mit solchen, vorab den verfeinerten Ausdrucksmethoden sozialpsychologische kreuzen. Das Wahrnehmungsleben, ebenso die Intelligenz machen, damit wir von dort aus zu einer wissenschaftlichen Typenlehre, geschweige Charakterologie gelangen, schon zahlenmäßig eine viel größere Häufung mannigfaltigster Versuche nötig. Dazu aber reicht in der Praxis, z. B. der Eignungsprüfungen, einfach die verfügbare Zeit nicht aus. Dagegen ein geschicktes Einkreisen gut gewählter Willens- und Gefühlsgehalten führt jedesmal in Kernschichten des — ganzen — Menschen hinein. Auf solche Weise wird eine gewisse Abseitsstellung des arbeitssamen, doch aber nicht ganz autarken Marburger Kreises überwunden werden. Er muß sich mit verwandten Ergebnissen anderer Herkunft auseinandersetzen, nicht nur mit den Ergebnissen Kretschmers oder der Schule Krohs. Dabei wird der Begriff „Integration“ — er meint einige gewiß entscheidende Zusammenhänge von Lebensganzheit — in mehr als klassifikatorischem Sinne zu differenzieren sein. Das gegenseitige „Sichdurchdringen“ von Erlebnisteilen muß schärfer als bisher abgegrenzt werden gegen das In- und Miteinander sowohl abstrakter „Funktionen“ als, erst recht, der wesenhaften Teilstrukturen. Dann erst werden wir zu den echten, den dauernden und Dauerndes schaffenden „Formen“ seelischen Seins vordringen. Der Hauptweg, glaube ich, zu diesem hohen Ziele ist strukturgenetisch in dem engeren Sinn, daß er mit Bestimmtheit auf das gefügesthaft, nicht etwa erlebnismäßig nur „persistent“, alle Erscheinungen Überdauernde gerichtet ist, auf das Seiende, welches die „Funktionen“ allzumal grundhaft übergreift, und auf die Entwicklungsnotwendigkeiten dieses Zusammenhaltes der leibseelischen Organisation (sowie der sozialen Lebenseinheiten).

Erst wenn diese Richtung des psychologischen Fragens und Arbeitens energisch innegehalten wird — eine Zeitlang muß es vielleicht mit Einseitigkeit geschehen — werden die groben Vieldeutigkeiten verschwinden und die Widersprüche sich beseitigen lassen, daß z. B. Kretschmer den tiefen Humor, einen Bruder der Tragik, mit Aufgelegtheiten zum Spaß oder Lustigsein zusammenwirft; ferner, daß Integriertheit gedeutet wird als labile Gefühllichkeit oder extremes Beweglichsein oder plastilinartige Nachgiebigkeit gegen jeden Einzeleindruck — und daß gleichzeitig Integriertheit undeutlich das mitbezeichnet, was seit Jahren wir Leipziger, übereinstimmend F. Sander, als Gestaltungskraft oder plastisches Vermögen herauszuarbeiten suchen. Das Tragsame und Fruchtbare einer typologischen Lehre, ja einer jeden psychologischen Theorie kann danach ermessen

werden, wie weit sie vom produktiv Gestalterischen, vom Gestalt schaffenden Tun und Können Rechenschaft gibt. Das gelingt nun im einzelnen, wenngleich unter Rückschlägen, zunehmend — seit Wundts „schöpferischer Synthese“.

Die Bemühungen der Typenforscher haben schon bis jetzt Unverlierbares gezeitigt. Sie haben in Sachen des Menschentums die Grenzen exakter Methodik erweitert. Die Klüfte, welche unser Gebiet von den Hilfs- und Nachbarwissenschaften geschieden hatten, sind gangbar überbrückt worden. Wir haben einsehen gelernt, daß die uns vorangeschrittene Generation viel zu unbekümmert um die Verschiedenheiten des Menschseins auf allgemeine Gesetzmäßigkeiten hinarbeitete. Daher gibt es kaum einen theoretischen Satz oder methodischen Ansatz jener Pionierepoche, der nicht typenpsychologisch in Frage gestellt und dann von Grund aus berichtigt werden müßte. Eben dadurch werden die funktionalen Konstanten der alten Lehre, etwa von den Schwellen, von der Unterschiedsempfindlichkeit insgesamt, einen besseren Sinn erhalten, und neue, größtenteils bedeutendere Zusammenhänge werden ans Licht treten.

Das Typenbilden gestattet, Erscheinungen als zusammengehörig zu erkennen und vorerst klassifikatorisch einander zuzuordnen, über deren gesetzliche Notwendigkeit noch wenig oder gar nichts bekannt ist. Ähnlich verfahren Spearman und Krueger, als sie 1906, unter dem Widerspruche Wundts, Korrelationsmethoden in die deutsche Psychologie einführten. Aber dieses Rechenverfahren ist jetzt gereift, weitergeführt zu werden, auch mathematisch, nämlich wertigkeitstheoretisch, in Richtung auf das Gesamt„profil“ der Anlagen, zunächst der Leistungsfähigkeiten, und damit schließlich auf das strukturelle Relief ganzer Personen (Klemm, Helke). Das ist freilich eine weitausschauende Aufgabestellung, welche die übrigen Untersuchungen am Einzelmenschen richtunggebend übergreift und die berufen ist, einstmals sie zusammenzuschließen. Dagegen pflegen die Typusbegriffe das Fragebedürfnis bald zu beruhigen, indem sie handlichen Kombinationen sich einfügen bequem mit ihrer theoretischen Unverbindlichkeit. Aber sie täuschen leicht über das eigentlich Psychologische und Physiologische hinweg. Sie verdecken sogar kausale Hypothesen, die stillschweigends mit ihm zusammengedacht werden. Darüber müssen sich die Typologen von vornherein klar sein, ob sie nur, wie die Historiker, Einmaliges feststellen und mit anderen zusammenreihen wollen, oder ob sie im Dienst einer erklärenden, das ist einer Gesetze suchenden Wissenschaft stehen. Die Psychologie

ist und bleibt eine solche. Wir wissen genauer jetzt als unsere Vorgänger: die überzeitlichen Notwendigkeiten von Bedingung und Folge, erst recht die allgemeinst gültigen aber bestimmten Gesetze des Seelischen sind durchgehends, dichter als anderswo, die Sachgesetze der Wirklichkeit, überdeckt von individuellen Besonderheiten. An diesen läßt sich vieles mit Typusbegriffen übersichtlich herausheben. Aber die gesamte Schicht von — mehr oder weniger bestimmt — Partikularem haben wir letzten Endes zu durchstoßen, wollen wir unsern Gegenständen auf den Grund kommen. Das muß gesetzeswissenschaftlich geschehen, auf allen gangbaren Wegen materialer Tatsachenforschung. Keineswegs genügt das früher üblich gewesene Verfahren: wo immer Abweichungen von den bisher angenommenen Gesetzmäßigkeiten vorkommen, sie „Fehlern“ der Beobachtung zuzuschreiben und nur rechnerisch „auszugleichen“, nach dem mathematischen „Gesetz“ der großen Zahlen. Dieses formale und summarische Verfahren wird jetzt durch eindringendere ersetzt, unter anderem durch Typenforschung.

## VII.

Bloße Fehlerrechnung darf weitgehend unbekümmert sein um die inhaltliche Beschaffenheit der von ihr gezählten Sachverhalte. Nicht so unabhängig, nach ihrem Ursprung so wenig wie nach ihrem Erkenntnisziel, stehen brauchbare Typusbegriffe des Menschseins gegen die Erscheinungen, die es aufzuhellen gilt, gegen ihre Sachgesetzlichkeit und also auch nicht gegen ihren Wesensgrund. Was immer daran psychologisch Bedeutung hat, beruht grundsätzlich, wenngleich oft unwissentlich, auf Gedanken von struktureller Notwendigkeit. Typologie, geschweige Ausdruckskunde dürfen keineswegs, wie das noch bei Klages geschieht, die Erforschung des Charakters, dieses Prototyps einer einzigartig fest geprägten Lebensform verdrängen oder, wie Jaensch geneigt ist, auf einen besonders starren Typus abschieben. (Den „nach innen gewendet integrierten“ J. Hat nicht der Dichter recht: „Es bildet ein Talent sich in der Stille, Sich ein Charakter in dem Strom der Welt“?) Beide vielmehr haben sich mit den Untersuchungen überhaupt zur Psychologie der Persönlichkeit, eingeschlossen ihre sozialen Bedingungen, dahin zu vereinen, daß die allgemeine Gesetzmäßigkeit des seelischen Seins immer bestimmter erkannt werde. Alle diese Richtungen seelenwissenschaftlichen Fragens und Arbeitens sind morphologisch, sollen beitragen zur Lehre von den notwendigen Formen des Lebens. Grundsätzlich beruhen sie insgesamt auf dem Anerkenntnis, daß es Seele gibt, als etwas Existierendes,

im Sinn eines beharrenden, lebendig sich behauptenden Gliedstückes der Wirklichkeit. Erscheinungen setzen immer, wie Kant sagt, „etwas, das da erscheint“, voraus. Und so bedarf jede echte Entwicklung eines Trägers, der ihre Phasen überdauert, auch die lückenhaft oder gar noch nicht festgestellten. Alle psychologische Forschung, recht betrieben, trägt dazu bei, Seele, diesen Grenzbegriff der Philosophie und Weltanschauung, wissenschaftlich genauer zu bestimmen. So sehr uns zu dem Ende geschichtlich, ethnologisch, auch biographisch vergleichende Beschreibung dienlich ist, so wenig heben dergleichen Hilfen die Zielfrage unserer Disziplin als einer erklärenden, als Gesetzeswissenschaft auf. Daran festzuhalten ist unerlässlich, gerade wenn man Besonderheiten des Menschseins als sachlich notwendig begreifen will. Dann aber ist zugleich der Begriff der seelischen Struktur und ihrer Eigengesetzlichkeiten unentbehrlich. Wo immer in Sachen des Lebendigen funktionalistisch, bloße Leistungsprüfungen eine geschlossene Theorie zu ergeben scheinen, erst recht, wo ein reiner Phänomenalismus scheinbar systematisch durchgeführt wird, ist das dadurch mitbegründet, daß man von dem strukturell Überdauernden des fraglichen Stückes Leben unbestimmt abstrahiert oder — dies ist häufiger der Fall — daß man verschiedenerlei hierüber unausgewickelt hinzudenkt.

#### VIII.

Weitreichende Unklarheiten und beharrliche Irrtümer haben in der Regel stärkere Wurzeln als theoretische. So beruht das phänomenalistische Vorurteil nicht nur darauf, daß unsere Wissenschaft jung ist, ihre Logik ungefestigt, ihre Gegenstände verwickelt. Die selbstgenugsame, zugleich aber überhebliche „Psychologie ohne Seele“ ist recht ein Kind des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Von dessen Geiste sprachen wir schon angesichts der Psychoanalyse. Diese war noch zeitverhafteter als jemals die Laboratoriumspsychologie. Noch ausschließlicher als diese in ihren Frühformen beschränkt sich die Wiener Schule auf Einzel„fälle“, ja auf Impressionen, und andererseits dachte sie noch einseitiger mechanistisch. Beide Denkweisen entstammen einer Epoche, da die Wirtschaft großbetrieblich und dem Kapitalismus hörig wurde. Die beteiligten Völker ballten sich in Weltstädten, in Fabrikvororten und Verkehrszentren zusammen. Im Dienste privater Geldinteressen überbot sich die Technik. Ein ungeheurer Apparat von Mitteln wurde aufgebaut und gewann dämonische Eigenständigkeit. Expansion wurde um ihrer selbst willen erstrebt. Rationalisierung in Großbetrieben, kommerziell, maschinenmäßig griff von

der Wirtschaft auf alles menschliche Tun und Lassen über, nicht zuletzt auf das Geisteswesen. Frondienst für möglichst hohen, „solidarisch“ umkämpften Lohn oder Profit wurde der Hauptinhalt eines Lebens ohne Feste, ohne Achtung vor dem Staat und ohne das Haltgebende echter Gemeinschaft. „Die“ „Arbeit“ verdrängte das Göttliche, das Ewige von seinem Thron und aus den Herzen jegliche Ehrfurcht. Das Werkertum betete man götzendienerisch an; daneben die positivistische Aufklärung. Gleichzeitig aber erniedrigte man die Arbeitskraft der lebendigen Menschen zur Ware und den Dienst an der Wahrheit sowie den an der Schönheit zum Sklaven privatwirtschaftlicher Zwecke. Was immer an Bindungen äußerer und innerer Art für das Leben notwendig ist, lockerte sich oder wurde zerschnitten. Die überpersönlichen Güter, deren Wert den früheren Geschlechtern selbstverständlich war, wie die des Familien- und Gemeindelebens, wie Nachbarschaft und ehrenamtlicher Dienst, sanken tief in der Schätzung der Großstädter. Die Verfertiger von „Ideologien“ — so nannte man jetzt die grundsätzlichen Gedanken über das Menschentum — stellten all dergleichen radikal in Frage. Die Zusammenhänge zwischen Individuum und Gemeinschaft, die in der lebendigen Wirklichkeit begründeten Verzahnungen zwischen Sein und Sollen wurden in einem richtungslosen Sinne „problematisch“. Dabei verloren sogar die Gelehrten den notwendigen Anschluß an die Vorgeschichte dieser alten Kernfragen, welche Vorgeschichte auf deutschem Boden am ertragreichsten gewesen war.

In Deutschland stürmischer als irgendwo sonst vollzogen sich zur gleichen Zeit in der Gesellschaft, im gemeinen Wesen überhaupt, Umwälzungen von einschneidender Realität. Sie schienen zwangsläufig dahin zu führen, daß das Denken es aufzugeben habe, die Verbundenheit des Menschen mit seinesgleichen und mit den überpersönlichen Mächten haltbar zu begründen. Die Ideale des klassischen Idealismus von Totalität der Persönlichkeit und ihrer Bildung wurden nur noch schwächlich vertreten, ohne Geltungsanspruch für den rauhen Werktag. Ebenso die bedeutsamen Ergebnisse eines Herder, Möser und Fichte, eines Görres, Jahn, E. M. Arndt in Sachen des Volkstums. Was die Sehnsucht ihrer romantischen Nachfahren und was die Hingabe der historisch Arbeitenden da hinzugewonnen hatte an Ideen oder Gedanken von Bindekraft, dem allen gaben die führenden Köpfe des wilhelminischen Zeitalters keine Folge. Leidvoll, aber mit leidenschaftlichem Schwung bekämpfte Friedrich Nietzsche, der einsame Höhenwanderer, jene Bemühungen der am innigsten volkver-

bundenen Geister. Krampfhafter noch, hilflos zuletzt, wandte sich in unseren Tagen die späteste Romantik — der Klages, Jaspers, Spengler — von der Wirklichkeit des vollen Menschenwesens ab zu einer „Lebens“-Philosophie — der Verzweiflung.

Gewiß, die Dinge standen jetzt auf einer steilen Schneide und noch immer gähnen Abgründe dicht neben der abendländischen Zivilisation. Alles Menschentümliche hat sich dermaßen entformt, daß seine Kernsubstanz, die seelische, den Zersetzungen bloßliegt. Weithin ist sie selber bedrohlich angetastet und erkrankt. In solcher Lebensgefahr des gemeinsamen Daseins sollten doch die Denker und Forscher, die etwas davon verstehen, zusammentreten mit den Könnern der nach außen wirkenden Tat und je an ihrem Teile dahin arbeiten, daß seelenhafte Geformtheit noch das Erwerbswesen durchdringe, daß überall durch das Chaos hindurchgerettet werde, was dem Menschen ureigen-tümlich ist. Aber damit es dahin komme, müssen die Verantwortlichen sich mit gründlicher Wahrhaftigkeit hierauf besinnen. Wie einmal die Lage sich verwickelt hat, müssen sie alle die Mühe auf sich nehmen, erst einmal klar zu erkennen, was in wesentlicher Weise ist und was von daher immer neu werden kann. Davon aber, von den Wirklichkeiten des Menschseins, entfernten sich in Deutschland zunehmend gerade die, die für die zugehörigen Wissenschaften den Ton angaben. Die Kathederphilosophen, einseitig des Geistes und der Kultur, ergingen sich in formaler Wissenschaftstheorie oder setzten zeitbedingte abstrakte Geistigkeiten absolut. Die Spätromantiker, draußen bleibend, antworteten darauf mit einem Verächtlichmachen alles Geistigen, eingeschlossen dem geistgeleitet männlichen Willen. Die in einem bestimmten Frontabschnitt unentbehrlich wären, die wissenschaftlichen Psychologen, beschränkten das Gesetzliche des psychischen Geschehens auf die Oberfläche des ausgegliederten Individuums, ließen die Tiefenschichten von Psychoanalyse umspinnen und überantworteten das Soziale den Formalisten oder den Historikern. Grundsätzlich, wie gesagt, leugneten sie die Realität der Seele selbst; Wirklichkeiten wie Arbeit, vollends Sitte, Volksgeist oder Staat entzogen sich ihrem Blick. Kein Wunder, daß jugendfrische Männer der Tat solches glaubensschwach „intellektuelle“ Treiben zum alten Eisen warfen.

Über Deutschland ist die moderne Technik, Arbeitsweise und Zersplissenheit besonders einschneidend hereingebrochen. Unvermittelter und rascher als die anderen Hauptvölker ist das unsrige von alledem ergriffen worden, bis zur Auflösung der lebenswichtigsten Bänder und Formen seines Daseins. Dieses vergleichsweise junge, noch unver-

brauchte Volk der europäischen Mitte ist am plötzlichsten in die innere Not geraten, daß es tief erfährt, es könnte Unwiederbringliches verlieren, ihm stehe bevor, mit allen seinen Gliederungen Schaden zu nehmen eben an seiner Seele. Aus dieser gemeinsamen Not, sobald sie gemeinschaftlich gefühlt wurde, ist die deutsche Revolution entstanden. Heil uns, daß Männer, die sie erkannten und danach zu handeln wußten, der Nation Führer geworden sind. Bei uns zu Lande gehört jetzt mehr dazu an Schaffensmut, an Opferbereitschaft und also an Glauben, daß sich das Volk in seiner erbeigentümlichen Art behauptete, geschützt und gehalten von der Eigenmacht seines Staates. Hierbei geht es nicht nur um die deutsche Zukunft. Die Gesittung und mit ihr das Leben der weißen Menschheit steht auf dem Spiel. Letztlich stammt aus diesen Notständen auch der wahrhaft wissenschaftliche Wille, von Grund aus zu erkennen, was der Mensch sei und was er vermöge.

Die Grenzen menschlichen Könnens und Verstehens leichtsinnig zu übersehen, liegt unserm durch Leid verinnerlichten Volke fern. Von mehr als menschlichen Mächten weiß es sich umfassen und getragen. Es will eingegliedert bleiben in das unendliche Ganze, das es mit Ehrfurcht bekennt als das lebendig und geistig Allerwirklichste. Aber eben daher schreibt sich, daß die Deutschen seit Jahrhunderten die erfahrbar seelische Wirklichkeit ernst nehmen in jeder ihrer Formen. Die in der Geschichte mächtigste auf die Dauer heißt Volkstum. Sie ist zugleich wohl die metaphysisch bedeutsamste. Unsere charaktervollsten Denker erkannten darin eine notwendige Gestalt des Ewigen auf der Erde. Endlich ist es so weit, daß die Deutschen einmütig solche Wahrheit anerkennen. Noch aber sehen nicht alle klar, daß gerade bei uns der Geist zu dem völkischen Leben, darin er wurzelt, wechselwirksam dazu gehört; so auch, auf dessen gegenwärtiger Entwicklungsstufe der wissenschaftlich geformte und Wissenschaft lebendig erzeugende Geist. Der weht keinen Menschen im Traume an. Er sprießt nicht wie ein Wildgewächs aus unbearbeitetem Boden hervor. Die Fähigkeiten zum strengen Dienst an der Wahrheit wollen gezüchtet und pfleglich behandelt sein. Sie müssen zusammengehalten bleiben in Körperschaften und in einem besonderen Stande, die voller Eigenleben mit dem übergreifenden Ganzen verbunden sind.

In der Schicksalswende Europas muß unser Volk, das reformatorische, alle seine Kräfte sammeln und einsetzen. Richard Wagner, der Mitkämpfer der 48er Revolution, hat 1865 gewarnt: „Wehe uns und der Welt, wenn diesmal das deutsche Volk gerettet wäre, aber der deutsche Geist aus der Welt schwände“.

Jetzt ist Deutschland von Grund aus aufgerüttelt. Das Volk steht einmütig zusammen, und seine Vorhuten sind aufgebrochen wie Anfang August des Jahres 1914, aber noch freiwilliger. Seine Stände und Klassen sind inniger, daher fester miteinander verbunden als jemals seit Jahrhunderten. Viel Schutt und Verkrustung sind fortgeräumt. Dem Verfall ist Einhalt geboten. Neuland wird angebaut auf weite Sicht.

Die Führer unseres neuen Staats, an ihrer Spitze Adolf Hitler, der weitschauende, kühne und gemütsiefe Kanzler, der ein Volksmann ist, schaffen Arbeit. Sie bewirken Sauberkeit und kämpfen erfolgreich für die deutsche Ehre. Sie wissen, daß dieses edle Volk nicht vom Brote allein lebt. Aber das genaue, wissenschaftliche Erforschen des wirklichen Seelenlebens hat Folgen auch für die Volkswirtschaft und für den Staat. Davon wird jetzt hier in Leipzig einiges noch für die Fernerstehenden erkennbar werden.

Wir dürfen hoffen!

Gehen wir an unsere Arbeit.

---

Die Feier schloß mit dem Liede aus der Reformationszeit: „Wach auf, wach auf, du deutsches Land“, gesungen vom Madrigalkreis Leipziger Studenten, dem gemeinsamen Gesang des Deutschlandliedes und des Horst-Wessel-Liedes.

## II. Gesamtvorträge.

## Die germanische Seele.

Ein psycho-anthropologischer Streifzug.

Von **Ludwig Ferdinand Clauß** (Ettenheim).

(Mit 8 Tafeln.)

Das Wort „germanisch“ zielt auf geschichtliche Gegebenheiten: man spricht von germanischen Kulturen und grenzt sie mit diesem Worte z. B. von romanischen Kulturen ab. Am deutlichsten ist die Abgrenzung des Germanischen in der Sprachwissenschaft, die in völlig eindeutiger Weise die germanischen Sprachen als eine Gruppe mit gleichartiger Formgebung herausstellt. Für den Psycho-Anthropologen (den Rassenseelenforscher) und seine Mimische Methode sind geschichtliche Gegebenheiten nur soweit erfaßbar, als sie noch in die lebendige und also unmittelbar miterlebbare, mitspielbare Gegenwart hereinsreichen. Statt Ihnen dies in wohlgefügter Gedankenreihe umständlich darzulegen und unsere Arbeitsweise theoretisch zu begründen, führe ich lieber eine Anzahl lebendiger Beispiele vor und versuche, diese zum Sprechen zu bringen. Vielleicht, daß dann im Gange solcher Betrachtung sich von selber klärt, was wir vom Gesichtspunkt unserer Forschung aus als „germanisch“ bezeichnen dürfen und welche Mittel uns gegeben sind, es wissenschaftlich zu erfassen.

### Bild 1.

Fragen wir zunächst einmal (ohne besondere wissenschaftliche Einstellung, sondern so, wie ein Mensch im täglichen Leben es tut): Was geht hier vor sich in diesem Menschenkinde? Wenn ich diese Frage beantworte, so gehe ich freilich nicht allein von diesem Bilde aus, das auch Sie vor sich sehen, sondern von der gesamten Sachlage, wie sie damals gegeben war, als ich dieses Bild aufnahm. Das Bild ist ja auch nichts anderes als eine Notiz zu dieser Sachlage.

Die Abgebildete ist eine friesische Bäuerin und befindet sich hier auf heimatlichem Boden unter ihresgleichen: unter Verwandten und

Freunden, mit denen sie sich unterhält. Sie war da gerade für einen Tag auf Besuch auf einer Nachbarinsel. Die Menschen, mit denen sie spricht, sind ihr zwar vertraut, aber nicht ganz alltäglich: es spielt im Ausdruck ein klein wenig mit von jener offiziellen Freude, die auch wirklich behaglichen Besuchen noch anhaften kann. Auch die Tracht, die sie anhat, ist ihr zwar heimatlich vertraut, aber nicht alltäglich: man trägt diese Tracht dort nur noch an hohen Feiertagen. Hier wurde sie angelegt, um sie mir vorzuführen. Dabei fühlt sich diese junge Frau nun herausgehoben als Vertreterin dessen, was sie ist: als Vertreterin des altertümlichen friesischen Bauerntumes. Sie „fühlt sich“, d. h. sie erlebt das, was sie auch wirklich ist, bewußt als eine Rolle.

Und nun treten wir mit einer besonderen Frage an diese Sachlage heran. Dieses Erleben, das ich da kurz geschildert habe, ist ja wirklich sichtbar in diesem Antlitz: es zeichnet sich am Leibe dieses Menschen ab durch den Gesichtsausdruck. Welche leiblichen Formen stehen hier dem seelischen Ausdruck zur Verfügung, um sich an ihnen abzuzeichnen?

Die Umrisse erscheinen hier schlank und schmalflächig: die Stirn wirkt schmal, die Nase leicht und gegliedert, das Auge ist voll geöffnet und scheint frei in den Raum hinein gerichtet; auch das Kinn wirkt schlank und der Mund wird mit gelassener Anmut getragen. Unwillkürlich denken wir uns den Hals, von dem wir nur wenig sehen, lang und schlank aus schmalen Schultern steigend, und ergänzen uns dazu einen schlanken, hochgebauten Rumpf mit langen, frei beweglichen Gliedern und schmalen Händen. —

Warum ergänzen wir die gegebene Erscheinung gerade so? Nun, weil eben die Züge, die uns das Antlitz im Verlaufe des vorhin geschilderten Erlebens bietet, eine solche Ergänzung fordern: wenn wir den Leib im eigenen Stile dieser Züge ergänzen sollen, so kann es nur in der Weise geschehen, wie ich es soeben getan habe.

### Bild 2.

Und hier? Dies ist nämlich, so sehr wir uns dagegen sträuben mögen, dieselbe Person wie auf dem ersten Bilde. Zunächst: was spielt sich hier ab auf diesem Antlitz?

Auch hier handelt es sich um einen kurzen Besuch, aber diesmal nicht bei Verwandten und Freunden auf einer heimatlich vertrauten Nachbarinsel, sondern um den Besuch einer kleinen Stadt, die der Abgebildeten fremd ist. Eine wesentliche Entwicklung der Person liegt nicht zwischen unseren beiden Bildern: sie sind innerhalb der gleichen

Woche aufgenommen, und irgend etwas Erschütterndes, das diese Frau hätte von Grund aus umwandeln können, ist in dieser Zeit durchaus nicht eingetreten. Es ist allein die Rückwirkung gegen das umgebende Fremde, was diese merkwürdige Verwandlung hervorgebracht hat. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, sich dem Fremden gegenüber zu verhalten. Man kann sich mit gläubig stauenden Augen ihm hingeben und es zu begreifen, gleichsam es zu entdecken suchen; eine solche Haltung ließ unser erstes Bild erwarten. Aber in Wirklichkeit nimmt dieser Mensch eine andere Haltung ein: diese Seele sperrt sich ab gegen die ganze fremde Welt, die da in Form des städtischen Lebens an sie herantritt und die sie als eine Bedrohung empfindet, eine Störung ihres Verharrens. Plötzlich taucht auch ihr Begleiter, der hier zufällig ich selbst war, für sie ein in diese fremde, als bedrohlich empfundene Welt. Während sie mich auf der Insel nicht als wesentlich fremd empfunden hatte, war ich nun plötzlich für sie weit abgerückt in dieses ganz-andere Leben hinein: ein Städter unter Städtern. Und wie nun diese Rückwirkung auf das Fremde in die Züge tritt, um sich an ihnen auszudrücken, da erscheinen plötzlich gar nicht mehr diese Züge vor uns, die uns vom vorigen Bilde her vertraut sind, sondern ganz andere Züge, die wir dort nicht sahen. Nicht schlanke, zarte Züge bieten sich mehr, nicht ein voll in den Raum ausstrahlendes Auge, keine Linien, die geeignet wären, einer zwar herben, aber doch auch zarten fraulichen Anmut Ausdruck zu verleihen. All das scheint hier wie ausgewischt, wie nicht mehr da. Was wir da sehen, sind grobe, eckige Formen: ein klotziges Haupt sitzt auf breiten, geraden Schultern, unter denen wir einen schweren, klotzigen Rumpf mit ungelenkten Gliedern erwarten. Nun erst wird erkennbar, daß die Augen in niedriger Öffnung wie hinter einer Schanze liegen. Gewiß, dies hat seine anatomischen Gründe: die Augenhöhlen sind eben niedrig gebaut. Warum aber fiel dies auf dem vorigen Bilde nicht auf? Dies ist die fruchtbare Frage, die uns zum rassistischen Ursprung dieses seltsamen Ausdruckswechsels führt. Es ist ja, rein körperlich, rein anatomisch genommen, derselbe Leib, der auf beiden Bildern vor uns steht. Und doch scheint ein bloßer Wechsel des Ausdrucks die Kraft zu haben, aus demselben Leibe ganz neue Züge plötzlich hervorzuheben, die vorher nicht sichtbar und also für die Gesamtauffassung der Gestalt nicht vorhanden waren. Der neue Ausdruck stürzt gleichsam vor in diese bisher verborgenen Züge, treibt sie in den Vordergrund und läßt die anderen Züge (die bisher allein erschienen sind) verschwinden.

## (Noch einmal Bild 1.)

Zweierlei Züge also unterscheiden wir an dieser leiblichen Erscheinung, die uns da als Beispiel dient: deutlicher gesagt: Züge von zweierlei Stil. Indem wir die Züge, die dieses Antlitz auf Bild 1 beherrschen, ihrem eigenen Stile gemäß ergänzten, schufen wir in Gedanken ein in sich einstimmiges, stilreines Gesamtgebilde: ein reines Gezüge. Jeder stilhafte Zug trägt ja in sich eine Vorzeichnung, wie er fortzuführen sei und was zu ihm passen könne. Daher die seltsame Enttäuschung, die wir erlebten, als wir vom ersten Bilde übergingen zum zweiten:

## (Noch einmal Bild 2.)

unser ruckartiges Erstaunen, daß dies nun dieselbe Person sein soll. Das in sich einstimmige Gesamtgebilde, das reine Gezüge, das wir in Gedanken geschaffen hatten, indem wir den Rest der leiblichen Erscheinung uns so ergänzten, wie er in den dort sichtbaren Zügen vorgezeichnet ist, — jenes stilreine Gezüge zerplatzte gleichsam vor unseren Augen, als dieses zweite Bild erschien. Und nun müssen wir die Arbeit des Auffassens von vorne beginnen. Wenn wir diese neuen Züge ihrem eigenen Sinne nach fortführen, so kommen wir auf ein Gesamtgebilde von ganz anderer Art als jenes erste war: wir kommen zu einem anderen Gezüge. Zwei verschiedene Gezüge treten in diesem Antlitz auseinander. Obschon sie ihrem Sinne nach einander fremd und unvereinbar scheinen, sind sie doch tatsächlich vereint an einem und demselben Leibe. Die Bilder haben wir so ausgewählt, daß nicht auf einem Bilde beide Gezüge gleichzeitig mit gleicher Kraft erschienen, sondern daß sie nacheinander hervortraten: erst das eine, dann das andere. Wir hätten aus der ziemlich langen Reihe von Bildern, die ich von dieser Frau aufgenommen habe, auch andere auswählen können: solche, die beide Gezüge mit gleicher Kraft nebeneinander zeigen. Auch auf diesem Bilde hier können wir, wenn unser erstes Erstaunen überwunden und der Blick geschärft ist, noch deutlich Spuren des anderen Gezuges finden: z. B. die Länge des Gesichtes weist noch auf das erste Gezüge hin, während der Ausdruck dieses Bildes eigentlich ein breites Gesicht verlangt. Wir werden dieses Nebeneinander auf dem gleichen Antlitz noch einmal betrachten, erst aber heben wir die beiden Gezüge an stilreinen Gestalten in voller Deutlichkeit heraus.

## Bild 3.

Hier haben Sie das Gezüge, das auf dem ersten Bilde jener Friesin hervortrat, in voller Reinheit: hochgebaute Schlankheit, einen

Umriß von strenger und doch zugleich zarter Linienführung, einen frei und leicht aus den Schultern steigenden Hals, der geschaffen scheint, das Haupt so zu tragen, wie es hier geschieht: leicht und gelassen in die Welt gewendet. Der Ausdruck zeigt auf diesem Bilde volle Vertrautheit mit der Welt, auf die er sich bezieht. Diese Frau ist eine norddeutsche Künstlerin. Sie unterhält sich hier mit ihrer Schwester, die zugleich ihre nächste Mitarbeiterin ist. Vergleichen wir dieses Bild mit dem ersten Bilde jener Friesin (Bild 1), so ergeben sich mancherlei Unterschiede: dort war es eine Bäuerin, die wir in ihrer eigenen, ihr vertrauten Welt antrafen; hier ist es eine Städterin und Künstlerin. Die Welten beider Frauen sind ihrem Inhalt nach von einander grundverschieden; gemeinsam aber ist der Ausdruck der gelassenen Vertrautheit, in der sich jede dieser beiden Frauen auf den verglichenen Bildern zu ihrer Welt hinwendet. Und gemeinsam ist der Stil, in dem dieser Ausdruck sich vollzieht. Und nun versetzen wir diese zweite Frau hier in oder vor eine Welt, die ihr fremd ist. —

## Bild 4.

Der Ausdruck ändert sich, aber das Gezüge des vorigen Bildes bleibt und hält sich durch. Es geschieht hier nichts von dem, was auf dem ersten Bilderpaare eintrat: der Wechsel des Ausdrucks treibt nicht ein neues Gezüge hervor, von dem vorher nichts zu merken gewesen wäre. Der Wandel des Ausdrucks wandelt nicht das Gezüge: der Ausdruck „Abwehr des Fremden“ vollzieht sich im selben Stile wie vorher der Ausdruck der gelassenen Vertrautheit. — Wie verhält sich diese Frau zu dem Fremden, das an sie herantritt? —

Das Fremde, um das es sich hier handelt, kam vom Gesprächspartner her und bestand in allerhand Fragen und Erörterungen, die sie in ihrer rein fraulich-künstlerischen Welt als störend empfand. In dem Augenblick aber, als diese Aufnahme fiel, kam noch etwas anderes hinzu: man rief ihr aus einiger Entfernung etwas zu, was wiederum nicht zu dem Gespräch gehörte, an dem sie gerade beteiligt war. Und nun wird es ihr zuviel: mit einer leichten federnden Bewegung wirft sie den Kopf in den Nacken und scheucht das Störende von sich. Die Abwehr des Fremden erfährt also eine jähe Steigerung durch die plötzlich aufgereizte Ungeduld. Die Abwehr ist nicht minder stark als jene auf dem zweiten Bilde der Inselfriesin, aber sie vollzieht sich in anderem Stile. Jene hatte sich innerlich verrammelt gegen das Fremde: sie sperrte sich und schanzte sich ein und verharrte in trotziger Schwere; diese hier nahm zunächst nur Abstand

davon, faßte es sachlich an mit der Frage, ob es für sie etwas taue oder nicht, kam zu dem Ergebnis: „Es taugt für mich nicht“, und schob es sachlich beiseite — als jener Zuruf sie reizte und sie nun in jähem Vorstoß von innen das Störende von sich stieß, ja mehr: es gleichsam im Bogen von sich schleuderte. —

Im selben Stile, in dem sich dies vollzog, wäre auch ein anderes Verhalten möglich: wenn sie das Fremde als für sie tauglich erkannt hätte, dann würde ihr Blick vorstoßen, um das Fremde zu begreifen und zu ergreifen, um es geistig zu entdecken, zu erobern und so sich zu eigen zu machen.

#### Bild 5.

Solchen Vorstoß in die Welt sehen Sie auf dem folgenden Bilde. Zwar ist es ein anderer Mensch, den Sie hier sehen — es ist diesmal ein Mann, und zwar ein Bauer. Aber der Stil der leiblichen Erscheinung, das Gezüge des Ausdrucks ist dasselbe.

Dieser Mann hält sich seine Welt gegenüber im Abstand, und er selbst tritt ihr gegenüber und stößt in sie vor mit seinem Blick. Und diese seelische Haltung drückt sich vollkommen aus an diesem Leibe: die Gestalt dieses Leibes scheint dafür gemacht, gerade diese seelische Haltung auszudrücken. Wir sehen eine weit ausholende Linie, die vom schlanken Nacken hinauf zum ausgeschwungenen Hinterhaupte und von da in flachem Bogen vor zur Stirne führt, über die Augendächer (die sog. Überaugenwülste) in leichter Welle hinbrandet und dann zur straffen Nase und dem straffen Kinn vorstößt.

#### Bild 6.

Alles das springt in flüssigen Linien aus dem schlanken Rumpfe hervor. Was das Antlitz schon durch seine bauliche Gestalt ausdrückte, das drückt auch die gesamte Erscheinung dieses Menschen aus: daß all sein Erleben vom Gegenüber-Sein bestimmt ist. All seine seelische Bewegung ist ein Herantreten an die Welt, das aber stets einen inneren Abstand läßt zwischen sich und allen Dingen und Menschen: all sein Verhalten zu seiner Welt, auch etwa das der innigsten Gemeinschaft mit anderen Menschen oder das Verhalten zu sich selbst, vollzieht sich in der Weise des Gegenübertretens.

Auch diese seelischen Züge, die ich da eben umrissen habe, sind alle aus einem Gusse und fügen sich zum Gezüge: zu einer seelischen Gestalt. Die Weise des Erlebens ist es, was jedem einzelnen Erlebnis (was auch sein Stoff, sein Inhalt sei) hier immer dieselbe stilhafte Form gibt. Und diese von einem einzigen klaren Stile

geformte Seele findet hier an ihrem Leibe das vollkommene Werkzeug ihres Ausdrucks. Das Gezüge der Seele und das Gezüge des Leibes sind hier eines: die Seele hat „ihren“ Leib, d. h. sie hat den Leib, den sie braucht, um sich vollkommen — ohne Bruch und Widerstreit — an ihm auszudrücken. — Wo dies statthat, daß Leib und Seele aus einem Gusse sind, von einem Gezüge durchwaltet, da sprechen wir von reinrassiger Erscheinung. (Der Ton liegt mit auf „Erscheinung“, denn zum Ausweis der Reinrassigkeit eines einzelnen Menschen reicht sein seelisch-leibliches Erscheinungsbild nicht aus: das reine Gezüge muß sich als erbfest erweisen im Wechsel der Geschlechterfolgen, d. h. der einander erblich folgenden Erscheinungsbilder.)

Die Rasse, die sich in diesen zuletzt gesehenen Bildern darstellt, nennen wir die nordische Rasse. Eine psychologische Bezeichnung ist dies nicht. Der Psychologe müßte die Rassen nach dem bezeichnen, was ihm — als Erforscher des Seelischen — vor Augen steht. Eine Rasse erforschen, heißt uns: den Sinn ihrer leiblichen Gestalt erkennen; und dieser Sinn ist nur aus der seelischen Gestalt verstehbar.

Die seelische Gestalt des nordischen Menschen ist bestimmt vom Gegenüber-Sein, dem Herantreten und Vorstoßen in die Welt, das dieser Mensch als ein Leisten an der Welt erlebt (oder, wenn er sich selbst gegenübertritt, als ein Leisten an sich selbst). Der oberste Wert seiner artrechten Wertordnung ist Leistung: nur was in irgendeinem Sinne als Leistung gewertet werden kann, hat wirklichen Wert für ihn. Ich bezeichne daher den nordischen Menschen als den Leistungsmenschen.

Das Gezüge, das jenes erste Bild unserer Inselfriesin (Bild 1) im wesentlichen beherrschte, haben wir nun mit wenigen Strichen entfaltet. Mit einer Beschreibung des rassischen Gezuges (auch einer, die weit mehr ins einzelne ginge als die unsere tat) ist freilich nicht der ganze Mensch erfaßt. Der einzelne Mensch ist nicht nur rassentypisch bestimmt, er hat auch noch an anderen Typen teil: er ist auch z. B. typischer Bauer, typischer Mann oder typische Frau, typische Künstlerin oder anderes. Aber alle diese Typen, z. B. die sozialen Rollen, zeigen sich durchgriffen von der Typik der Rasse. Man kann nicht „Mann schlechthin“ sein, sondern nur Mann in nordischem Stile oder in fälischem oder in mittelländischem Stile oder in sonst einem Stile; ebenso nicht „Frau schlechthin“, sondern nur nordische, mittelländische, vorderasiatische Frau usw. Und ebenso gibt es nicht den „Bauern schlechthin“, wohl aber gibt es eine nor-

dische Weise, Bauer und bäuerlich zu sein, und eine fälische (dalische) Weise und andere. Der Mann, den wir zuletzt betrachtet haben, ist ein Bauer in nordischem Stile: Bauer sein, heißt ihm: das Stück Land, das sein eigen ist, durch Leistung zu gestalten, es gleichsam jährlich zu erobern. Aber er ist diesem Stück Land nicht verhaftet. Er kann es als seine Heimat lieben, auch wenn es wenig taugt: dann liebt er es, weil er oder seine Sippe darum gekämpft haben; nicht aber darum allein schon, weil er darauf geboren ist. Sein Blick greift über die Grenzen seiner Scholle, und wenn sein Drang zum Ausgriff dazu mächtig genug ist, kann ein anderes Stück Land (das vielleicht sehr fern liegt) ihn zum Vorstoß reizen und Gegenstand seiner Leistung werden. Die Grundrolle des nordischen Menschen ist die des Unternehmers in jederlei Bedeutung, darum neigt er auch als Bauer stets dazu, ein „Landnehmer“ (im frühgermanischen Sinne dieses Wortes) zu sein.

Wir haben heute schon einen anderen bäuerlichen Menschen betrachtet: auch jene Friesin, von deren zwiegezügigem Antlitz unsere Betrachtung ausging (Bild 1/2), war ja ein wesentlich bäuerlicher Mensch. Auf Bild 1 bot sie uns nordisches Gezüge, darnach schlug dieses um in etwas anderes. Wie denn steht es wohl mit ihrem Bauer-Sein? Ist es vom nordischen Gezüge durchwaltet oder von jenem anderen?

#### Bild 7.

Betrachten wir einmal die gesamte Gestalt und vergleichen wir sie mit der vorigen. Wenn dort alle Umrißlinien Richtung hatten und auf Bewegung deuteten, gleichsam aus einem Innenpunkte hinausgeschleudert schienen, so wirkt diese Gestalt hier wie eingewurzelt, wie in ihrer eigenen Schwere wuchtend.

Wir sehen jetzt, wie in Wirklichkeit der Gestaltrest aussieht, den wir bei Betrachtung der beiden Kopfbilder der Friesin in Gedanken zu ihrem Antlitz ergänzten: das erste Mal auf nordisch und das zweite Mal in einem anderen Stile, der sich auch hier in diesem Gesamtbilde darstellt. Dies hier nämlich ist wieder jene Inselfriesin, diesmal auf ihrer Heimatinsel aufgenommen: auf dem Boden, auf dem sie geboren ist und aus dem sie sich hervorgewachsen fühlt. Ihr Stil der Bäuerlichkeit ist wesentlich verschieden von dem des soeben betrachteten Bauern, der gleichfalls ein Friese ist und auf der Nachbarinsel wohnt. Jener war Bauer im Stile des nordischen Leistungsmenschen, diese hier ist — so, wie sie hier erscheint — Bäuerin wesentlich im Stile des fälischen (oder dalischen) Verharrungsmenschen.

## Bild 8.

Hier haben Sie den fälischen Verharrungsmenschen in ziemlicher Reinheit. Es ist ein alter Bauer, der auf derselben Insel lebt wie der vorhin gezeigte nordische Bauer. Daß dieser hier alt ist, während jener jung war, mindert durchaus nicht die Vergleichbarkeit der Bilder: für jede Rasse bedeutet Jungsein und Altsein etwas anderes, jede gipfelt in einer anderen Lebensphase: ein nordisches Leben im Alter der stärksten Leistungsmacht, ein fälisches Leben im Alter des wichtigsten Verharrens.

## Bild 9.

Die waagrechte Linie beherrscht die riesenhafte Gestalt des fälischen Verharrungsmenschen, das Haupt sitzt kurzhälsig auf geraden Schultern und kann nicht in den Nacken „geworfen“ werden wie das nordische Haupt, aber es wird in den Nacken „gerückt“, wenn etwas Fremdes herantritt. Der Blick kommt aus niedrig gebauten Augenhöhlen und engspaltigen, waagrechten Augenlidern, die kein volles Öffnen des Auges zulassen, und greift nicht vorstoßend oder ausstrahlend in den Raum, sondern wirkt wie von innen gehalten; wir sagten bei Bild 2: der Blick wirkt wie verschanzi. Wenn Sie glauben sollten, dies komme von allzu kräftiger Beleuchtung, gegen die sich das Auge schütze, so will ich Ihnen —

## Bild 10

— daneben wieder ein Bild jenes nordischen Friesen zeigen, das in viel grellerem Lichte aufgenommen ist: das Licht blendet, die Augen kneifen sich zusammen, aber der Blick wirkt dennoch ganz anders als auf dem vorigen Bilde: er stößt vor in den Raum.

Diese beiden Rassen, der nordische Leistungsmensch und der fälische Verharrungsmensch sind es im wesentlichen, die alle germanische Kultur aufgebaut haben als ihr Werk nach ihrem Bilde. Der geschichtliche Wandel der zeitgebundenen Stile — Romanik, Gotik, Renaissance, Barock usw. — zeigt geistige Einwirkungen noch ganz anderer Rassen als dieser beiden. Die geschichtliche Auseinandersetzung mit dem Christentume z. B. ist ein Bemühen des germanischen Menschen, im Stile des vorderasiatischen Erlösungsmenschen zu erleben und zu schaffen — ein Bemühen, das bald mehr zu einer Germanisierung des Christentumes, bald mehr zu einer seelischen Abwandlung des germanischen Menschen im Sinne des vorderasiatischen Erlösungsstiles geführt hat: eine Abwandlung, die nicht einen Wandel der Rasse bedeutet, nicht einen Wandel des Artgesetzes,

nicht einen Wandel des Erbbildes gar, wohl aber einen Wandel des Vorbildes: einen Wandel des Bildes, unter dem der germanische Mensch sich selbst und sein Sollen begriff. — Rittertum und Rokoko bringen daneben oder dazwischen eine Herrschaft romanischen Vorbilds, das im wesentlichen von den Formen mittelmeerländischen Lebens bestimmt ist: der mittelländische Mensch, dessen Leben in gefälliger Darbietung vor der zuschauenden Gesellschaft gipfelt — der Darbietungsmensch gewinnt zu Zeiten geistige Macht über den germanischen Norden. In beiden Fällen aber sind es nicht Blutserschläge, die das geistige Antlitz des germanischen Menschen geschichtlich wandeln, sondern nur die erzieherische Kraft des geistigen Vorbilds. Das aber, was da abgewandelt wird im Wechsel der geschichtlichen Zeitstile, verliert im Wechsel dieser Abwandlungen nicht seine schöpferische Grundform, sein rassisches Gezüge: fast immer setzt sich die seelische Gestalt des nordischen Menschen und des fälischen Menschen wieder durch und wandelt immer wieder schließlich das überkommene Fremde von innen her im Sinne des eigenen Stils um. Die Gefahr, an das Fremde sich zu verschwenden und sich darin zu verlieren, besteht nur für den nordischen Menschen, nicht für den rein fälischen: der nordische Mensch stößt vor ins Fremde, entdeckt es, erobert es und kann schließlich in ihm untergehen; der fälische Verharrungsmensch aber sperrt sich gegen das Fremde, er verschanzt sich dagegen hinter seine innere Schwere und findet an ihr einen schwer zerstörbaren Halt.

Wir lassen an einigen Bildern Verbindungen nordischen Gezüges mit fälischem Gezüge hervortreten.

#### Bild 11

zeigt einen deutschen Gelehrten niedersächsischen Stammes. Während auf diesem Bilde noch deutlich nordische Züge mit im Vordergrunde erscheinen, tritt auf dem folgenden

#### Bilde 12

fast nur noch Fälisches hervor. Die Grundrolle des fälischen Verharrungsmenschen ist die des bodenverwurzelten Bauern: ob er als Gelehrter, als Künstler schafft oder in sonst einem Berufe, so bleibt er im Grunde ein Bauer<sup>1)</sup>.

#### Bild 13

zeigt einen Umriß wesentlich nordischen Schnittes, nur daß seine Linien nicht ganz so schlank und flüchtig sind, wie nordisches Gezüge

<sup>1)</sup> Vgl. L. F. Clauß. Die nordische Seele (3. Aufl., München 1933), S. 57 f.

sie vorschreibt. Es ist Schwere darin, ohne daß ein einzelnes „Merkmal“ deutlich der nordischen *Linienführung* widerstritte: die Schwere ist über die ganze Erscheinung gebreitet. Erst wenn wir mit

## Bild 14

das Antlitz mehr von vorne her betrachten, treten deutlich harte und klotzige Züge hervor, die auf fälischen Baustil der leiblichen Erscheinung weisen. Dazu stimmt der Ausdruck dieser Augen, die nicht offen in den Raum hinausstrahlen: ihr Blick scheint wie von innen her gehalten. — Wir stellen zum Vergleiche daneben

## Bild 15:

ein deutsches Mädchenantlitz wie das vorige, doch dieses zeigt keine fälischen Züge und keinerlei verharrungsmenschlichen Ausdruck. Das Auge strahlt offen hinaus in eine „gegenüber“stehende, eine nordische Welt; sein Ausdruck zeugt von einem Jungsein im Stile des nordischen Menschen.

Wir haben bei der Aufweisung des nordischen Gezuges immer wieder die *Hinaus-Richtung* des nordischen Erlebens betont. Wir sagten: der nordische Mensch lebt gegenüber seiner Welt und ist auf sie hinausgerichtet. Diese Wortprägungen könnten zu zweierlei Irrtum führen. Erstens könnte es scheinen: „*Hinaus-Richtung*“ in unserem Sinne sei gleich der „*Extraversion*“ im Sinne C. G. Jungs. Das trifft nicht zu. Ich muß mich hier auf die allgemeine Bemerkung beschränken: man kann im nordischen Stile genau so gut „*introvertiert*“ sein wie „*extravertiert*“ (im Jungschen Sinne). — Der zweite Irrtum, den wir zu fürchten haben, ist der: im nordischen Stile sei das nicht möglich, was oft als die „*Innerlichkeit*“ gerade des deutschen Menschen bezeichnet wird. Dieser Zug zur „*Verinnerlichung*“ wäre ja dann gerade kein nordischer Zug im deutschen Wesen und müßte aus dem Gezüge anderer Rassen stammen.

## Bild 16.

Wir können diese Frage anläßlich dieses Bildes streifen. Wir versenken uns in den Blick dieses Menschenkindes — wir sehen ihn ja hier vor uns, deutlich genug. Vielleicht erzählt er allein schon so viel von dem Erleben, das er ausdrückt, daß wir nur wenig von unserer sonstigen Kenntnis dieses jungen Lebens hinzunehmen müssen, um diesen Blick zu verstehen. Es ist ein nordisches Antlitz: zur Helle des voll geöffneten Auges stimmt die zarte Helle der Haut und der Haare. Diese Zartheit und Helle der Haut bedeutet stärkste Aus-

drucksfähigkeit durch Wechsel der Farbe: Erröten und Erbleichen sind auf solchem Ausdrucksfelde jäh und deutlich erkennbar. Solcher Wechsel der Farbe kann nicht willkürlich, wie eine Handbewegung, vollzogen werden: er ist die mindest beherrschbare von allen Ausdrucksweisen. Auf diesem Felde liegt das Erleben des nordischen Menschen unverhüllbar zutage; er „schweigt“ desto eher mit allen beherrschbaren Ausdrucksmitteln. Der Ausdruck dieser jungen Augen sagt: „Es gibt Dinge, von denen wir nicht reden können.“ Nur der Wechsel der Farbe im jähem Erröten und Erbleichen der blonden, durchscheinenden Haut verrät bisweilen ungewollt etwas von dem, was Worte nicht sagen dürfen. Früher Schmerz liegt als Erfahrung auf dem Grunde dieser Seele, aber er schweigt. Er ist ganz nach innen gewiesen.

Nicht das gehört zum Wesen des nordischen Menschen, frühen Schmerz zu erleben — dies ist einzelmenschliches Schicksal. Jedoch es gibt eine nordische Weise, solchen Schmerz zu erleben, wenn er auftritt. Verschieden sind von Rasse zu Rasse die Ursprünge seelischen Schmerzes, d. h. das, was einem Menschen Schmerz bereiten kann; verschieden ist weiterhin von Rasse zu Rasse das Verhalten zum Schmerze und — darin gründend — der Stil, in dem er erlebt wird.

Der hier in diesem Antlitz erscheinende Schmerz ist verursacht durch ein Bewußtsein der Verstoßenheit und der daraus folgenden äußeren Unfreiheit. Dieses Mädchen ist ein Pflegekind, das in Armut und Dienstbarkeit gehalten wird, obschon es das Zeug zu anderem in sich hätte. Aber dieses Kind ergibt sich nicht diesem ständig bereiten Schmerze: es nimmt innerlich Abstand von ihm und läßt ihn nicht zum „Leiden“ werden. Es wird, wenn es bewußter leben wird als hier auf diesem Bilde, am Schmerze reifen und wachsen: durch die Bearbeitung des Schmerzes, durch seine Versachlichung, durch seine Überwindung — also durch Leistung.

Auch seiner inneren Welt tritt der nordische Mensch gegenüber und wird sich selbst darin zum Gegenstand. Auch in diese innere Welt ist er dann „hinaus“gerichtet. (Ob wir in diesem Falle lieber sagen: „hinein“gerichtet, ist ein Streit um Worte. Jedes „hinaus“ kann ja zugleich ein „hinein in etwas“ bedeuten.) Der eigene Schmerz stellt sich bei solcher Haltung dem nordischen Menschen dar als etwas, durch das er „hindurch“ muß: er stößt in ihn vor, um ihn zu durchdringen. So sieht — auf dem Gebiete des Schmerzerlebens — „Innerlichkeit“ im Stile des Leistungsmenschen aus.

## Bild 17.

Auch dieses fälische Mädchenantlitz zeugt von jungem Ernst und schmerzlichem Erleben. Auch hier ist Helle des sichtbaren Ausdrucksfeldes: Helle der Haut, der Augen und der Haare. Auch hier gilt, was wir vom Wechsel der Farbe sagten und vom „Schweigen“ der übrigen Ausdrucksmittel. Doch hat dieses Schweigen hier einen völlig anderen Sinn: es ist das Schweigen der Schwere, die Unbewegbarkeit einer Seele, die im Verharrungsstile gebaut ist. Der Blick dieser Augen setzt sich uns entgegen, aber er begegnet uns nicht: er tritt nicht an uns heran. Er tritt auch nicht an sich selbst heran und nicht sich selbst gegenüber. Nur ganz heftige Stöße von außen oder von innen her bringen eine Seele solcher Art in Bewegung; ist sie aber einmal im Gange, so kommt sie noch schwerer wieder zur Ruhe.

Der nordische Mensch ist hier in anderer Lage: auch in der heftigsten Leidenschaft kann er immer wieder sich selbst ins Auge schauen, sich selbst entgegentreten und sich bändigen durch Leistung aus dem Gegenüber. Er kann auch sich selbst verschwenden, im Kampfe z. B., indem er gleichsam sich selbst hinausschleudert in die entgegenstehende Welt — aus barem Über-Mute. Die Leidenschaft des fälischen Verharrungsmenschen ist anders: sie fühlt sich an wie ein Krampf und ist nicht anders zu lösen als durch völlige Erschöpfung. In solchem Krampfe kann der fälische Schweiger dann plötzlich sehr wortreich werden, aber nicht beredt, nicht wortgewandt. Seine Leidenschaft ist einem Erdbeben vergleichbar, das Vulkane zum Ausbruch treibt: es poltert und belfert und brodelt aus ihm hervor, auch wenn der Anstoß längst außer Kraft und also — mit nordischen Augen betrachtet — der ganze Aufwand sinnlos ist. In diesem rassischen Zuge, dieser fälischen Weise, Leidenschaft zu erleben, entspringt vielleicht der bei frühgermanischen Kämpfen immer wieder erwähnte Berserkergang: ein Zustand krampfartiger Raserei im Kampfe, der nur in völliger Erschöpfung sich löst — das Gegenstück zur nordischen Selbstverschwendung. — Doch kehren wir zu unserem Bilde zurück. Der Ursprung des schmerzlichen Erlebens, den dieses Antlitz ausdrückt, liegt im Bewußtsein, hilflos schwer zu sein inmitten einer unschweren Welt. Das Mädchen lebt unter Menschen, die wesentlich anderen Stiles sind als sie: unter Menschen mit spielend leichter seelischer Gebärde, unter denen sie sich plump und in ihr schweres Wesen hilflos eingesperrt fühlt durch inneres Schicksal des So-sein-Müssens.

Im Stile des fälischen Menschen ist ein überdauerndes Verharren auch im Schmerze möglich: ein Verharren, das auch dann noch dauert, wenn der Anlaß des Schmerzes längst außer Kraft und also (nordisch gesehen) der Schmerz schon lange sinnlos ist. Wie der Verharrungsmensch sich absperert gegen das Außen, so sperrt er auch das, was er in sich trägt, in sich ein und läßt es nicht wieder hinaus. — Dies ist fälischer Stil der „Innerlichkeit“.

Jedes Ding offenbart sein eigenes Wesen am besten, wenn es sich abhebt von etwas Ganz-Anderem als seinem Gegenstück. Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf ein Schmerzerlebnis, das in ganz anderem Stile auftritt als der Schmerz des nordischen und des fälischen Menschen.

#### Bild 18.

Was Sie hier sehen, ist eine der vier Gattinnen eines Beduinen-Scheichs in der nordarabischen Steppe. An diesem Ausdruck hier ist zweierlei zu scheiden: ein über den Grund gebreitetes Bewußtsein der Verstoßenheit, aus dem heraus nun ein besonderer Augenblick hervorglüht. In einem Punkte also ist die Lage dieser Frau vergleichbar der jenes nordischen Mädchens auf unserem vor-vorigen Bilde: auch jenes Pflegekind lebte in einem Bewußtsein der Verstoßenheit. Freilich war jenes Verstoßensein soziologisch anders bedingt und bewußtseinsmäßig anders eingebettet als dieses, und insofern sind die beiden unvergleichbar. (Doch unvergleichbare Reste verbleiben bei jeder Vergleichung — stellen wir also nur das Vergleichbare heraus.)

Das Verstoßensein einer Beduinenfrau wirkt sich für diese wie eine unheilbare Krankheit aus, die sie als ein dumpfes Schicksal hin nimmt. Diese Frau hier hat die Herrschaft über die Sinne ihres Zeltherrn verloren an eine jüngere Nachfolgerin und wird sie nie wieder gewinnen: ihre Zeit ist um. Sie ist noch da im Zelte und wird geduldet, ja sie ist unentbehrlich, weil sie allein die Zeltwirtschaft beherrscht, während ihre Nachfolgerin unfähig ist in allem außer dem einen, das ihr den Sieg verschafft hat. Und nun ist ständiger Kleinkrieg im Zelte und bildet den dauernden Hintergrund für immer wiederkehrende plötzliche Handlungen. Diese Frau hier war vom Zeltherrn in plötzlichem Anfall sinnloser, rasender Wut gezüchtigt, vertrieben und nach Tagen zurückgeholt worden und saß nun wieder auf ihrem Platze auf dem Teppich des Zeltes, und ihr Ausdruck wechselte zwischen aufblitzendem Triumph und verzweifelter Erlöschenheit. Ich sprach

mit ihr und hielt dabei, so gut es ging, meine Kamera verborgen unter meinem weiten Beduinenmantel. Ich sprach mancherlei und nannte dazwischen plötzlich den Namen „Tarfa“ (so hieß ihre Nebenbuhlerin). In diesem Augenblick fiel dieses Bild. Wie eine Stichflamme schoß dieser Blick mir entgegen. Ich sprach weiter, von anderem, und der Blick verlösch sofort.

So geht das Erleben im Stile dieser Menschen hin von Augenblick zu Augenblick: aufglühen und verlöschen. Immer stellt sich mir das Gleichnis von der Glühlampe ein: man schaltet sie ein und das Licht ist da, und man schaltet sie aus und das Licht verlöscht und ist nicht mehr da, und es ist dann, als wäre es nie gewesen. Der Augenblick und das Dasein im Augenblicke spielt hier eine völlig andere Rolle als etwa im nordischen Erleben: das Leben schreitet nicht fort in Richtung, so, daß jedes ablaufende Erlebnis sich niederschläge und alles künftige Erlebnis mitgestaltete. Die Augenblicke springen hier auf wie Funken und stieben dahin und haben untereinander keine Verbindung. Ein Mensch, der so erlebt, hat keine Entwicklung, keine seelische Geschichte: er wächst sich aus, und dann ist er fertig und bleibt auf einem Punkte. Sein höchstes Erlebnis ist die Offenbarung: ein höchster Augenblick, der ihm zugeworfen wird aus der Hand seines Gottes — so wie auch die Beute ihm zugeworfen wird in Gestalt z. B. einer schwach beschützten Karawane, die er dann ausplündern muß, will er den göttlichen Spender nicht kränken.

Auch dies ist Rasse, und wir nennen diese Rasse die wüstenländische Rasse oder den Offenbarungsmenschen. Sie fragen vielleicht, ob diese Erlebensweise nicht einfach „primitiv“ sei und also nicht stilhaft, nicht rassenhaft bedingt. Nun, die Bauerngeschichten aus Alt-Island, die Sagas, zeigen den germanischen Menschen auf einer verhältnismäßig primitiven Stufe, und doch unterscheidet er sich schon dort genau so vom wüstenländischen Menschen wie heute. Und ferner: ich habe Menschen wüstenländischer Rasse nicht nur in der Steppe und Wüste getroffen, sondern auch unter Städtern in städtischer Tracht und städtischen Sitten; aber der Stil des Erlebens, ihr gesamtes Gezüge war das gleiche: auch in dieser Rolle fällt ihnen das Leben zu von Augenblick zu Augenblick, und ihre seelische Grundhaltung ist die des Auffangens der Beute. Die Haltung bleibt stilhaft dieselbe, ob die Beute ein Pfennig ist oder eine göttliche Offenbarung.

Auch sage man nicht, das nomadische Leben mache die Menschen so. Es liegt umgekehrt: weil die Menschen so sind, machen sie ihr

Leben nomadisch. Auch in der Rolle des Bauern und des Städters bleiben sie im Grunde Nomaden. Wo sie aber unter sich sind — draußen in der Steppe — da sind sie seit Jahrtausenden, soweit die Geschichte schaut, auf einem Punkte geblieben: entwicklungslos, geschichtslos. Da offenbar aus ihrem Stile heraus die semitischen Sprachen ursprünglich geschaffen sind, dürfen wir sie die Ursemiten nennen. Das aber soll dann keineswegs bedeuten, daß die semitischen Kulturen durchaus nur vom Stile dieser Rasse bestimmt seien. Überall dort, wo semitische Kultur in eine geschichtliche Fortentwicklung eintritt, ist sie stärkstens mitbestimmt von einer anderen morgenländischen Rasse, die wir die vorderasiatische nennen oder den Erlösungsmenschen.

## Bild 19.

Das Erleben dieser Rasse ist wesentlich verwickelt (kompliziert), wir können es hier nicht mehr in wenigen Minuten entfalten. Nur von einem einzigen Punkte aus werfen wir einen Blick auf ihr seelisches Gezüge, nämlich von der Frage aus: wie verhält sie sich zu seelischem Schmerz?

Diese Frau ist eine städtische, muslimische Araberin, eine, die sonst nur unterm Schleier gehen darf, eine „Verbotene“; vulgär gesagt: eine Haremsdame. Achten sie auf die schwer wie aus hohen Gewölben hangenden Augenlider, die auch in ruhiger Haltung das halbe Auge bedecken. Und nun versetzen wir diese Frau in einen schmerzlichen Zustand --

## Bild 20

— wozu der geringste Anlaß genügt, denn der Schmerz — hier besser gesagt: das Leiden — ist ihr Element. Im Stile dieser Rasse nämlich ist es möglich, das Leiden gleichsam als einen umgestülpten Genuß zu erleben. Das seelische Gezüge dieser Rasse entspringt einem Zwiespalt, und zwar einem solchen, der nicht in Rassenmischung gründet, sondern im Wesen dieser Rasse selbst: einem artgegebenen Zwiespalt. Auch tritt der Mensch hier nicht sich selbst als einem Ganzen entgegen, schaut sich nicht selbst ins Auge und leistet sachliche Arbeit an sich selbst (wie der nordische Mensch dies tut); sondern er spaltet sich gleichsam in eine Pluswert-Hälfte und eine Minuswert-Hälfte, wirft sich innerlich auf eine der beiden Seiten und entkräftet, entlebt von hier aus die andere. In seiner eigenen Deutung heißen diese beiden Werthälften „Geist“ und „Fleisch“. Wirft sich die Seele auf

die Seite des Geistes — und dies ist der eigentlich artrechte und also „edle“ Weg im Stile dieser Rasse —, so muß das Fleisch unterjocht und (auf dem Wege zur Artvollkommenheit) restlos entlebt werden. Ein Weg zur Abtötung, zur Entlebung des Fleisches aber ist das Leiden im Stile dieser Rasse. Das Leiden wirkt also auf der Pluswert-Seite dieses Daseins: eines Daseins, das auf Erlösung vom artgegebenen Zwiespalt zielt. „Erlösung“ im Stile dieser Rasse wird aber nicht erreicht etwa durch eine Schließung, eine Heilung des Zwiespalts: durch eine Zusammenfassung der beiden Hälften dieses Daseins — der sinnlichen und der geistigen — zu einer ganzen fleischlich-geistigen Gesamtgestalt; den Zwiespalt so verstehen, hieße schon, ihn auf nordisch verstehen. „Erlösung“ bedeutet im Stile dieser Rasse eine Vernichtung der einen Seite des Daseins z. B. durch Askese: ein Bemühen, das (nordisch verstanden) den Menschen zum Bruchstück macht oder machen würde, wenn es jemals restlos aufginge. Durch und durch „problematisch“ ist die Geistigkeit dieser Rasse; aber Probleme sind für sie nicht da, um gelöst zu werden, sondern nur, um gefunden zu werden: das Problem als solches hat für den Erlösungsmenschen Selbstwert.

## Bild 21.

Wir kehren zurück zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung. Wie schlicht und einfach wirkt, verglichen mit der vorigen Gestalt, dieses Menschenkind: unsere Inselfriesin. Wir fanden zwar — in den ersten Bildern schon — ihre Erscheinung nicht reinrassig, nicht eingezügig, sondern zwie-gezügig. Als der Ausdruck wechselte von einem Erlebnisbereich zu einem anderen, trat ein Widerstreit auf zwischen dem nordischen und dem fälischen Gezüge in ihrem Antlitz. Solcher Widerstreit zweier Rassenstile, zweier Gezüge, hat nichts zu schaffen mit jenem artgegebenen Zwiespalt zwischen „Fleisch“ und „Geist“, aus dem das Gezüge des vorderasiatischen Erlösungsmenschen entspringt. Die beiden Rassenstile, die im Antlitz dieser Friesin auseinandertraten auf unseren ersten Bildern, sind beide an sich einfach. Und sie treten, wo sie in einem und demselben Menschen beieinander da sind, durchaus nicht immer und überall auseinander. Es gibt germanische Gestalten, in denen sie bruchlos verschmolzen sind; und es gibt Gestalten wie diese, in denen sie das eine Mal auseinander treten und das andere Mal verschmolzen und versöhnt erscheinen wie hier auf diesem Bilde. Der Streit scheint hier geschlichtet. Aber er ruht nur. Jeder Wechsel des Ausdrucks kann ihn wecken.

Ich durfte in der mir gewährten Zeit nicht das ganze Bild der germanischen Seele umreißen; aber die wenigen Linien, die ich beleuchten durfte, deuten doch vor auch auf das, was heute unbeachtet blieb. Sie deuten auch vor auf die im germanischen Wesen ständig gegebene Aufgabe: das Auseinandertretende in sich zur Einheit zu schaffen durch die Tat der Selbstgestaltung. Das freilich bedeutet schon, daß wir innerlich auf die Seite unseres nordischen Erbteils treten, denn nur im Stile des nordischen Menschen ist es möglich, sich selbst gegenüberzutreten, von sich Abstand zu nehmen und sachliche Arbeit zu leisten an sich selbst.

## Der Gegentypus der deutschen völkischen Bewegung.

Von **E. Jaensch** (Marburg).

In großen Kulturbewegungen wird die Herrschaft einer Grundform menschlichen Seins als unzulänglich erkannt und durch die einer anderen ersetzt. Hierbei wird den Menschen früher klar, wogegen, als wofür sie sind. Die Frage des „Gegentypus“ geht zeitlich voran.

Vortragender ist auf Grund 20jähriger Untersuchungen über Grundformen menschlichen Seins zu der Überzeugung gelangt, daß die Kulturbewegung, als deren Pionier Deutschland jetzt auftritt, im Kern eine biologisch-psychologische ist.

Bei psychologischen Typenuntersuchungen stößt man auf eine Grundform, die alle die Züge, gegen die sich die deutsche Bewegung wendet, in größter Übersteigerung zeigt. Sie ist gekennzeichnet durch die *Auflockerung*, in ausgeprägten Fällen *Auflösung* aller ihrer Strukturen, besonders der für das Leben charakteristischen ganzheitlichen Strukturen. Dieser Menschentypus kann weder selbst ein Ganzes bilden, noch sich einem umfassenderen Ganzen einfügen. Vortragender nennt ihn daher in seinen ausgeprägten Formen „lytischen“, d. h. *Auflösungstypus*.

Diese Auflockerung, im Grenzfall Auflösung der Strukturen läßt sich in den verschiedenen hohen seelischen Schichten der Persönlichkeit nachweisen; in den Wahrnehmungsvorgängen, in der Vorstellungs- und Phantasietätigkeit, im Denken, im Gefühls- und Willensleben, im Bereiche des Ich. Als biologisch-psychologisch erweisen sich



Bild 1



Bild 2



Bild 3

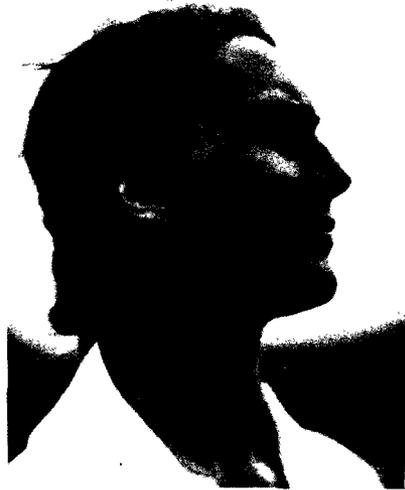


Bild 4



Bild 5



Bild 6

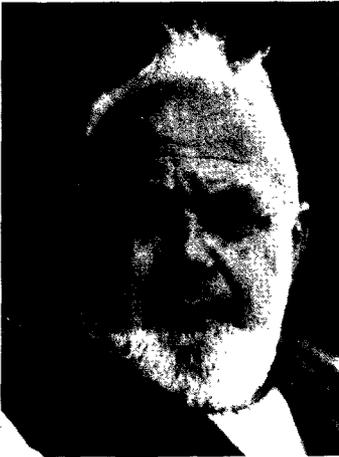


Bild 7



(Verkl. aus L. F. Clauß, Die nord. Seele, 4. Aufl.)

Bild 8



(Aus L. F. Clauß, Rasse u. Seele, 3. Aufl.)

Bild 9



Bild 10



Bild 11



Bild 12

(Aus L. F. Clauß, Die nord. Seele, 4. Aufl.)



Bild 13



Bild 14



Bild 15



Bild 16



Bild 17



Bild 18



Bild 19



Bild 20



(Verkl. aus L. F. Clauß, Die nord. Seele, 4. Aufl.)

Bild 21

diese Struktureigenschaften darin, daß sie sich auch schon in den elementarsten, mit der Körperkonstitution eng verknüpften Bereichen des Seelischen mit großer Deutlichkeit nachweisen lassen, z. B. durch psychologische Versuche über Wahrnehmungsvorgänge. Die von der politischen Revolution geschaffenen Begriffe müssen in die elementarere und umfassendere Ebene des Biologisch-Psychologischen hinein erweitert werden, wobei ihre Bedeutung, namentlich auch ihre allgemeine Bedeutung streng wissenschaftlich faßbar und für den Intellekt logisch-zwingend sichtbar wird. „Liberalistisch, egozentrisch, individualistisch“ z. B. sind diese Individuen nicht allein in ihrer Staatsauffassung, sondern auch schon in ihrem Sehakt, wie überhaupt in ihren Wahrnehmungsvorgängen und ebenso in ihrem Vorstellungsleben. Ihr biologisch tief verankerter Liberalismus besteht im Fehlen aller Bindungen. Im Falle des Sehens, Wahrnehmens, Vorstellens fehlt die sonst vorhandene Bindung an die reale Wirklichkeit; egozentrisch, individualistisch strahlen sie ihre eigenen Bewußtseinsinhalte in die Umwelt hinein, anstatt sich an diese im Wahrnehmen, Vorstellen und Denken zu binden. Als ein Typus der Mimikry, der Echtes und aus eigenem Bestande heraus Lebendes nachahmt, erweist sich dieser Typus durch seine Anpassungsfähigkeit und das dadurch bedingte ständige Spielen und Übernehmen fremder „Rollen“; auch diese „Mimikry“ erweist sich als biologisch tief verankert, da sie sich schon auf elementarster Ebene, z. B. in den Empfindungs- und Wahrnehmungsvorgängen, in Gestalt einer gesteigerten Anpassungsfähigkeit zeigt.

Dieser Typus würde bei seiner äußeren und inneren Haltlosigkeit, wofern keine Kompensation vorhanden wäre, überhaupt keine „Welt“ besitzen, da diese immer etwas Festes, dem Menschen Gegenüberstehendes ist, was es eben für diesen Typus nicht gibt. Der höher differenzierte Auflockerungstypus hat nun eine solche Kompensation. Während die für uns andere „gegebene“ Welt für ihn keine Festigkeit und Überzeugungskraft besitzt — Beispiel: die am Eingang der neuzeitlichen Kultur stehende berühmte Zweifelsbetrachtung Descartes' —, konstruiert er seine Welt vom Verstande aus, lebt nach logisch konstruierten Maximen und Methoden, stellt sich den Staat statt als lebendiges Gebilde als ein solches konstruiertes, unter Umständen von einer Art „Rechtmathematik“ hervorgebrachtes Konstruktionsprodukt vor, kann sich auch die Wissenschaft nicht anders vorstellen als eine solche nach dem Vorbild der Geometrie verfahrenende Konstruktion aus Verstandesprinzipien. Vor allem dieser

„Auflockerungstypus mit rationalem Oberbau“ hat die Kulturentwicklung auf allen Gebieten bestimmt. Der „rationale Oberbau“ ist bei ihm der übrigen Person unorganisch aufgestülpt; das Rationale, aus dem Intellekt oder Verstande Stammende ist hier nicht nur zur übrigen Person beziehungslos, sondern ihr sogar entgegen gerichtet, da es ja eben der Kompensation ihrer Schwächen dient. Daraus, daß die Intelligenz vor allem in der Form dieser „freischwebenden“ Intelligenz verwirklicht war und der Kultur das Gepräge gegeben hat, erklärt sich der heute weitverbreitete Kampf gegen den Intellekt. Zur deutschen Bewegung feindlich und „gegentypisch“ ist aber nicht der Intellekt überhaupt, sondern nur der abgelöste und freischwebende Intellekt des geschilderten Typus. Er wird, wenn diese menschliche Grundform unter Führung der deutschen Bewegung zurückgedrängt wird, ganz von selbst einer gesünderen, lebensnäheren Form des Intellektes Platz machen, der dann gerade das wirksamste und machtvollste Mittel für den Wiederaufstieg der entarteten Kulturmenschheit sein wird.

Die tief biologische Verankerung des „Gegentypus“, sowie sein Entartungscharakter, zeigt sich auch an den Bedingungen, unter denen er nach den Befunden des Vortragenden vorzugsweise und in ausgeprägtester Form auftritt: 1. bei besonders heterogener und ausgiebiger Rassenmischung, wobei er in Verbindung mit völlig ungestörter, selbst vorzüglicher körperlicher Gesundheit auftreten kann, 2. bei Tuberkulose und anderen konsumierenden Krankheitsprozessen, 3. bei unausgereiften entwicklungsgehemmten Personen, 4. in gewissen Dissoziationsphasen der normalen Entwicklung, in denen der Mensch, wie besonders im Beginn der Pubertät, eine Wesensform verläßt, um eine neue anzunehmen. Der für die Kultur von etwa 1700—1900 vor allem ausschlaggebende differenzierte Auflockerungstypus mit rationalem Oberbau kommt vor allem bei 1. vor, während diese Kompensation bei 2.—4. zu fehlen pflegt oder nur in geringen Ansätzen vorhanden ist.

Die deutsche Bewegung ist eine Virenbewegung, eine Bewegung der Kulturgesundung und Kulturerhöhung. Indem sie der Vorherrschaft des „Gegentypus“ in der Kultur ein Ende zu machen sucht, löst sie eine Aufgabe, zunächst für Deutschland, damit aber zugleich für die Welt.

## **Erbbiologische und genealogische Beiträge zur Psychologie der Rassenreinheit.**

Von **Prinz von Isenburg** (Bonn).

Die Blutmischungsverhältnisse spielen im Leben der Völker seit jeher eine hervorragende Rolle. Jedes Volk tritt in die Geschichte mit einer auf Inzucht gegründeten Verfassung. Ihre Herrscher waren meist Produkte stärkster Inzucht. Rassenreinheit und Inzucht sind eng miteinander verknüpft. Darin liegt die Erkenntnis von der großen biologischen Bedeutung hochwertigen Erbgutes als Ergebnis einheitlicher Ahnenschaften. Das findet seinen Ausdruck in der Hochschätzung der Ebenbürtigkeit, worin nicht nur historische und soziologische, sondern auch erbbiologische und psychologische Momente liegen. Rassenreinheit ist die Bedingung für die Züchtung wahrer politischer Führer, während für die Züchtung des künstlerischen Talentes die Blutmischung Vorbedingung zu sein scheint. Die Degeneration mancher Familien und Stände findet ihre Ursache in dem Rassenchaos. Aber auch die Überzüchtung einseitiger Rassenmerkmale kann zum Verfall führen. Hier mag eine Regeneration durch Mischblut möglich sein.

---

## **Probleme der politischen Psychologie.**

Von **Walther Poppelreuter** (Bonn).

Auch unsere Wissenschaft der Psychologie müsse sich im neuen deutschen Werden zunächst nur dienend unterordnen. Wie wenig sie dies bisher getan hat, beweist schon der Umstand, daß es wohl gibt „Tonpsychologie“, „Zeugenpsychologie“, „Sportpsychologie“ usw., aber daß es immer noch gilt, eine „Politische Psychologie“ zu schaffen. Poppelreuter bespricht dann kurz den Inhalt seines noch in der Kampfzeit 1931/1932 trotz anfänglichen Verbots doch gehaltenen Kollegs: Politische Psychologie als angewandte Psychologie an Hand von Hitlers „Mein Kampf“. Dieses Buch, ein wirkliches „Lehrbuch der politischen Psychologie“, sei für den Psychologen eine Fundgrube neuer Erkenntnisse des politischen Geschehens, welches ja erst in zweiter Linie ökonomisch-materiell, jedoch in erster Linie seelisch, rassistisch, besonders aber ideal-motiviert ist. Der Erfolg der nationalsozialistischen Bewegung müsse für uns Psychologen der Be-

weis für die Richtigkeit der Hitlerschen Voraussetzung sein, daß eben letzten Endes alles politische Geschehen seelisch bedingt ist.

Darüber hinaus aber habe politische Psychologie noch dienend mitzuwirken an all den vielen Einzelproblemen der Staatsgestaltung, der politischen Propaganda, der Beeinflussung und Erziehung der Massen und Gruppen, der Rassenpsychologie, der Eugenik, der Menschengauslese für die Berufe, der Arbeitspädagogik usw., ganz besonders aber am Führerproblem!

Poppelreuter schließt mit einem Appell an die jungen Psychologen, nicht daran zu verzweifeln, daß zwar gegenwärtig die Fachpsychologie noch eine schwer um Existenz und Anerkennung ringende Wissenschaft ist, sondern mutig den Zukunftskampf aufzunehmen; d. h. sie sollen sich in ihren Arbeitszielen in den kommenden Jahren ganz bestimmen lassen von den Problemen der politischen Psychologie. Haben sie dann später Leistungen zu verzeichnen, dann werden sie der Wissenschaft der Psychologie zu einer neuen Anerkennung verhelfen.

Sicher werde spätere Geschichtsrückschau einmal erweisen, daß das oft vorausgesagte Jahrhundert der Psychologie, welches das Jahrhundert von Physik, Chemie und Technik abzulösen bestimmt ist, erst mit der Hitler-Bewegung so richtig angefangen habe!

---

### III. Sammelreferate.

## Die psychologischen Grundfragen der Technik.

Von **Otto Klemm** (Leipzig).

Wer sich auf die psychologischen Grundfragen der Technik unserer Zeit besinnt, wird sehr bald der eigenartigen Stellung inne werden, die ihr im Vergleiche mit anderen Lebensgebieten zukommt, aus denen psychologische Probleme erwachsen. Denn wo immer sonst der Mensch in einzelnen Gebieten seiner stofflichen und seiner geistigen Umwelt lebt, da steht er entweder vorwiegend unter deren Einflüsse oder er hat sie selbst hervorgebracht. In der Technik aber trifft beides zusammen: der Mensch bringt sie hervor, Geist von seinem Geist ist in ihr, sein gestaltender Wille ist am Werke. Darnach aber beginnen diese technischen Gebilde rückwirkend auf ihn ihre umformende Kraft auszuüben. Gewiß: auch rein geistige Gebilde, wie die Sprache, wirken auf ihn zurück; aber doch in einem anderen Sinne. Denn die technischen Gebilde verfestigen sich zu stofflicher Umwelt, und sind doch nicht tot; entliehenes Leben läßt sie mit einer dämonischen inneren Spannkraft. Der Erde Antlitz ändert sich und mit ihr der Mensch. Wir alle erleben das Schicksal unseres technischen Zeitalters. Über psychologische Grundfragen der Technik nachzudenken heißt: eben diese verschiedenen Stellen, an denen der tätige Mensch mit der technischen Welt in Berührung kommt, zu sehen und sie zu einer seelischen Ganzheit zusammenzudenken.

Indem hierbei eine Spannung zwischen dem Ursprunge der Technik und ihren Auswirkungen auftaucht, spüren wir einen Grundzug unseres technischen Zeitalters. Bisweilen ist der Begriff der Technik so weit gefaßt worden, daß er nahezu jede auf ein Ziel gerichtete Tätigkeit des frei beweglichen Lebewesens in sich schloß, die dem bloß theoretischen Schauen gegenübertritt (Spengler(b)). Solchen Ausweitungen steht ein engerer Begriff der Technik gegenüber, der aus der seelischen Lage unseres Zeitalters abgeleitet ist: die Maschinen-

technik. Für Diesel (a) ist sie die Zwischenschaltung eines naturwissenschaftlich begründeten chemischen, physikalischen, maschinellen Arbeitsgebietes zwischen den Menschen und das von ihm erstrebte Ziel. In dieser technisierten Welt findet der Mensch sich vor — sie ist ihm fremd und dabei doch in geheimnisvoller Weise verwandt. Sie ist sein ureigenes Werk und ist doch zugleich eine selbständig gewordene Gewalt. Leicht ist zu sehen, was diese moderne Technik von der vormaschinellen unterscheidet. Ursprünglich hängen die Herstellung eines Gerätes und seine Benutzung innig miteinander zusammen. In der Keimhülle einer noch unangetasteten Ganzheit schlummert der Gedanke an das Ziel und die Bereitung der Mittel, die zu ihm hinführen. Die Lehre von dem Werkzeug als einer Organprojektion klingt schon bei Aristoteles an: „Die Technik vollendet zum Teil dasjenige, was die Natur nicht ins Werk zu setzen vermag, zum Teil ahmt sie die Natur nach.“ Solche Technik „nimmt der Natur das halb ausgesprochene Wort aus dem Munde“ (Freyer). Sie bleibt organisch. Wie Hand und Gehirn zusammenwirken, so fügt sie Kräfte von Tieren und Menschen, von Wind und Wasser zusammen.

Diese innere Haltung ist nun in der modernen Technik von Grund aus verändert. Die organische Einheit menschlichen Tuns mit seinem Erzeugnis wird zerschlagen. Ein gewaltiges Zwischenreich mit seinen eigenen Ansprüchen spaltet sich ab und stellt ein psychologisches Thema von höchstem Ausmaße. Daß es ganz ist, unterscheidet das Lebendige vom Nicht-Lebendigen. Nur wo Leben ist, ist auch Ganzheit. Das lebende Ganze hat die technischen Gebilde ausgeformt und nun beginnen diese in einen spannungsreichen Gegensatz zu ihm zu treten. Schon ihr Äußeres kündigt es an: Eisen verdrängt das gewachsene Holz, Beton und Glas bilden die schützenden Hüllen, geometrisch gezielte Bewegungen zerschneiden den organischen Lebensraum. Intervalle zerstückeln die erlebte Zeit: der Kampf des Unganzes mit dem Ganzen hebt an.

Welches sind nun die psychologisch wesentlichen Kennzeichen dieser Maschinenteknik? Diesel (a) nennt den Ersatz der Handfertigkeit durch die Werkzeugmaschine und den Ersatz der Muskelkraft durch die Kraftmaschine. Der Automatismus der Werkzeugmaschine drängt gegen die lebendigen, immer wieder neuen Blicke, Griffe, Entscheidungen an. Die beliebig vermehrbaren Energien der Kraftmaschine schäumen über das Kraftfeld tierischer und menschlicher Muskulatur unbegrenzt empor. Diese Maschinenteknik ist nicht mehr den natürlichen Vorbildern nachgeformt. Nein — „sie ersetzt

das rhythmische Auf und Ab, das Hin und Her des Leibes durch die Rotationsbewegung. — Sie ersetzt den Flügelschlag durch den Propeller“ (Freyer). Aus welcher seelischen Haltung heraus ist diese Maschinenteknik entstanden?

In flammenden Bildern läßt sie die Geschichtsphilosophie Spenglers (a) schicksalsschwer aus der Seele des faustischen Menschen emporsteigen. Zur Zeit der Kindheit der Dampfmaschine drängt das neue Lebensgefühl in Fausts Monologen hervor: die trunkene Seele will Raum und Zeit überfliegen. Herangereift ist diese Entdeckerseele seit dem seligen Grübeln frühgotischer Mönche. Roger Bacon dachte über die Dampfmaschine, das Dampfschiff und das Flugzeug nach. Und der Teufel hat seine Hand im Spiele mit dem verführerischen Gang nach jenem Berge, wo er alle Macht der Erde versprach. Der Dominikaner Peter Pellegrinus träumte von dem Perpetuum mobile, mit dem Gott die Allmacht entrissen wäre. Aus solcher Gespanntheit zwischen dem Heiligen und dem Bösen erwuchs die Idee der Maschine. Nun triumphiert sie: statt Pflanzen, Tieren, Menschen, spannte sie die Natur selbst wie eine Sklavin ins Joch. Freyer fragt nach der seelischen Struktur, die solchem technischen Willen den Weg durch die Wirklichkeit weist: „Die neuzeitliche europäische Technik richtet sich darauf, die gebundenen Energien des Erdkörpers zu aktivieren. Die Wälder und das Wasser, die Kohle, die Öle und Gase, schließlich die Atomsysteme sollen in mechanische Arbeit, in Licht, Wärme, Bewegung verwandelt werden. Zugrunde aber liegt der Gedanke von der Plastizität der Materie. — Die Erde scheint wie ein Material angesehen zu werden, das nur auf den plastischen Griff der menschlichen Hand wartet.“ Bei Diesel (b) „drängt Kraftlüsternheit hervor und mit ihr die Idee der Energie als etwas Herrlichen, als eines europäischen Willensaxioms. — Solche Lüsternheit liegt in der Idee der Maschine. — Es gibt einen eigenartigen, eigenwollenden Ingenieurtrieb, im Zusammenhang mit der Willensenergie der nordischen Rasse“. — Clauß blickt auf die nordische Landschaft hin: „sie will von Schienensträngen durchzogen sein, auf denen der Schnellzug rast. — Raumwille erwacht in der Seele, die aus der nordischen Landschaft geboren ist. — Für nordisches Welt erleben ist die Welt mit Geleisen durchzogen. — Als ein Gebilde aus unzähligen Wegen — fertigen und künftigen — Land-, Wasser-, Luft- und Stratosphärenwegen erlebt die nordische Seele die Welt“. Manche Kulturphilosophen haben allerdings die Technik von dem Reich der geistigen Werte abgeschnitten, so daß sie zu einem bloßen Haufen

von Mitteln herabglitt. Wer aber diese Beschränkung abstreift, sieht den technischen Menschen als den werkgebundenen Träger eines Dienstes am Leben (Hardensett). Der technische Drang zum Vorstoß in die Natur verknüpft sich in Kruegers (b) Lehren mit den religiösen Ursprüngen der menschlichen Arbeit. „Auch die Technik ist letztlich vom Geiste erzeugt: künstlerisches Gestalten, ja religiös-philosophische Besinnung sind mittelbar dabei am Werke.“ Aus der lebendigen Seele des Menschen, die selber ganz auch in ihrer Art die ganze Welt umspannen wollte, entspringen die schöpferischen technischen Gedanken.

Der technische Durchbruch ist geschehen. Die Maschine ist da. Entlastungen winken. Kräfte schnellen empor. Turbinen summen ihr Siegeslied. Lichter strahlen — die Sterne schämen sich, daß sie noch da sind. Schillernde Möglichkeiten bieten sich an. Was ihm der Erfinder hinstellte, das führt nun der Unternehmer in die wirtschaftliche Arbeit ein, und damit vollzieht sich — wie Wundt es zu nennen pflegte — eine gewaltige Heterogonie der Zwecke. In dieser Wirtschaftswelt der Maschinenindustrie erblickte Spengler (a) den Einschlag der magischen Seele: „Der Jude geht der eigentlichen Schöpfung von Maschinen aus dem Wege und legt sich auf die geschäftliche Seite ihrer Herstellung.“ Zugleich führt die Einfügung der Maschine in die Wirtschaft zu einer entscheidenden Umstellung der menschlichen Arbeit. Der Mensch arbeitet jetzt nicht mehr an der Natur, sondern er arbeitet an der Maschinenwelt und in ihr: Die Tragödie der Maschinenarbeit beginnt, eine echte Tragödie, voll keuchend eng verschlungener Gegensätze. Es ist nicht der eigentliche Sinn der Maschine, Menschen arbeitslos zu machen, sprach Giese (b) aus, wohl aber sind Gegensätze in ihr enthalten: sie schafft Arbeit und sie raubt Arbeit.

Kein Wunder, daß ein gewaltiges Ringen die Psychotechnik erfüllt. Berufsauslese, Berufsausbildung und Bestgestaltung der Arbeit — diese drei Gebiete wirtschaftlicher Rationalisierung zeigen auch bei der maschinentechnisch gebundenen Arbeit wie die psychologischen Gesichtspunkte gebieterisch über die bloße Rationalisierung hinausdrängen. Der Gedanke der Rationalisierung greift zwar im Stofflichen ebensowohl über die Maschine hinaus wie im Seelischen über die maschinentechnisch gebundene Arbeit. Aber kein Zufall ist es, daß aus dem Zusammenstoßen des Menschen mit der Maschine die Feuerfunken einer besonderen Problematik sprühen: Gestählt und geschliffen an dem rein technischen Denken zielt die Degenspitze des Ökonomieprinzips hinüber nach dem Menschentume und nach dem Herzpunkte

seelischen Geschehens. Diesen Stoß aufzufangen ist die Ganzheitspsychologie berufen.

Bei der Berufsauslese richtet sich über die Einzelfunktionen hinaus der Blick von neuem auf den ganzen Menschen. „Der arbeitende Mensch muß aus seiner Ganzheit heraus zum kommenden Leistungsfelde in Beziehung gesetzt werden“ (R.K.W.). Die Erforschung der Bewährung besinnt sich immer entschiedener auf die ganzheitlichen Grundlagen. Daß die Korrelation mit der Anzahl der Proben wächst, weist auf solche Ganzheitsfaktoren hin. Über die mathematischen Grundlagen hierfür legte ich Ergebnisse vor. Vernehmlich klingen die Ganzheitsforderungen in der Typenlehre an. Bogen spricht von der Resonanz zwischen Typ und Beruf. Lersmacher rückt die Eignungsuntersuchung unter die Gesichtspunkte der Jaensch'schen Typologie. Nach der gleichen Richtung hin drängt die Konstitutionsforschung: sie sieht den muskulären Typ Sigauds oder den athletischen Kretschmers in biologisch naher Beziehung zur Maschinentechnik. In den Untersuchungen Ehrhardts beginnen zahlreiche, experimentell faßbare Einzelzüge sich auf solche Körperbautypen gruppenweise zu verteilen, in denen Ellen Richters bestätigt sich der muskuläre Typ als Hauptträger der Berufswünsche 14jähriger, die auf den Facharbeiter in der Metallindustrie hinzielen. Wie ausgebreitet solch jugendliches Begehren nach einem technischen Berufe ist, lehrt die Statistik der Berufswünsche. In der Gruppe Industrie und Technik, Chemie, Bergbau und Baugewerbe fanden Voigt und Friedrich, 1927, bis zu  $\frac{1}{4}$  aller Berufswünsche bei den Knaben der höheren Schulen Leipzigs. Bei den schulabgängigen Volksschülern Leipzigs waren es im gleichen Jahre sogar  $\frac{2}{3}$  aller Wünsche.

Welch glitzerndes Geschwader von Hoffnungen jugendlicher Seelen zieht alljährlich diesem Zauberreiche der Technik entgegen, als wäre es noch in geheimnisvoller Weise angelockt von der Sehnsucht, aus welcher die Technik selbst erwuchs! Ein Ver sacrum bietet sich dieser Maschinenwelt an. Diese Maschinenwelt selbst aber hat einen entscheidenden Wandel in dem Berufszuordnungsproblem hervorgebracht. Es könnte tragisch anmuten, daß die Persönlichkeitspsychologie unserer Tage — ihrerseits vermutlich schon sich stärkend an dem Widerstande gegen unsere technisierte Welt — auch in die Berufsauslese die Fülle eines reinen Menschentums ergießen möchte, während diese technische Welt selbst den Arbeitsvorgang auf immer einfachere Verrichtungen zurückdrängt und die Eigenart des Menschen der aufsaugenden Gewalt der Maschine preisgibt. Aber dieses

Bild wäre zu düster gezeichnet. Echt fachmännische Arbeit ist auch noch an der Maschine erforderlich, und auch die zunehmende Automatisierung wird nach dem Facharbeitertum Begehrt haben. Die Berufsauslese selbst braucht den Gedanken nicht fallen zu lassen, daß im selben Maß wie die äußerlich faßbaren Einzelzüge an Bedeutung einbüßen, nunmehr tieferliegende Geprägtheiten der Persönlichkeit der maschinentechnisch gebundenen Arbeit entgegenkommen. Indem sie dies tut, handelt sie sozialistisch. Denn nach den Worten des Führers ist es eine sozialistische Handlung, für jede Funktion des Lebens den dafür geborenen zu suchen.

Derselbe Gegensatz kehrt bei der Berufsausbildung wieder. Die Übung erweist sich uns heute mehr und mehr als ein Gestaltungsvorgang. Bei so einfachen Tätigkeiten wie dem Wurf nach einem Ziele vermochte ich zu zeigen, daß der Übungsgewinn nicht in erster Linie in dem Erlernen der richtigen Wurfstärke und des richtigen Wurfwinkels besteht, sondern darin, daß sich zwischen Winkel und Stärke eine Korrelation bildet. Diese innere Paarung fängt die Schwankungen der Teilstücke auf und erhöht die Genauigkeit des Ganzen (Stimpel). Hier treiben wir eine Mikroanalyse der motorischen Gestalt und spüren ihre inneren Bänder. Das Eigenleben der motorischen Gestalt strahlt auf. Beim Arbeiten an der Drehkurbel stellt sich eine Gliederung des Kraftaufwandes her, von der die mathematische Analyse nachweisen konnte, daß sie für die Überwindung der Arbeitswiderstände am günstigsten war (Dolegal). So sehr auch solche organische Zielstrebigkeiten mit ganzheitlich geschlossenen Aufgaben fertig werden — innerhalb der nach dem Gesichtspunkte der Fertigung maschinentechnisch zerstückten Arbeitsgänge scheinen sie zu zerrinnen. Kenner schätzen die Fähigkeit des Menschen, aus freiem Antrieb heraus eine Arbeit ökonomisch zu verrichten, ziemlich gering ein. Poppelreuter (a) prägt den Satz: „Die Natur des Menschen widerstrebt der Rationalisierung.“ Ja so ist es: und das ist vielleicht nicht ihr schlechtestes Teil. Angesichts dieser Sachlage gewinnt die Schulung des Nachwuchses mehr und mehr den Sinn, an jene natürlichen Zielstrebigkeiten wieder anzuknüpfen und von innen heraus eine Einfügung in die Arbeitsaufgaben zu begünstigen. Wieweit auch schon für einfache technische Verrichtungen die richtige seelische Haltung angebildet und ein bloßes Scheinkönnen überwunden werden kann, lehrte Poppelreuters (b, c) psychokritische Methodik. Kraftvoll drängt der Bildungsgedanke des Dinta auf einen hochwertigen und wendigen Facharbeiter, vor allem aber auf eine Erziehung zum schaffensfrohen und verantwortungsbewußten Menschen.

Am meisten erfüllt endlich von den seelischen Folgen dieses Eingriffs der Maschine in die menschliche Arbeit ist das dritte Hauptgebiet der Rationalisierung, die Bestgestaltung der technischen Arbeit selbst. Sie begann mit dem Kampfe gegen die Ermüdung. Das ist kein Zufall. Es entspricht der technischen Denkweise, mit den Kraftquellen sparsam umzugehen. Zugleich aber ist mit der Ermüdung ein Hauptzug am Gesichte der technischen Arbeit gesehen. Gewiß wurden die technischen Arbeitsbedingungen unter dem Gesichtspunkte der Anpassung an den Menschen bis in die feinsten Verästelungen durchgeformt. Daß die einfachsten Arbeitsbewegungen keineswegs die angemessenen sind, erwies sich allerorten. Die Erforschung der menschlichen Motorik deckte die frei ausschwingenden, aus dem Ganzen herausquellenden und sinnvoll durchgegliederten Bewegungen auf (Sander). Wir sehen sie in dem machtvollen Schläge des Schmiedes (Drill) bis hinüber zu der Feinarbeit der Spinnerin und ihrem Weberknoten (Wilsdorff).

Je sorgfältiger die unmittelbar leistungsmindernden Einflüsse auf diese Weise aufgefangen werden konnten, und je mehr zugleich der Ablauf der einzelnen Arbeitsbewegungen von Kraftvergeudung gereinigt wurde, um so deutlicher traten die dem Arbeitsvollzuge abträglichen seelischen Umstellungen der Maschinenarbeit zutage, die in dem weiten Sammelnamen Ermüdung sich zusammenfassen. Durch das Arbeiten an der Maschine ist eben ein natürlicher Lebenszusammenhang angeschlagen. Durch Arbeit müde zu werden, fügt sich willig genug in die natürlichen biologischen Rhythmen ein. Exakte Arbeitsversuche lehren überdies, daß der Mensch keineswegs immer die am wenigsten ermüdende Arbeitsweise sucht: bei der Arbeit an Drehkurbeln fiel das psychologische Optimum nicht mit dem Minimum an Kalorienverbrauch zusammen (Ulbricht). Das ist eine bescheidene Einzelheit: vielleicht aber schimmert auch durch sie hindurch, daß das Leben nicht auf Ersparnis von Kalorien eingestellt ist. Nein, es verausgabt sich, es verschwendet, schwingend zwischen den Grenzen der Gipfelleistung und der Erschöpfung. In der industriellen Ermüdung aber zeigt sich immer deutlicher der Widerstreit zwischen der menschlichen Seele und ihrer Inanspruchnahme durch die Maschine. Das Monotonieproblem beginnt seine Schatten zu werfen. Seit Münsterberg kennen wir die Unterschiede der Menschen im Ansprechen auf monotone Arbeit. Wunderlich arbeitete die feineren Unterschiede der Typen heraus: am meisten erliegt der Monotonie der „Ganzheitstyp“. Oft genug wurde der Rhythmus nur äußerlich zur Entlastung

herbeigerufen, so im Ford'schen Automatismus. Demgegenüber tritt bei Sachsenberg die tragende, schwingende, überbrückende Kraft des Rhythmus hervor — als eine Gliederung der maschinell gebundenen Arbeit von innen her. In dem Arbeitskreise Achs erwies es sich als besonders günstig, daß die rhythmisch wiederkehrenden Reize einen Aufforderungscharakter besaßen. Dieser Aufforderungscharakter kommt ihnen im Sinne der Ach'schen Theorie auf Grund einer voluntionalen Objektion zu.

Nach der gleichen Richtung hin weist die Steigerung der Leistung bei Fließarbeit. Düker zeigte, daß diese Überlegenheit nicht auf einem größeren Energieaufwande, sondern auf einer inneren Entlastung beruhe. Rupp (a) schilderte es, wie bei der Fließarbeit die Arbeit an dem einzelnen kleinen Stück durch den Zusammenhang mit der übrigen Arbeit und durch die Einfügung in die Gruppengemeinschaft einen neuen Sinn gewinnen kann. Solche Sinnverschiebung steigert die innere Arbeitskraft, ohne daß eine stärkere Anstrengung gefordert wäre. In zahlreichen Einzelheiten erweist es sich, wie der ganze Mensch auf solche Einfügung in den Fluß des Geschehens anspricht: daß ein „Druck“ durch einen besseren Arbeiter unangenehmer empfunden wird, als ein „Zug“, verknüpft sich leicht mit allgemeinen Eigenschaften unseres Trieblebens (Brüker). Ich denke hier besonders an charakterologische Unterscheidungen Ruderts. Schließlich zeigen die strukturpsychologischen Untersuchungen Jaenschs, wie verschiedenartig die einzelnen Typen auf eine taylorisierte Arbeitsweise ansprechen: eine für den Desintegrierten erdachte ökonomische Vereinfachung braucht nicht für den Integrierten zu passen, der die von ihm bediente Maschine wie einen Teil seiner selbst erleben kann.

Immer entschiedener blickt somit die Arbeitsforschung über die unmittelbaren, an die Einzelverrichtungen und deren bloßen Ablauf gebundenen seelischen Wirkungen auf den ganzen arbeitenden Menschen hin. „Die Arbeitskurve ist in erster Linie die Manifestation der jeweiligen Art des Willensverhaltens“ (Poppelreuter (a)). In den experimentellen Analysen Clostermanns erweisen sich solche Arbeitsgestalten als Willensgestalten. Arbeitsgestalt ist ihm die besondere Weise, in der jede konkrete Arbeit in den Lebenszusammenhang mit der arbeitenden Persönlichkeit verflochten ist. Rupp (c) sah „bei der bloßen Veränderung ihres Tempos den Ernstcharakter von Handlungen verloren gehen. — In einer mittleren Zone wird die Verantwortung getragen und die Handlung bleibt sinnvoll. — Es gibt generell psychologische Sinnzusammenhänge der Einzelhandlung“. So beginnt

die Frage nach dem Arbeitssinn mächtig die Wirkungen der einzelnen Arbeitsgänge zu überflügeln. In gleichem Maße drängt eine wohlverstandene Bestgestaltung der Arbeit über die äußeren Ansprüche maschinentechnischer Fertigung auf eine seelische Durchdringung des arbeitenden Menschen hin. Eindringlich sprach Rupp (b) aus: „Das letzte Ziel der Rationalisierung ist nicht Ersparung von Energie. — Leben heißt wachsen. — Auch die Arbeit soll zu einem sinnvollen Ziele hinführen. — Nicht auf eine Vermeidung von Anstrengung kommt es letztthin an, sondern auf die Gewinnung innerer Werte.“ Ebenso wenig darf Bestgestaltung mit dem Streben nach einem wirtschaftlichen Optimum gleichgesetzt werden, so lehrte es Giese (b): Vielmehr liege ihr Kernproblem in der Frage nach der Sinnidee der Arbeit.

Solche Forderungen gehen ihrem Wesen nach über eine bloße Steuerung einzelner Arbeitsvorgänge hinaus, sie müssen darüber hinausgehen: denn sie greifen in Sinnzusammenhänge hinein und richten sich auf Strukturen. Was die Maschinenarbeit unganzen macht, das soll wieder ganz werden können. Kenner des Fordismus schildern uns die seelenlose, aus dem Lebensplan herausgerissene, maschinell zerstückte und hierdurch zugleich für jeden ausführbar gewordene Arbeit: zu ihr bildet der reichlichere Lohn und die Erfüllung der Freizeit mit völlig anderen Inhalten ein Gegengewicht. Es ist nicht deutsche Art, sich mit einem solchen Nebeneinander zu begnügen. Nein, der Arbeit selbst ihren Adel zu erhalten und wo er verloren gegangen ist, ihn zurückzugewinnen, darauf kommt es an. Horneffer sprach solche hohen Erziehungsaufgaben dem Ingenieure zu. Er willt der Arbeit die Seele retten durch eine Kunst, die sich auf Werktagsarbeit selbst bezieht. Der in den alten Gilden und Zünften des Mittelalters umgehende Arbeitskult soll zu neuem Leben erweckt werden. Zu solcher Kulturaufgabe ist der Ingenieur berufen: er fühlt sich im Bergwerke wie der Führer eines Stoßtrupps im Kampfe, ihm kann in der Maschinenhalle zumute sein wie in einer Kirche. Das sind Visionen, die bis zu den religiösen Ursprüngen der Technik hinleuchten. Mag auch der Ingenieur noch so sehr in die wirtschaftlichen Auswirkungen des Maschinenreichs eingefügt sein, lebendig bleibt doch in ihm jene schöpferische Urkraft, die zur Technik überhaupt hindrängte. Oft auch bedürfen edelste technische Gebilde der besonders feinnervigen Hand eines Menschen, der sie lenkt, bis hinauf zum Piloten des Flugzeugs. Über die äußere Arbeitsteilung hinaus strahlen bindende Kräfte von solchen technischen Ideen aus: echte Gemeinschaft der Arbeitenden fordern sie, um sich verwirklichen zu können. Neue Verantwortungsbereiche

beginnen hier wiederum Menschen zusammenzuschließen. Sie überbrücken die spannungsreiche Kluft hinüber zu denen, die nur noch einen dem Automatismus der Maschine einstweilen Widerstand leistenden Rest von Bedienungsvorrichtungen ausüben.

Das ist zugleich die Stelle, an der wir erblicken, wie die Wirkungen der Maschinenteknik über die Arbeit hinaus unsere ganze Zeit ergreifen. Diesel sieht den Menschen unserer Zeit in einer Landschaft stehen, die er selbst sich schuf: „Einst hat er die Naturlandschaft in eine Kulturlandschaft umgeformt, in Felder, Forste, schöne Städte, Dome. — Unser Schicksalsraum aber ist die Maschinenlandschaft. — Raum und Zeit im alten Sinne sind ausgelöscht. — Unsere Welt ist eingeteilt in asphaltierte Straßen, Fahrpläne, Fluglinien. — Unsere Großstädte sind maschinell betätigte Wohn- und Geschäftsbezirke.“ Was aber wird aus dem Menschentum in solcher Maschinenlandschaft? Die Antworten auf diese letzte abschließende Frage sind in leidenschaftlichster Weise in Gegensätze auseinandergerissen.

An dem einen Ende stehen Spenglers (a, b) düsterste Visionen. Der Faust des zweiten Teiles stirbt noch im Anblick der arbeitenden Erde: Die Siege der Technik waren dem Faustischen Denken seelisch nötig, nicht aber ihre wirtschaftlichen Folgen. Das Gefühl für den Satanismus der Maschine breitet sich aus. Die Hände meutern gegen ihr Schicksal. Der gestürzte Sieger wird von dem rasenden Gespann zu Tode geschleift. Stahlharte Rassemenschen kämpfen den Verzweiflungskampf des technischen Denkens gegen die Diktatur des Geldes. Unermüdlich aber schäumen zugleich gegen dieses Bollwerk die Wogen des Blutes. Das Geld wird vom Blute überwältigt. So schloß Spengler. Werden nicht diese dunkelrollenden Sätze durch unser gegenwärtiges deutsches Leben bedeutsam erhellt? An dem anderen Ende stehen Preisungen wie die paneuropäischen Bekenntnisse eines Coudenhove-Kalergi zu den Fortschritten einer Technik, die der Leib der Kultur ist, gleichwie die Ethik ihre Seele ist. Dazwischen paart sich Skepsis gegen die Errungenschaften der Technik mit Bejahung der Lebensnotwendigkeit der Maschine und der Hoffnung, dem technischen Herrschaftsbereiche überlegen zu werden und so zu einer Erlösung von der modernen Technik zu kommen (Caspary). Oder die Technik wird zu einer der vielen Kräfte auf dem Vollendungswege einer erneuerten Menschheit (Zbinden).

Der Psychologie steht es zu, sich auf die seelischen Grundlagen zu besinnen, aus denen solche verschiedenartigen, kulturphilosophischen

Fernblicke aufsteigen. Es ist jener Zwiespalt zwischen dem Ursprunge der Technik und ihren Auswirkungen, mit dem die Seele des Menschen zu ringen hat. Hier wiederholt sich in einem alle Menschen umfassenden Ausmaße, was sich innerhalb der maschinentechnisch gebundenen Einzelarbeit abspielte: der erlebte Zusammenhang zwischen dem Tun an der Maschine und dem Ergebnis geht für den Träger der Arbeit verloren. Der Arbeitssinn ist zerbrochen. So ist auch in der bloß wirtschaftlichen Ausformung der Sinngehalt der Technik überhaupt für den Menschen verschüttet. Giese (b) schildert in seiner Philosophie der Arbeit, wie die artifizielle technische Welt den Menschen hinüberdrängt bis zur Metaphysik. Wenn die große Sinnlosigkeit der Verwirtschlichung überwunden ist, wird die Idee der Arbeit die Technik retten, indem sie neue Aufgaben von ihr fordert.

Eins tut not: dieses vorhandene technische Zwischenreich mit neuen seelischen Gehalten zu erfüllen. Diesel (a) ruft nach einer neuen inneren Haltung gegenüber dem neuen Lebensraum: „Wie wir die Natur durch die Maschinentechnik unter uns brachten, haben wir nun die Technik selbst uns gefügig zu machen.“ — „Wir dürfen nicht nur Mechanismen, Geschäftsvorgänge, Kartotheken in den neuen Lebensraum hineinstopfen, sondern sollen in ihn hineingreifen wie in frischen Ton.“ Für Freyer formt sich die Frage dahin, ob die von Motiven der Wirtschaft vorgetriebene Technik wieder von der Lebenstotalität der europäischen Völker eingeholt und ausgefüllt werden kann. Krannhals fordert es, der Mechanisierung und Atomisierung durch die technische Zivilisation die seelische Totalität überzuordnen. Geschlossen wendet sich dies zur seelischen Ganzheit bei Krueger (c): „Die technischen Hilfsmittel des modernen Daseins müssen in die Ganzheit der lebendigen Person und miteinander in das Gefüge eines geistbeherrschten Zusammenhanges eingeordnet werden. — Menschliche Arbeit ist wiederum gegliedert in eins zu denken mit dem Menschentum.“ Im Nationalsozialismus verbindet sich kraftvolle Bejahung der technischen Mächte mit der entschlossenen Forderung, sie so einzusetzen, daß sie der Einheit des Menschen mit seiner Arbeit dienen (Lawa-czeck). Der „Technokratie“ ist eine Führung gegenüberzustellen, die vom Menschen ausgeht. Die große Führeraufgabe der Technik ist es — so sprach es Feder kürzlich hier in Leipzig aus — vom Mißbrauch der Technik zum richtigen Einsatz im Dienste der Nation zu kommen.

So fällt auf jenen dunkel drohenden Zwiespalt zwischen den Ursprüngen der Technik und ihren Auswirkungen die Leuchtkraft eines

Gedankens von höchstem Ausmaße, eben der seelischen Ganzheit. Seelische Ganzheit drängt danach ganz zu bleiben und, wo sie bedroht ist oder gar angetastet, wieder ganz zu werden und mit den Widerständen aufzuräumen. Alles nordische Leben ist kraftvoll auf die Überwindung von Widerständen gerichtet. Was einst in den schwelgenden Entwürfen der Erfinder aus überquellendem Menschentume glitzernd emporschäumte, das erstarrte zu dem seelenlos zerstückten technischen Zwischenreich. Jetzt muß dieses gespenstische Zwischenreich wieder eingeschmolzen werden in eine neue, höhere, übergreifende seelische Ganzheit. Die einzelnen, maschinentechnisch zerteilten Arbeitsbewegungen gewannen durch den Arbeitssinn wieder ihre Verbindung mit dem seelischen Ganzen: so muß auch das technische Reich selbst durch einen neuen, über es selber hinausdrängenden Sinngehalt wieder zur Verbindung mit dem Menschentume gelangen. Wenn solche Ganzheit zustande kommt, ist sie zugleich eine gegliederte Ganzheit. Sie schließt in sich die Siege der Technik und ihren harten Griff nach dem Menschentume und gliedert ist sie, indem sie die technischen Mächte dem Sinn des Menschentums unterordnet.

Dröhnend sprangen in dieser unserer deutschen Gegenwart die Pforten zu einem neuen Reiche auf. Die Verwirtschaftlichung der Technik hatte das Unternehmertum und die Arbeiterschaft auseinandergerissen: leuchtend sind jetzt diese Gegensätze überwölbt von der Majestät einer überindividuellen lebenden Ganzheit — des Volkes. Den Lebensraum dieses Volkes neu zu gestalten, das Sein auf dieser deutschen Erde reicher zu formen, verbindende Straßen zu bauen: indem sie diesen Aufgaben des Vierjahresplanes dient, verschmilzt die Technik wieder mit einem Gefühl für das ganze Volk. Faustisches Drängen gelangt auch hierin zur Erfüllung: auf den Straßen der Maschinenlandschaft marschieren die Träger eines neuen Willens. Neben ein solches Beispiel äußerer Verbindung trete das einer inneren. Der Urgewalt des gesprochenen Wortes verlieh die Technik weithin tragende Flügel: bis zu jedem einzelnen drang die beschwörende Stimme, die zum Aufbruch rief. Wahrlich: kein sprechenderes Gleichnis sehe ich für die Eingliederung der Technik in eine übergreifende Ganzheit und eine neue Sinnerfüllung, als daß sie das ursprünglichste und lebendigste Hilfsmittel der politischen Willensbildung, das gesprochene Wort millionenfach vervielfältigt wieder in sein Recht einsetzte und die Inbrunst des einen in die Herzen aller überströmen ließ.

## Hinweise auf das Schrifttum.

- Ach, N., Finale Qualität (Gefüigkeitsqualität) und Objektion. Arch. f. d. ges. Psychol., 2. Erg.-Bd., 1932, S. 267 ff., bes. S. 295 ff.
- Bogen, H., Berufspsychologie, in Handbuch der Arbeitswissenschaft, hrsg. von F. Giese, Bd. 5. Objektpsychotechnik. 1928—30.
- Bruker, E., Psychotechnische Untersuchungen zur Bandarbeit. 1931.
- Caspary, A., Die Maschinenutopie. 1927.
- Clauß, F. L., Die nordische Seele. 1932.
- Clostermann, G., Gestaltenwandel im Arbeitsprozeß. 1930.
- v. Coudenhove-Kalergi, N., Apologie der Technik. 1922.
- Diesel, E., Die Neugestaltung der Welt. 1932. (a)
- , Über die Grundlagen und die Problematik der Technik. Blätter f. deutsche Philosophie, 6, 1932, S. 139 ff. (b)
- Doležal, J., Über die Bewegungsform bei der Arbeit an Drehkurbeln. Neue Psychol. Studien, 5, 1930, S. 253 ff.
- Drill, R., Der Hammerschlag. Neue Psychol. Studien, 9, 1933, S. 139 ff.
- Düker, H., Untersuchungen über freie und zwangsläufige Arbeit. Zschr. f. Psychol., Erg.-Bd. 20, 1931.
- Freyer, H., Zur Philosophie der Technik. Blätter f. deutsche Philosophie, 3, 1929, S. 192 ff.
- Giese, F., Philosophie der Arbeit, in Handbuch der Arbeitswissenschaft, hrsg. von F. Giese, Bd. 10, 1932. (b)
- Hardensett, H., Der kapitalistische und der technische Mensch. 1932.
- Horneffer, E., Der Ingenieur als Erzieher. 1925.
- Jaensch, E., Die Bedeutung der Strukturpsychologie für die angewandte Psychologie und Psychotechnik. Zschr. f. angew. Psychol., Beiheft 59, 1931, S. 101 ff.
- Klemm, O., Zufall oder Geschicklichkeit. Neue Psychol. Stud. 5, 1930, S. 23 ff.
- Klemm, O. u. Benschler, J., Korrelationstheoretisches zur Ganzheit. Neue Psychol. Stud. 5, 1930, S. 169 ff.
- Krannhals, P., Der Weltsinn der Technik. 1932.
- Krueger, F., Magical Factors in the first Development of Human Labor. Americ. Journ. of Psychol., 1913, p. 256 ff. (a)
- , Der Verkehr. 1922. (b)
- , Die Arbeit des Menschen als philosophisches Problem. Blätter f. deutsche Philos. 3, 1929, S. 159 ff. (c)
- Lawaczek, F., Technik und Wirtschaft im Dritten Reich. 1933.
- Lersmacher, G., Strukturpsychologische Erörterungen über die arbeits- und berufstypologischen Zusammenhänge. Zschr. f. angew. Psychol. 40, 1931, S. 239 ff.
- Poppelreuter, W., Arbeitspsychologische Leitsätze für den Zeitnehmer. 1929. (a)
- , Erziehung zum exakten Denken mit Hilfe psychologischer Methodik. Arbeitsschulung, Bd. 1 (2, 3), 1929/30. (b)
- , Psychokritische Pädagogik. 1933. (c)
- Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit. Veröffentlichung Nr. 71. Der Mensch und die Rationalisierung I, 1931.
- Richter, Ellen, Konstitution und Berufswunsch. Erscheint in den Neuen Psychol. Stud., 1934.

- Rupp, H., Zur Psychologie der Fließarbeit. Psychotechn. Zschr. 2, 1927, S. 166 ff. (a)  
 —, Die Aufgaben der psychotechnischen Arbeitsrationalisierung. Psychotechn. Zschr. 3, 1928, S. 165 ff.; 4, 1929, S. 17 ff. (b)  
 —, Arbeitsgüte und Arbeitsschnelligkeit. Psychotechn. Zschr. 5, 1930, S. 97 ff.; 6, 1931, S. 106 ff., 168 ff.; 7, 1932, S. 161 ff. (c)
- Sachsenberg, E., Ausgewählte Arbeiten des Lehrstuhls für Betriebswissenschaften. Berlin 1926 ff.
- Sander, F., Arbeitsbewegungen, in Arbeitskunde, hrsg. von Riedel, 1925, S. 200 ff.
- Spengler, O., Der Untergang des Abendlandes, II, 1922. (a)  
 —, Der Mensch und die Technik. 1932. (b)
- Stimpel, E., Der Wurf. Neue Psychol. Stud. 9, 1933, S. 105 ff.
- Ulbricht, O., Über die optimalen Bedingungen bei der Arbeit an Drehkurbeln. Neue Psychol. Stud. 5, 1930, S. 229 ff.
- Voigt, W. u. Friedrich, Th., Berufswünsche und Zukunftspläne der Jugend an höheren Schulen. 1928.
- Wilsdorf, O. H., Griffstudien an der Spulmaschine. Neue Psychol. Stud. 5, 1930, S. 317 ff.
- Wunderlich, H., Die Einwirkung einförmiger zwangsläufiger Arbeit auf die Persönlichkeitsstruktur. 1925.
- Zbinden, H., Technik und Geisteskultur. 1933.

---

## Probleme und Ergebnisse der charakterologischen Typologie.

Von **Philipp Lersch** (Dresden).

Die Frage der Typologie hat seit je innerhalb der Charakterologie in einem Maße dominiert, daß geradezu der durchaus irreführende Anschein entstand, es sei Charakterologie immer nur Typologie. Diese Vordringlichkeit der Typenfrage, durch die grundlegende charakterologische Probleme verdunkelt wurden, erklärt sich aus dem Bedürfnis menschlichen Denkens, der Mannigfaltigkeit der Erfahrungstatsachen durch die Bildung von Inbegriffen Herr zu werden.

Wir haben als Charakterologen einerseits unüberschaubar viele individuelle Charaktere, unter denen Dichter und Biographen ihre Gegenstände suchen, andererseits gibt es das genus Mensch als die allgemeinste Wesensart seelisch-personalen Seins. Der charakterologische Typus nun bemüht sich innerhalb dieses Spannungsbereiches zwischen dem Allgemeinen und dem Individuellen spezielle Arten seelisch-personalen Seins aufzuzeigen.

Dabei nimmt der Typus als Mittel der Einteilung innerhalb der Lehre vom Begriff eine Sonderstellung ein, sofern er nach Sigwart

(Logik) den reinlichen Anforderungen des logischen Schematismus nicht voll gerecht wird, und zwar dadurch, daß er, wie Erdmann (Logik) betont, als „fließender Inbegriff“ jene eindeutige Umfangsbestimmung nicht zuläßt, die den fest begrenzten Inbegriffen eigentümlich ist.

Eben hierin erweist sich die besondere Aufgabe und Absicht, die dem Typusbegriff eigentümlich ist. Was der Allgemeinbegriff in der Regel zu leisten hat, ist nicht mehr als die Umfassung einer Summe von Merkmalen, die gewissen Phänomenen in vergleichbarer Weise zukommen. Dieser Summencharakter zeigt sich in der Ordnung der Begriffe: sie geht nach den beiden Richtungen des *genus proximum* und der *differentiae specifica* und ist gestiftet durch das Mehr oder Weniger von Merkmalen, wonach sich Inhalt und Umfang der Begriffe konstituieren. Der Typus dagegen will als Gesichtspunkt ordnender Aufteilung mehr als lediglich summative Komplexe vergleichbarer Eigenschaften bezeichnen, er zielt ab auf die spezifische Anordnung, auf die gegliederte Ganzheit unterscheidbarer Persönlichkeitsmerkmale. Der Typus ist also die Verallgemeinerung von Strukturen und findet somit sein bevorzugtes Anwendungsgebiet innerhalb des Lebendig-Seelischen, das in der Form des Werdens und der Entwicklung real ist.

Wenn nun der psychologische Typus seiner Idee nach ein strukturelles Prinzip kennzeichnen will, das die einzelnen Teile eines personalen Ganzen determiniert, so ist bei der empirischen Anwendung des Typusbegriffs dieser Hinweis auf die Ganzheit nicht immer mit der erforderlichen Klarheit im Bewußtsein derer gegenwärtig, von denen der Typus jeweils aufgestellt wird. Es ist vielmehr notwendig, hier eine Unterscheidung von Differential- und Totaltypus zu treffen.

Beim Differentialtypus wird irgendein Erscheinungsmerkmal menschlich-seelischen Seins bzw. Verhaltens oder auch eine Gruppe von solchen herausgegriffen, ohne daß systematisch die Frage gestellt wird, wie diese Merkmale sich organisierend auf das strukturierte Ganze einer Person auswirken, bzw. wie weit sie selbst die Auswirkung solcher ganzheitlicher Wesensstrukturen darstellen. Hierher gehört das, was man als Reaktions-, Vorstellungs-, Gedächtnis-, Lerntypus usw. aufgestellt hat. Man kann beliebig viele solcher Typen konstatieren, indem man beliebig viele Menschen auf die Besonderheit ihres Verhaltens in ein und derselben Lebenssituation untersucht.

In dem Maße, in dem sich nun der Gedanke der Struktur und der personalen Ganzheit Geltung verschafft hat, ist heute die Bemühung psychologischer Typisierung darauf gerichtet, Totaltypen auf-

zustellen, wobei es eine ideale Forderung ist, ein urgegebenes, weiter nicht mehr reduzierbares, organisierendes Prinzip aufzufinden, das alle Verhaltensweisen des Menschen, der dem Typus angehört, determiniert. Denn wenn das Seelenleben strukturiert ist, dann besteht so etwas wie eine Hierarchie überhaupt unterscheidbarer Merkmale. Man wird relativ zentrale und relativ periphere Merkmale unterscheiden müssen in dem Sinne, daß zwei Merkmale a und b zu einem Merkmal c dann peripher sind, wenn sich ihr Vorhandensein nach „seelenlogischen“ (Rieffert) Gesetzen aus dem Vorhandensein von c folgern läßt. Auf diesem Wege müßte man schließlich zu irreduziblen Merkmalen kommen, die ich als „charakterologische Primeigenschaften“ bezeichne. Darunter ist übrigens nicht dasselbe zu verstehen wie unter dem Begriff des Radikals, den die erbbiologische Psychologie gebraucht. Der Primat, um den es sich im Begriff der charakterologischen Primeigenschaft handelt, ist kein genetischer wie beim erbbiologischen Radikal, sondern ein struktureller. Das Problem des Totaltypus läuft schließlich darauf hinaus, Merkmale bzw. Merkmalsgefüge aufzufinden, denen ein echter struktureller Primat zuerkannt werden muß. Die Typen Sprangers und Jaenschs vor allem wollen als solche Totaltypen verstanden werden.

Eine Zwischenstellung zwischen den Totaltypen und den Differentialtypen nimmt eine Gruppe ein, die ich die „Typen der charakterologischen Dominante“ nenne. Die sind empirisch deskriptiv gewonnen durch Unterstreichung der hervorstechendsten Eigenschaft in der Erscheinung eines Menschen. Ganz in dieser Richtung liegen die Typen der Psychopathologie, wie sie als „psychopatische Persönlichkeiten“ erstmalig von Kraepelin (30), dann von Schneider (40) und anderen aufgestellt worden sind: der Nervöse, der Ängstliche, Erregbare, Triebsschwache, Stimmungs-labile, der Gesellschaftsfeind usw. Mit solchen Bezeichnungen geschieht nichts anderes, als daß das im Relief der Persönlichkeit pathologisch Überhöhte zum typusstiftenden Merkmal gemacht wird.

In die Kategorie der Typen der charakterologischen Dominante gehören ferner Typen, wie sie mehr oder weniger populär aufgestellt worden sind in dem Begriff des Trieb-, Verstandes-, Zweck-, Willens- und Gefühlsmenschen. Auch die Typen des Aristoteles und des Theophrast: der Mißtrauische, Furchtsame, Hochsinnige usw. sind hier zu erwähnen.

In den Typen der charakterologischen Dominante liegt eine gewisse Intention auf den Totaltypus in dem Sinne, als die Vorherrschaft

bestimmter Merkmale die übrigen Seiten des charakterologischen Ganzen modifiziert. Ein Typus der charakterologischen Dominante wäre dann Totaltypus, wenn er die Totalstruktur der Persönlichkeit von dem in der Erscheinung dominierenden Merkmal her zur Sicht zu bringen vermöchte. Die Tendenz auf den Totaltypus kommt nun bei den tatsächlich aufgestellten Typen der charakterologischen Dominante um so weniger zur Auswirkung, je mehr die Bestimmung des Typus im Deskriptiven bleibt, je weniger also das Erscheinungsgegebene explizite auf eine Ordnung und auf ein Schema des Charakteraufbaus projiziert und je weniger damit ausdrücklich das gesamte charakterologische Umfeld der dominierenden Eigenschaft aufgeheilt wird.

Mit der Unterscheidung von Differential- und Totaltypus, zwischen denen der Typus der charakterologischen Dominante eine Mittelstellung einnimmt, ist ein modaler Ordnungsgesichtspunkt der Typologien aufgewiesen. Er muß sich bei dem Bemühen, das anscheinend anarchische Vielerlei von Typen in eine Ordnung zu bringen, überkreuzen mit einem materialen Gesichtspunkt, der gegeben ist in der Frage: welche Merkmale werden jeweils bei Aufstellung eines Typus als die für das charakterologische Ganze wesentlichen angesetzt? Stellt man nun diese Frage, so zeigt es sich, daß den einzelnen Typologien immanent ist ein bestimmter Aspekt, in dem die subjektiv erfahrene seelische Wirklichkeit innerhalb des Gesamtbereiches der objektiv gegebenen geistigen, geschichtlichen, sozialen, biologischen und kulturellen Weltgesehen wird. Es ordnen sich damit die Typologien in Gruppen, als deren erste ich

#### A. Die rein psychologischen Typologien

nenne. Unter ihnen verstehe ich solche, bei denen die Typen dadurch aufgerollt werden, daß die seelische Wirklichkeit in sich, gleichsam introspektiv betrachtet wird als eine Organisation von Grundfunktionen oder jedenfalls von Grundphänomenen. Die dadurch zustande kommenden Typen entsprechen einer Aufgliederung des Seelischen in Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung, Denken, Fühlen, Wollen usw. Es ist dann die Rede von Vorstellungstypen, Denk- und Wahrnehmungstypen, von Typen des emotionalen und affektiven Verhaltens, des Temperamentes, von Auffassungstypen, Typen der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses, des willensmäßigen Verhaltens u. a. An dieser Stelle ist die vielgliedrige Einteilung einzureihen, die Heymans (8) in dem Kapitel über „Differenzen in den einzelnen psychischen Funktionen“ gibt.

Solche Typisierungen seelischer Grundfunktionen sind von Hause aus, wie schon angedeutet, Einteilungen im Sinne des Differential-

typus. Jedoch besteht durchaus die Möglichkeit, von hier aus zum Totaltypus vorzudringen. Heymans und seine Schule haben versucht, den Differentialtypus auf dem Wege der Korrelation in der Richtung des Totaltypus auszuweiten. Zu diesem Verfahren ist eines grundsätzlich zu bemerken: die Korrelation kann den charakterologischen Typus niemals letztlich erweisen, sondern sie kann lediglich die Schau des Typus anregen und fördern. Es genügt nicht, die in Korrelation stehenden Merkmale als ein bloßes Beieinander zu erfassen, sondern die Erkenntnis muß vordringen zur Sichtbarmachung der Ordnung, der Struktur, in der die verschiedenen Charakterzüge zueinanderstehen. Jede nennbare seelische Eigenschaft hat ja einen spezifischen Stellungswert innerhalb des Persönlichkeitsaufbaues und gerade diese strukturellen Wertigkeiten können durch Korrelationen niemals einsichtig gemacht werden.

Innerhalb der Gruppe der rein psychologisch gesehenen Typologien ist u. a. Pfahler (38) zu nennen, der auf der Basis einer Unterscheidung konstituierender Grundvorgänge des Seelenlebens Typen des Charakters zu gewinnen sucht. Pfahler setzt als seelische Grundfunktionen die Aufmerksamkeit, die Perseveration (Beharrung seelischer Zustände), die Ansprechbarkeit des Gefühls nach den Seiten von Lust und Unlust und die vitale Energie. Diesen Grundfunktionen kommt nach Pfahler ein Primat im charakterologischen Sosein des Menschen zu, und zwar ist dieser Primat zunächst ein genetischer, der dadurch erwiesen ist, daß diese Grundfunktionen eine Art a priori alles Erlebens sind, eine notwendige Voraussetzung dafür, daß seelisches Leben unter Einwirkung der Umweltreize überhaupt erst aktuell wird. Die Grundfunktionen können also nicht erworben, sondern müssen angeboren, ererbt sein. Dieser genetische Primat der Grundfunktionen wird von Pfahler zugleich auch als ein struktureller aufgefaßt: das Grundfunktionsgefüge eines Charakters determiniert seine übrigen Merkmale, die geringste Änderung einer Grundfunktion bewirkt eine radikale Änderung der Gesamtpersönlichkeit. Die durch die Formen des Grundfunktionsgefüges bestimmten Typen Pfahlers wollen also als Totaltypen verstanden werden.

Im Kreise der rein psychologisch gesehenen Typologien erscheinen alle drei modalen Formen, also neben dem Differential- und dem Totaltypus auch der Typus der charakterologischen Dominante. Beispiel für den letzteren ist die Typologie von Müller-Freienfels (36). Auch seinen Typen liegt zugrunde eine introspektive Betrachtung der Persönlichkeit als eines Aufbaues von Grundfunktionen. Er unter-

scheidet an der psychisch-personalen Wirklichkeit die Emotionalität, in die auch der Wille einbezogen wird, und die Geistigkeit. Je nach der Dominanz von Emotionalität oder Geistigkeit entsteht der subjektive und der objektive Mensch, wobei die Gruppe der Subjektiven wiederum in aktive Willens- und passive Gefühlsmenschen zerfällt. Auf die weitere Aufgliederung kann nicht eingegangen werden. Müller-Freienfels sieht in der Prävalenz bestimmter Dispositionen oder Funktionen innerhalb der stets als Ganzheit zu erfassenden Seele das, was den Typus ausmacht. Aber diese Prävalenz hat doch mehr den Charakter einer Vordringlichkeit in der Gesamterscheinung des Menschen als den einer die Ganzheit der Persönlichkeit in allen ihren Teilen determinierenden Instanz. Müller-Freienfels lehnt die Idee des Totaltypus im Grunde ab, indem er die Ansicht vertritt, daß jeder Mensch verschiedenen Typen angehöre.

Auf eine kritische Gegenüberstellung der rein psychologisch gesehenen Typen kann nicht eingegangen werden. Jedenfalls aber ist so viel zu sehen, daß sich bei einem Versuch, die einzelnen Vertreter einer rein oder vorwiegend psychologisch gesehenen Typologie aufeinander zu beziehen, es sich als dringlichste Forderung ergibt, überhaupt einmal — vor aller Typisierung — sich zu verständigen über die Frage des Aufbaues des psychisch-personalen Lebens. Damit erweist sich die Vordringlichkeit der allgemein-charakterologischen Fragestellung vor der speziell-typologischen.

Es wurde von psychologisch gesehenen Typen dann gesprochen, wenn die Folie der Betrachtung, auf der der Typus in Erscheinung tritt, ein Schema vom Aufbau der Persönlichkeit als eines Funktionsgefüges ist.

Nun ist die subjektive seelische Wirklichkeit nicht allein bedingt durch das Vorhandensein eines Gefüges von psychischen Funktionen, sondern sie ist eingestellt in eine objektive Welt. Es gibt somit eine elementare Situation für alles seelische Leben, nämlich das Gegenüberstehen von Ich und Welt. Dieser Tatsache entsprechen eine Reihe von Typologien, die man sinngemäß bezeichnen könnte als

### B. Die psychokosmischen Typologien.

Das typusstiftende Merkmal ist die besondere Art, in der die Ursituation des Lebens, das Gegenüberstehen von Ich und Welt, erledigt wird. Erst in zweiter Linie findet dann ein mehr oder weniger vollständiges Schema des innerseelischen Aufbaues, also die intrapsychologische Folie der Betrachtung ihre Anwendung.

Hierher gehört C. G. Jungs Unterscheidung von introvertierten und extravertierten Menschen (27, 28). Auf sie ist kurz einzugehen, weil sie engste Beziehungen zu den Typologien von Kretschmer und Jaensch besitzt. Die Grundgedanken sind folgende: wenn wir ausgestattet sind mit der Fähigkeit, Erlebnisinhalte und damit überhaupt Bewußtsein von Daseiendem zu haben, so ist der Extravertierte dadurch gekennzeichnet, daß diese Fähigkeit sich betätigt an der Umwelt. Er verwendet sein Kapital an seelischer Energie dazu, Außenwelt in seinem Bewußtsein erscheinen zu lassen. Das Wissen um sie verleiht seinem Dasein die tragenden Wert- und Bedeutungsakzente. Dies erscheint dann in bestimmten Verhaltensweisen, die dadurch charakterisiert werden, daß wir sagen, der Extravertierte lebe auf die Außenwelt hin, er sei ein offener Mensch, der sich in alles verbreiten will, er habe unmittelbaren Kontakt mit der Welt — was übrigens zunächst nichts zu tun hat mit Hingabe und Selbstentäußerung, auch nichts mit dem Gegensatz von Ichhaftigkeit und Sachlichkeit, auf den Fr. Künkel (35) seine Typen der Welteinstellung gründet. Liegt nun in den Objekten der Außenwelt die Aufforderung, daß wir uns seelisch an sie engagieren, so hat der Introvertierte die Tendenz „sich gegen diesen Anspruch zu verteidigen und sich möglichst aller Energieausgaben zu enthalten, die sich direkt auf das Objekt beziehen“. Er braucht diese Energien zum Aufbau einer inneren Welt. Wenn man sich nun vergegenwärtigt, daß kein Subjekt in völliger Isolierung gegen die Welt leben kann, dann ergibt sich, daß für den Introvertierten eine besondere Problematik des Ichs in seiner Stellung zur Außenwelt typisch ist. Der Introvertierte ist gekennzeichnet durch eine zögernde, reflexive Haltung, ein zurückgezogenes Wesen, das sich immer etwas in der Defensive befindet.

Die Unterscheidung Jungs ist nun in dem Sinne zu verstehen, daß jeder Mensch beide Einstellungsmechanismen in sich hat und der Typus lediglich geprägt wird durch das Überwiegen der gesetzmäßig habituellen Einstellung des Bewußtseins.

Introversion und Extraversion als Typen der UmweltEinstellung sind von Jung verstanden als Primeigenschaften des Charakters. Diese Grundeinstellungen überkreuzen sich mit einem nun intrapsychologisch gesehenen Schema seelischer Grundfunktionen. Jung unterscheidet deren vier: das Denken, Fühlen, Empfinden und Intuieren. Im einzelnen Fall erweist sich jeweils eine von diesen Grundfunktionen als die für die Anpassung brauchbarste. Dadurch ergeben sich neben den großen Einstellungstypen noch vier Funktionstypen,

welche die Grundeinteilung in Introversion und Extraversion überschneiden.

In Jungs Typen der Welteinstellung ist die Umwelt genommen in der allgemeinsten Form des Nicht-Ichs, also abgesehen von spezifischen Inhalten. Sie unterscheiden sich dadurch von einer anderen Gruppe psychokosmisch gesehener Typen, die ich in Anlehnung an einen Begriff Diltheys die „hermeneutischen“ nenne, und zwar deshalb, weil sie aufgerollt werden an den gegenständlichen Weltbildern, die sich im Strom des individuellen seelischen Lebens ausgliedern und in bestimmten Kulturgebilden ihre objektiv faßbare Spiegelung finden. Zugrunde liegt der auf Dilthey zurückgehende Gedanke, daß ein spezifisch menschliches Dasein in seiner psychologischen Bestimmtheit mit der Welt, die der Mensch hat, eine lückenlose polare Einheit bildet und daß man den Menschen in seinem ganzheitlichen seelischen Sosein zureichend bestimmen und verstehen kann nur aus dem, was er als Welt hat. Damit wird also eine Typologie der Weltbilder notwendig auch eine Typologie seelischer Subjekte. Zu diesen Typologen des Weltbildes gehören vor allem Dilthey, Jaspers und Spranger (3, 26, 41). Wenn auch Müller-Freienfels Weltanschauung als den Korrelationsbegriff der Persönlichkeit erklärt, so dürfte er dennoch nicht unter die hermeneutischen Typologen eingereiht werden und zwar deshalb, weil er nicht vom vorgefundenen Weltbild die psychische Eigenart, sondern zu psychologisch gesehenen Typen der charakterologischen Dominante das zugehörige Weltbild sucht.

Den psychokosmischen Typologien, die im Hinblick auf die Methode — hier als „hermeneutische“ bezeichnet werden, haftet eine Enge insofern an, als lediglich diejenigen Inhalte einer erlebten Welt als Schlüssel zum psychologischen Typus aufgegriffen werden, die sich in Kulturgebilden objektiviert haben. Menschliches Dasein in seiner Durchschnittlichkeit und Alltäglichkeit, vor allem aber auch in seiner biologischen Verhaftetheit bleibt dabei außerhalb der Betrachtung. So kommt es, daß typologisch wesentliche Merkmale, etwa das des Temperamentes, als unwesentlich gar nicht in Erscheinung treten. Dieser Enge der hermeneutischen Typen der Welteinstellung liegt eine besondere Deutung des menschlichen Daseins zugrunde: die wesentlichen Gehalte des menschlichen Daseins werden projiziert auf den Hintergrund kultureller Wirklichkeit. Der Mensch ist eingeordnet in einen überindividuellen Leistungszusammenhang. Woraus sich dann mit Notwendigkeit ergibt, daß der Typus seelisch-personalen Seins zum Idealtypus wird:

das den Typus konstituierende Prinzip wirkt nicht, wie bei den Realtypen, zu denen vor allem die psychophysischen gehören, aus dem Menschen heraus, sondern von außen in ihn hinein. Bei Spranger ist dies am deutlichsten zu sehen. Der Sinn menschlichen Daseins ist aufgehoben in der Wirklichkeit überindividueller kultureller Gebilde, das spezifisch Charakterologische seines Menschseins ist zu begreifen von einem zeitlosen Idealtypus her, der durch die Strukturen der zu leistenden Objektivierung bestimmt ist. Verstanden sind diese Typen durchaus als Totaltypen; Spranger sieht in dem „spezifischen Wertcharakter des betreffenden Gebietes . . . das allein organisierende Prinzip eines jeden einzelnen seelischen Vorgangs“, der Mensch gehorcht in seinen geistigen Akten einer überseelischen Gesetzlichkeit.

Wenn bei den psychokosmisch gesehenen Typen dadurch, daß Seele und Welt als polare Einheit aufgefaßt werden, die Isoliertheit der rein introspektiven Betrachtung des Seelischen überwunden wird, so gilt dasselbe für jene Typologien, die das Phänomen des Charakters auf der Folie der Leib-Seele-Totalität sehen:

### C. Die psychophysischen Typologien.

Neben anderen sind hier vor allem Kretschmer und E. R. Jaensch zu nennen, die sich voneinander wieder dadurch unterscheiden, daß Kretschmer eine morphologisch-anatomische, Jaensch eine somatisch-funktionale Betrachtungsweise anwendet.

Bei der Allgemeinheit des Interesses, das die Typenlehre von Kretschmer (31) gefunden hat, darf die Bekanntschaft mit ihr nach den wesentlichen inhaltlichen Momenten vorausgesetzt werden. Zur Methode Kretschmers ist folgendes zu sagen:

Die Tatsachen der Funktionsstörungen der Drüsen mit innerer Sekretion zeigen einwandfrei, daß gewisse Verhältnisse des gesamten Blutchemismus das Sosein des Menschen sowohl nach der Seite des seelischen wie nach derjenigen des körperlichen Habitus determinieren. Man muß im Sinn von Kretschmer von einem zyklotyphen bzw. schizotyphen konstitutionellen biotypischen Agens sprechen, das dem Individuum im Erbgang mitgegeben ist. Für den zyklotyphen Formenkreis wäre die Wirksamkeit dieses Agens folgendermaßen zu schematisieren (siehe Abb. 1): es enthält nach der körperlichen Seite die Tendenz zur Ausformung des pyknischen Habitus, nach der seelischen Seite die Anlage der Zyklotyphie, d. h. die Tendenz des emotionalen Lebens zur heiteren bzw. traurig-schweremütigen Lebensgrundstimmung bzw. einem periodischen, wellig verlaufenden Wechsel. Es können

diese beiden polaren Möglichkeiten der Lebensgrundstimmung, die eben die Zykllothymie ausmachen, in einzelnen Individuen zykllothymen Konstitution variieren und zwar in folgenden Richtungen:

1. Hinsichtlich der Forcierung, mit der die Stimmungslagen auftreten. Die extreme Forcierung zeigt das Krankheitsbild des zirkulären Irreseins. Nehmen die Grade der Forcierung ab, so kommen wir über ein Zwischenbereich des Zyklolden in die Breite der normalen Zykllothymen.

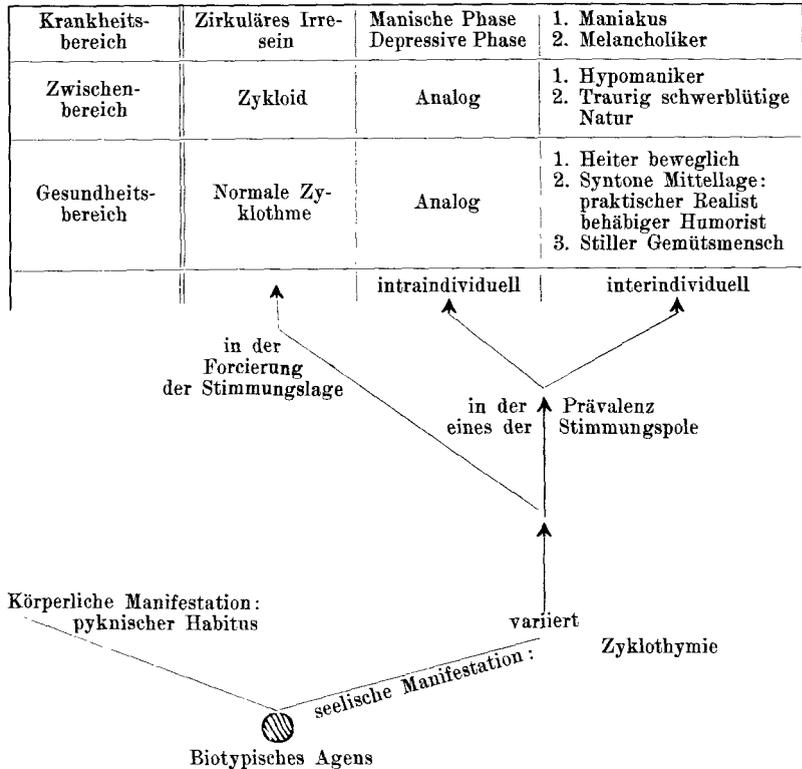
2. Das zykllothyme Agens kann noch in der Weise variieren, daß von den beiden grundsätzlich angelegten Möglichkeiten der Lebensgrundstimmung bald die heiter-lustige, bald die traurig-schwermütige dominiert; und zwar können diese Variationen auftreten intraindividuell und interindividuell:

a) Die intraindividuellen Varianten erscheinen im Bereich der krankhaften Forcierung als periodischer Wechsel von Manie und Depression, beim normalen Menschen als Wechsel der Stimmung zwischen heiter und traurig. Entsprechendes gilt für den Zwischenbereich der Zyklolden.

b) Interindividuell können die Möglichkeiten der polaren Lebensgrundstimmung in der Form variieren, daß in dem einen Individuum desselben zykllothymen Erbstammes für die Dauer seines Lebens mehr der heitere Pol, in dem anderen mehr der traurige Pol ausgeprägt ist. Für den Erbbiologen ist dies unter Anwendung des Erfahrungssatzes von der Latenz und dem Rezessivwerden vererbter Merkmale eine durchaus plausible Annahme. So entstehen die interindividuellen Varianten der Zykllothymie im Normalbereich in drei Grundformen (siehe Schema), im Zwischenbereich als die Typen des Hypomanischen und des Schwerblütigen, im Krankheitsbereich als Maniakus und Melancholiker.

Dies ist der methodische Gedankengang, der der Darstellung Kretschmers innewohnt, von Kretschmer selbst freilich nicht klar genug herausgestellt wird. Ein analoges Schema ließe sich für den schizothymen Formenkreis geben. Auch der Begriff der Schizothymie dient zunächst zur Kennzeichnung des emotionalen Verhaltens; er bezeichnet die innere Zusammengehörigkeit polarer Möglichkeiten gemütsmäßiger Überempfindlichkeit und gemütsmäßiger Unempfindlichkeit. Dabei erscheinen als Varianten der Überempfindlichkeit: Empfindsamkeit, Verwundbarkeit, Jähzorn, Ekstase, Mißmut, nervöse Reizbarkeit, als Varianten der Unempfindlichkeit: Stumpfheit, Gemütskälte, Wurstigkeit.

Abbildung 1.



Den emotionalen Eigenschaften der Zykllothymie und Schizothymie erscheinen bei Kretschmer nun rein empirisch-deskriptiv weitere charakterologische Merkmale zugeordnet. Sie betreffen vor allem die Art des Kontaktes mit der Umwelt. In der Schilderung der Spielarten des zykllothymen Formenkreises erscheint dieser Kontakt als unmittelbares Zusammenleben mit und als Hineinleben in die Umwelt, jedenfalls immer als ein Fehlen jeglicher Isolierung, Abspaltung oder gespannter Entgegensetzung. Dies äußert sich der mitmenschlichen Umwelt gegenüber in dem Vorhandensein von Resonanzbedürfnis und Resonanzfähigkeit; der sachlichen Welt gegenüber: geistig apperzeptiv in einer breiten, die konkrete Fülle erfassenden Aufmerksamkeit, praktisch willensmäßig in einem Spürsinn dafür, wie die Dinge gehandhabt werden wollen, in einem Besitz von erhöhtem praktischem Instinkt und praktischer Einfühlung.

Demgegenüber ist die Art des Umweltkontaktes bei den Schizothymen charakterisiert durch den Begriff des Autismus, der unverkennbare Beziehungen zum Phänomen der Introversion (Jung) hat. Der Autismus äußert sich negativ in einem Mangel an Resonanzfähigkeit und Resonanzbedürfnis, positiv im Ausbau einer eigenen Vorstellungs-, Gedanken- und Gefühlswelt. Dadurch ist zugleich das Ausdrucksleben des Schizothymen bestimmt: die für die Umwelt wahrnehmbare Oberfläche bleibt starr und unbelebt. Der Autismus spiegelt sich auch im Verhältnis zur unpersönlichen Welt: der Schizothyme handelt nicht aus unmittelbarer Einfühlung in die Situation, sondern er neigt dazu, zwischen sich und die Dinge einen Plan, ein Schema zu schalten, was sich positiv oft als eine besondere Konsequenz und Unbeirrbarkeit des Verhaltens, negativ als Starrheit und Unfähigkeit zur Anpassung erweist. Während für den Zyklthymen die Gefahr allzu bereiter Anpassung an die konkrete Situation besteht, kann es zur Stärke des Schizothymen werden, ideelle Forderungen auch gegen die Konstellation der Verhältnisse durchzusetzen.

Die Typen Kretschmers sind im Deskriptiven zweifellos außerordentlich glücklich erfaßt. Ein Mangel im Systematischen scheint mir darin gelegen zu sein, daß die Merkmale des emotionalen Verhaltens, auf die Kretschmer in wenig glücklicher Weise den Begriff des Temperamentes anwendet, und die Merkmale des Verhaltens zur Umwelt rein empirisch einander zugeordnet werden, ohne daß der Versuch gemacht wird, den strukturellen Zusammenhang zwischen psychästhetischer Proportion und Autismus einerseits und denjenigen zwischen diathetischer Proportion und Umweltskohärenz andererseits aufzuhellen. Macht man aber einen solchen Versuch, so rücken die Dinge in eine etwas andere Perspektive als bei Kretschmer. Bei Kretschmer hat es den Anschein, daß das den Biotypus nach der psychischen Seite hin bestimmende Grundmerkmal im Bereich des Emotionalen gelegen sei. Für die Zyklthymen sind es die Formen der emotionalen Gestimmtheit, für die Schizothymen sind es die Formen der emotionalen Empfindlichkeit. Nun sind diese beiden Gesichtspunkte des emotionalen Lebens als Primeigenschaften — worauf auch Pfahler (37) hinweist — nicht koordinierbar, weil sie nicht auf derselben Ebene liegen. Ihre Gegenüberstellung wird erst dann sinnvoll, wenn sie charakterologisch reduziert werden auf Verschiedenheiten der Umweltseinstellung, also auf den Autismus des Schizothymen und den Umweltskontakt des Zyklthymen. Dann wird verständlich, daß z. B. auf der Grundlage des Autismus im Bereich des Gefühlslebens

jene Begriffe erscheinen, die Kretschmer zur Kennzeichnung der Fühlweise des Schizothymen gebraucht. So wird gesagt, daß der Positivaffekt der Schizoiden nicht den Charakter der Heiterkeit, sondern den der Ekstase habe. Nun zeigt die Psychologie der Mystik, daß die Ekstase als Gefühlszustand immer aus einer erlebten Problematik der Ich-Umwelt-Spaltung entspringt. Sie ist die gesuchte momentane Überwindung dieser Problematik. Auch der negative Affekt der Schizothymen enthält die Problematik der Ich-Umwelt-Spaltung und -Spannung: er ist nicht wie beim Zykllothymen Traurigkeit, sondern ärgerlicher Mißmut und nervöse Gereiztheit. Dies aber sind emotionale Haltungen, in denen unverkennbar eine aggressive Spitze gegen die Umwelt steckt. Und so tragen alle emotionalen Reaktionen der Schizothymen, die Kretschmer aufzählt, in sich die Problematik der Spannung von Ich und Umwelt. Eben deshalb haben die Schizothymen auch eigentlich keine Stimmung wie die Zykllothymen; denn Stimmung ist in jedem Fall etwas, das Atmosphäre, also ein Kontinuum zwischen Individuum und Umwelt schafft.

Solche Überlegungen rücken den Zweifel nahe, ob das primäre typusstiftende Merkmal in der Typologie Kretschmers überhaupt in den Formen der von Kretschmer unter den Begriff des Temperamentes gefaßten Emotionalität gelegen sei. Sie machen es vielmehr wahrscheinlich, daß die typenstiftende Primeigenschaft durch das Verhältnis von Ich und Umwelt dargestellt wird, aus dem dann die spezifischen Arten der Emotionalität seelenlogisch deduziert werden können. Damit wäre die rein empirisch-deskriptive Zuordnung von Wesensmerkmalen bei Kretschmer im Sinne einer strukturellen Ordnung aufgehellt.

Aus dem Bemühen um eine solche strukturelle Deduktion und Aufhellung der Kretschmerschen Typen scheinen auch die Grundkategorien der Typologie von Pfahler (38) entstanden zu sein. Bei ihm werden die deskriptiv gefaßten Typenmerkmale des Zykllothymen und Schizothymen projiziert auf sein Schema seelischer Grundfunktionen, und zwar reduzieren sie sich auf die Grundfunktionen vor allem der Aufmerksamkeit und der Perseveration, deren besondere Formen für Pfahler die Bedeutung von charakterologischen Primeigenschaften besitzen (siehe oben). Auf die Diskussion des damit angeschnittenen Fragenkomplexes, ob nämlich ein genetischer Primat seelischer Eigenschaften notwendig auch ein struktureller ist, kann hier nicht eingegangen werden.

Die Arbeit Pfahlers entstammt dem Arbeitskreis von Kroh, durch den die Kretschmersche Typenlehre nach der Seite der

experimentellen Psychologie wertvolle Ergänzung gefunden hat (32). Die Zykllothymen erwiesen sich als Farbseher, die leptosomen Schizothymen als Formseher; die letzteren zeigten ferner eine höhere Spaltungsfähigkeit des Bewußtseins, einen geringeren Aufmerksamkeitsumfang bei fixierender Art der Aufmerksamkeit und eine größere Perseveration als die Zykllothymen.

Die Typenlehre Kretschmers ist nicht ohne Anfechtungen geblieben. Sie beziehen sich unter anderem auf die behauptete Affinität des schizothymen Habitus zu den drei so verschiedenen Körperformen des leptosomen, athletischen und dysplastischen, ferner auf den von Kretschmer eingeschlagenen Weg, vom klinischen Krankheitsfall her eine Normaltypologie aufzubauen. Gegenüber solchen Einwänden, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, muß aus der praktischen Erfahrung heraus betont werden, daß die Typenlehre Kretschmers jedenfalls einen großen heuristischen Wert besitzt, sofern man sich hütet, sie als ein Alternativschema zu handhaben. Ihr Wahrheitsgehalt erweist sich zum mindesten in einer gewissen Parallelität zu den Typen von Jung und der umfassenden Typenlehre von E. R. Jaensch, auf die nunmehr einzugehen ist.

Der Grundbegriff der Typologie von Jaensch (9—25) ist derjenige der Integration, die bestimmt wird als „die wechselseitige Durchdringung und das ungetrennte Zusammenwirken von Funktionen“. Die Tatsache, wenn auch nicht den Terminus „Integration“, finden wir innerhalb der deutschen Psychologie schon in der Bewußtseinsanalyse Diltheys. Bei ihm ist die reale Durchdringung der klassifikatorisch unterscheidbaren Phänomene des Wahrnehmens, Vorstellens, Wollens usw. ein spezifisches Wesensmerkmal der seelischen Wirklichkeit überhaupt.

Bei Jaensch erhält nun die Tatsache der Integration eine Modifizierung in dreifacher Hinsicht:

1. Integration besteht nicht für jedes Seelenleben in gleichem Maße, sondern es gibt Grade der Durchdringung;
2. die Durchdringung erstreckt sich nicht nur auf die introspektiv erfahrenen seelischen Phänomene, sondern auf den ganzen Menschen als leib-seelische Einheit. Unter der Voraussetzung, daß die Persönlichkeit als „psychophysisch neutrale unitas multiplex“ (Stern) zu betrachten ist, können nach Jaensch echte menschliche Grundformen nur gefunden werden als organisierende Prinzipien der ganzen psychophysischen Persönlichkeit. Daraus folgt:
3. die Integration ist immer eine solche von Funktionen.

Die erste Begegnung mit dem Prinzip der Integration lag vor in der Aufdeckung der eidetischen Phänomene, wo sich beim beweglichen Anschauungsbild des sog. B-Typus eine eigenartige Durchdringung der Funktionen des Wahrnehmens und des Vorstellens erwies. Von hier aus gelangt Jaensch auf dem Weg geistvoller Kombination zahlreicher Erfahrungen auf experimental-psychologischem und physiologischem Gebiete zu der Annahme, daß es sich in dem Phänomen der Integration um ein Merkmal handele, das den ganzen Aufbau der psychophysischen Persönlichkeit von ihren elementarsten bis in die höchsten geistigen Schichten bestimme.

Die Integration wird also zum variierenden Merkmal seelischer Typen.

Durch ein Maximum der Integration der psychophysischen Persönlichkeit entsteht der Typus des Vollintegrierten, in der Abkürzung als  $J_1$  bezeichnet. Bei ihm zeigt sich das Organisationsprinzip typisch wirksam in einer Durchdringung vor allem der Wahrnehmungsfunktion, die den Menschen mit der Umwelt in Verbindung setzt, mit den innerseelischen Vorgängen des Vorstellens, Denkens und Fühlens. Dadurch wird eine hohe Umweltskohärenz zu einem der wesentlichen Merkmale dieses Typus. Sie äußert sich in einer liebevollen welt-offenen Hingabe an die Dinge; Jaensch spricht recht bezeichnend von einer „eroiden Erkenntnisform“. Diese Umweltskohärenz ist ein Fall kosmischer Verbundenheit, wie sie charakteristisch für das Umweltsverhältnis des Kindes ist. Durch die Umweltskohärenz entsteht nun das, was Jaensch in glücklicher Formulierung als Querschnittseinheit bezeichnet; je größer diese ist, desto weniger besteht eine durchgehende Einheit des Ichs im Längsschnitt der Zeit im Sinne einer Konstanz seines Verhaltens. Die Integration zwischen den innerseelischen Funktionen und der Wahrnehmung zeigt sich ferner darin, daß für den  $J_1$  keine Spaltung zwischen Wirklichkeit und Wert, zwischen Ideal und Realsphäre, zwischen dem Anschaulichen und dem Begrifflichen besteht. Er ist ausgezeichnet durch anschauliches Vorstellen und anschauliches Denken. Das für den  $J_1$ -Typ charakteristische Merkmal der Einfühlung wird interpretiert als Integration von Wahrnehmen und Fühlen. Da weiter die Persönlichkeit bei Jaensch immer als leib-seelische Einheit aufgefaßt wird, muß sich der hohe Grad der Integration bei  $J_1$  auch auf dem Gebiet der Körperbewegung zeigen: während die Bewegungen des Desintegrierten immer mehr oder weniger dem reinen Typus der Leistungsmotorik einer Maschine angenähert sind, finden wir beim  $J_1$  reine Ausdrucksmotorik.

Gegenüber der reichhaltigen Schilderung, die der Vollintegrierte bei Jaensch findet, beschränkt sich die Charakteristik des desintegrierten Typus auf wenige Angaben, da er noch nicht untersucht ist. Daß dies aber der Fall ist, scheint damit zusammenzuhängen, daß es absolut desintegrierte Menschen gar nicht gibt, sondern man immer nur von einer relativen Desintegration sprechen darf. Absolute Desintegration würde gar nicht mehr das Bild eines beseelten Menschen, sondern dasjenige einer Maschine geben, würde ja wohl auch die Persönlichkeit als Vieleinheit zur Auflösung bringen. Als spezifische Merkmale des desintegrierten Typus werden aufgeführt: Schärfe des Verstandes, der in der Klarheit seiner Begriffe nicht durch Integration mit Gefühls- und Anschauungsinhalten gestört wird, ferner ein entwickeltes Formen-, Regel- und Maximendenken. Die Isolierung der Wahrnehmungsvorgänge gegen die Innenwelt, vor allem gegen Gefühl und Stimmung, zeigt sich in der eindeutigen Zuordnung der Wahrnehmungsinhalte, wie überhaupt eine unausweichliche Eindeutigkeit und starre Festigkeit der Reaktionen beim Desintegrierten vorherrscht.

Jaensch will sein Typensystem als sog. offenes System verstanden wissen, innerhalb dessen sich durch Subordination immer weitere Unterformen aufstellen lassen und zwar so, daß in ihnen jeweils der die ganze psychophysische Konstitution bestimmende Bauplan nachweisbar ist. So stehen zwischen den Endpolen maximaler und minimaler Integration in der Richtung abnehmender Integration die weiteren Typen des  $J_2$  und  $J_3$ .

Besteht bei  $J_1$  dauernde Kohärenz mit der Umwelt auf Grund totaler Integration, so wird ein besonderer Typus dargestellt durch die Menschen, bei denen Kohärenz mit der Umwelt nur unter gewissen Bedingungen eintritt, nämlich dann, wenn die Vorstellungstätigkeit in einer dem Wahrnehmungsbestand entgegenkommenden Weise angeregt und das von außen Gegebene mit innerseelischen Gehalten verknüpft wird. Der  $J_2$  hat also einen festen, im Zeitablauf sich erhaltenden inneren Kern, und zwar wird dieser Kern gebildet durch tief im Gefühlsleben verankerte Vorstellungskomplexe. Der  $J_2$  zeigt den Übergang von der Querschnitteinheit zur Längsschnitteinheit. Je mehr die Integration nach außen abnimmt und der Bestand fester innerer Komplexe wächst, desto mehr gelangt man zu dem rein nach innen integrierten  $J_3$ , für den überhaupt kein Aufgehen in der Umwelt mehr möglich ist. Für ihn fallen Wert und Wirklichkeit, Realität und Idealität auseinander. Er zeigt ein festes Einhalten einer Lebens-

linie, ein Festhalten an stabilen, zuweilen etwas starren Komplexen des Innenlebens, was zur Folge hat, daß er Anpassung an die Umwelt nicht zur wesentlichen Richtschnur seines Lebens macht.

Sieht man von hier aus zurück auf die Ausgangsidee der Integration als einem die psychophysische Ganzheit determinierenden Prinzip, so erscheint in der Subordination der Typen neben dem Gesichtspunkt des Integrationsgrades derjenige der Integrationsrichtung. Dabei drängt sich eine kritische Besinnung auf die Systematik der Integrations-typologie auf. In den „Grundformen“ heißt es, daß lediglich der  $J_1$ -Typus eine volle Integration besitzt, die Typen des  $J_2$  und  $J_3$  dagegen liegen auf der Linie abnehmender Integration. Diese ursprünglich intendierte eindimensionale Ordnung nach dem Integrationsgrad läßt sich aber, wie ich glaube, angesichts der Fortführung der Integrations-typologie nicht recht aufrecht erhalten. Sie ließe sich lediglich dann rechtfertigen, wenn die Verschiedenheit der Integrationsrichtung sich auf Unterschiede des Integrationsgrades zurückführen ließe. Dies ist aber mit der Darstellung des  $J_2$ - und  $J_3$ -Typus nicht ganz zu vereinen. Bei  $J_1$  durchdringt sich zwar die Wahrnehmung mit den innerseelischen Funktionen, aber gerade nach innen hin ist der  $J_1$  weniger integriert als etwa der  $J_3$ . Die Tatsache aber, daß in dem einen Fall die Integration in der Richtung nach außen, in dem anderen in der Richtung nach innen geht, läßt sich nicht mehr kausal erklären mit der Einsetzung der Integration als eines die psychophysische Ganzheit der Person übergreifenden Prinzips, sondern sie fordert eine sinndeutende psychologische Erklärung und zwar, wie ich glaube, die betonte Herausstellung von Grundformen, in denen die Stellung Ich — Welt erlebt und damit eine charakterologisch primär bedeutsame Ursituation erledigt wird.

Auch die Einordnung des S-Typus, der noch kurz zu charakterisieren ist, scheint die Herausstellung dieses Gesichtspunktes zu verlangen. Im Grade der Integration sind  $I_1$  und S gleich, sie unterscheiden sich also nicht durch eine Modifikation des Grundmerkmals der Integration, sondern sie sind lediglich darin verschieden, daß im Weltbild des  $J_1$  die Umwelt überwiegt, im Weltbild des S-Typus dagegen die subjektive Innenwelt. Der  $J_1$  ist gleichsam weltoffenes, empfangendes Gefäß der Dinge (Rezeptionstypus), der S-Typus dagegen projiziert seine innerseelischen Gehalte, seine Phantasievorstellungen, Gedanken, Stimmungen und Gefühle in die Außenwelt hinein und zwar aus Anlaß der ihn von außen treffenden Reize. Auf diesem Wege kann es zu einer völligen Verfälschung der Wirklich-

keit und einem Vorbeileben an ihr kommen. Was die nach außen projizierte Innenwelt betrifft, so ist für sie charakteristisch, daß sie in dauernder Fluktuation begriffen ist, eine Tatsache, die nur aus der auch von Jaensch erwähnten mangelnden Gefühlstiefe des S-Typus zureichend erklärt werden kann. So wird die dem  $J_1$  eigentümliche Plastizität des Ich beim S-Typus zur Labilität, der dann natürlich auch eine Labilität und Fluktuation des Weltbildes entspricht.

Von hier aus erklärt sich dann eine Sonderform des S-Typus ( $S_2$ ), bei dem über die S-Struktur ein rationaler Oberbau als Kompensation gebildet wird, um durch das rationale Prinzip das chaotisch fluktuierende Weltbild und das impulsive unzentrierte Handeln zu zentrieren und zu stabilisieren<sup>1)</sup>.

Ich bin gezwungen, zu verzichten sowohl auf eine Aufrollung des außerordentlich weiten Horizontes und der inhaltlichen Fülle der Integrationstypologie als auch auf die Einschaltung kritischer Besinnung, zu der hier und dort Anlaß wäre. Bei der universalen Anlage der Typologie von Jaensch und dem beständigen Fluß ihrer Entwicklung ist es selbstverständlich, daß der eine oder andere Punkt noch der Klärung bzw. Modifizierung bedarf. So glaube ich, bedarf die Rolle des Gefühls im Integrationsphänomen noch einer besonderen Aufhellung, die vor allem von der Kruegerschen Gefühlslehre (33, 34) her gewonnen werden müßte. In den „Grundformen“ erscheint das Gefühl neben Wahrnehmen, Denken, Vorstellen usw. unter den Vorgängen, die miteinander mehr oder weniger integriert sein können. Zugleich aber wird darauf hingewiesen, daß das Gefühl eine integrierende Rolle spielt. Damit erscheint also das Gefühl als integrierender und als integrierter Faktor. Es drängt sich nun gerade von der Seite der Kruegerschen Gefühlspsychologie her das Problem auf, ob das Gefühl überhaupt eine Funktion unter anderen ist, die von der Integration betroffen werden können, oder ob es nicht vielmehr eine Seite des Integrationsphänomens selbst ist. Diese Überlegung wird nahegelegt auch durch die Tatsache, daß beim desintegrierten Typus, wie es scheint, nicht sowohl das Gefühl isoliert ist gegen die übrigen Funktionen, sondern daß es überhaupt auf ein Minimum reduziert ist, während andererseits Emotionalität als eine der Haupteigenschaften der Integrierten genannt wird. Nimmt man dazu die Bemerkung, daß bei bestimmten Versuchen die den Willensakt begleitenden Spannungen an den Vpn. um so mehr hervortreten, je mehr sie das desintegrierte Verhalten zeigen, so hat

<sup>1)</sup> Der von Jaensch beschriebene S-Typus berührt sich übrigens aufs engste mit dem „nihilistischen“ Geistestypus, von dem Jaspers spricht.

es den Anschein, als wiederhole sich in der grundsätzlichen Gegenüberstellung von integriertem und desintegriertem Typus das in der Charakterologie von Klages (29) so bedeutsame Gegenspiel des pathisch-hingenommenen Gefühlsmenschen und des rationalen zweckgerichteten Willensmenschen.

Ich habe die Integrationstypologie in der Reihe der psychophysischen Typen aufgezählt. Nun zeigt sich die universale Anlage der Integrationstypologie darin, daß sie die charakterologisch-typologische Betrachtung nicht nur nach der Seite der psychophysischen, sondern auch nach derjenigen der psychokosmischen Totalität richtet. Den psychophysischen, durch die Integration determinierten Strukturen sind verschiedene Weltbilder zugeordnet, nicht in dem Sinne einer subjektiven Interpretation der Wirklichkeit, sondern in dem Sinne, daß gewisse Kategorien und Strukturen der Wirklichkeit — vor allem spielt der Gegensatz von mechanisch und organisch eine große Rolle — nur für gewisse Bewußtseinsstrukturen sichtbar werden. Unter diesem anthropologischen Aspekt gewinnt die Integrationstypologie einen kulturphilosophischen Bezug: in der Herausstellung der Integration als einer organischen, vor allem der Jugend phasenspezifischen Struktur wird die Rechtfertigung und Wiederherstellung einer Lebensform angestrebt, die unter der Vergewaltigung durch die desintegrierte Strukturform der Technisierung, Rationalisierung und Mechanisierung immer mehr verloren zu gehen droht.

Der mir vorgegebene Rahmen gestattet es nicht, noch auf weitere Formen der charakterologischen Typen einzugehen; der Bericht kann lediglich noch durch Aufzählung ergänzt werden. Ist es den psychophysischen Typen eigentümlich, daß die wesentlichen Merkmale jeweils solche der psychophysischen Gesamtperson sind, so gehört in ihre Gruppe auch der Versuch von Rutz (39), von der Eigenart der Körperbewegungen (Motorik) zur Aufstellung seelischer Typen zu gelangen. Wenn dieser Versuch in der Durchführung auch durchaus im Impressionistischen stecken bleibt, so ist der Grundgedanke jedenfalls recht bedeutsam; er findet seine Bestätigung durch Jaensch und Kretschmer. Jaensch spricht von dem typischen gleitenden Bewegungscharakter der Integrierten und von den scharf skandierenden Bewegungen der Desintegrierten, bei Kretschmer finden wir ganz analoge Bemerkungen über die Psychomotilität der Zyklotymen und Schizotymen (vgl. auch 4).

Es gehören in die Reihe der psychophysischen, speziell biologisch gesehenen Typen ferner die Geschlechtstypen des Männlichen und

Weiblichen, die Entwicklungs- oder Reifungstypen der Kindheit, Jugend usw. Hier bestehen bedeutsame Beziehungen zu den Typen von Jaensch und Kretschmer. Jaensch weist darauf hin, daß alle Formen der Integrationstypologie in der ontogenetischen Entwicklung phasenspezifisch auftreten. Die Grundform des  $J_1$  zeigt wesentliche Züge der Kindhaftigkeit, während die desintegrierte Struktur engste Beziehungen zur Lebensform des Alters besitzt. Auf die Beziehungen zwischen der Welteinstellung des Schizothymen und der charakterologischen Eigenart der Pubertät verweist Kretschmer selbst. Biologische Typen sind ferner die Rassentypen, deren charakterologische Aufhellung, von Günther (7) und Clauß (1) angebahnt, ein besonderes Anliegen künftiger Forschung sein wird. Auch die Temperamentstypen Ewalds (5, 6) sind biologisch gesehen: Stimmungslage und psychisches Tempo sind fundiert im Biotonus, der Stärke der dem gesamten menschlichen Zellstaat innewohnenden Lebensenergie.

Die Bildung menschlicher Typen läßt sich nun über die rein psychologische, psychokosmische und psychophysische Betrachtung hinaus weiterführen, indem man den Menschen betrachtet auf dem Hintergrund geschichtlicher Entwicklungen, wodurch die historischen Typen des Gotischen, des Renaissancemenschen usw. zur Sicht kommen, oder indem man den Menschen betrachtet in seiner Abhängigkeit von seinem Milieu, wobei er sich jeweils als ein bestimmter soziologischer Typus, als Standes- oder Berufstyp erweist.

Bei einem Rückblick auf die Mannigfaltigkeit aufgestellter Typen erhebt sich die Kardinalfrage: welches sind nun die wirklich wesentlichen Merkmale seelisch-personalen Seins? Damit gibt sich die grundsätzliche Schwierigkeit aller Typensetzung zu erkennen. Es erweist sich nämlich die Notwendigkeit, das Typenproblem aus der Sphäre der reinen Deskription, wo der Typus immer seinen heuristisch-klassifikatorischen Wert hat, ins Anthropologische zu vertiefen, d. h. es vorwärts zu treiben bis zur Frage nach dem Grundwesen des Menschen innerhalb der Gesamtwirklichkeit. Und hierbei zeigt es sich, daß Wesen und Wirklichkeit des Menschen zunächst wenigstens überhaupt noch nicht auf einen Generalnenner zu bringen sind, daß der Mensch vielmehr in seiner Realität der Schnittpunkt mannigfacher Wirklichkeitsschichten ist, die alle dank ihrer eigenen Strukturgesetzmäßigkeit die seelisch-personale Struktur des Menschen in irgendeiner Form bestimmen. Der Mensch ist einerseits psychophysisches Wesen, das den Gesetzmäßigkeiten und den geheimen Wirkungszusammenhängen der Biologie unterworfen ist, er ist aber mehr als bloßes Lebewesen, sofern

ihm sein Dasein zur Selbstgegebenheit kommt in einem geschichteten Innenleben durch Gefühle, Gedanken, Wollungen usw. Er ist ferner geistiges Wesen, indem er sich befähigt zeigt, in ideierenden Akten Welt zu erkennen und an der Wirklichkeit des Geistigen teilzuhaben, er ist geschichtliches Wesen, er steht als Kind seiner Generation im Wandel der Zeiten, er ist Kind seiner Umgebung und er ist über all dies hinaus in seiner Einmaligkeit Kind eines göttlichen Urgrundes. Es entsteht damit eine Überschichtung von Wirklichkeitsstrukturen im Menschen, die das Problem des Typus außerordentlich komplizieren.

Nur sofern es gelänge, den angedeuteten Beziehungsreichtum menschlichen Soseins zusammenzufassen in ein Gesamtbild vom Menschen, könnte die Chance bestehen, echte Grundtypen aufzufinden, wobei natürlich die Gültigkeit eines jeden Typus ihre Grenzen findet an der ontischen Einmaligkeit des Individuums. Solange ein Gesamtbild des Menschen in allen seinen Wirklichkeitsbeziehungen nicht gewonnen ist, wird sich der Anspruch einer jeden Typologie darauf beschränken müssen, jeweils nur gewisse Wirklichkeitsseiten oder Schichten eines Menschen unter dem Gesichtspunkt ganzheitlicher Strukturiertheit verallgemeinernd zu erfassen. Es ist keine Frage, daß bei solcher Anwendung die bestehenden Typologien heuristisch außerordentlich wertvoll sind, daß oft gerade die Anwendung eines Typenbildes in glücklicher Weise den Zugang zum Verständnis eines Menschen eröffnet. Aber auch darüber hinaus hat die empirische Typenforschung ihre Bedeutung. Denn die Mannigfaltigkeit der aufgestellten Typen spiegelt nicht eigentlich die Willkür und Zufälligkeit eingenommener Standpunkte, sondern sie bringt gerade den Beziehungsreichtum menschlichen Daseins zur Sicht und liefert damit einen wertvollen Beitrag zu einer universalen Wissenschaft vom Menschen, auf die die verschiedensten Bestrebungen wissenschaftlicher Empirie und philosophischer Besinnung heute mehr denn je hindrängen.

#### Literaturverzeichnis.

1. Clauß, L. F., Die nordische Seele. München 1922.
2. —, Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker. München 1929.
3. Dilthey, W., Gesammelte Schriften, Bd. I—VIII, 1923 ff.
4. Enke, W., Die Psychomotorik der Konstitutionstypen. Ztschr. f. angew. Psych., Bd. 36.
5. Ewald, G., Temperament und Charakter. Berlin 1924.
6. —, Biologische und reine Psychologie im Persönlichkeitsaufbau. Berlin 1932.
7. Günther, F. K., Rassenkunde des deutschen Volkes. 13. Aufl., München 1929.

8. Heymans, G., Einführung in die spezielle Psychologie. Leipzig 1932.  
Jaensch, E. R., Ein ausführliches Literaturverzeichnis findet sich in
9. —, Die Fortbildung der Eidetik (unter bes. Berücksichtigung der Sinnespsychologie und allgemeinen Typologie), in Brugsch u. Lewy, *Biologie der Person*. II. Bd., Berlin 1931. — Die wichtigsten Schriften sind:
10. —, (und Mitarb.), Über den Aufbau der Wahrnehmungswelt und die Grundlagen der menschlichen Erkenntnis. I. Teil, Leipzig 1927.
11. —, Über den Aufbau des Bewußtseins. 16. Erg.-Bd. d. Ztschr. f. Psych., Leipzig 1930.
12. —, Studien zur Psychologie menschlicher Typen. Leipzig 1930.
13. —, Wirklichkeit und Wert in der Philosophie und Kultur der Neuzeit. Berlin 1929.
14. —, (u. Mitarb.), Grundformen menschlichen Seins. Berlin 1929.
15. —, Die Eidetik und die typologische Forschungsmethode. 2. Aufl., Leipzig 1927.
16. —, Über den Aufbau der Wahrnehmungswelt und die Grundlagen der menschlichen Erkenntnis. 2. Teil, Leipzig 1931.
17. —, Vorfragen der Wirklichkeitsphilosophie. Leipzig 1931.
18. —, Grundriß der Kategorienlehre. Ztschr. f. Psych., Bd. 119 u. 120.
19. —, Die philosophische Anthropologie nach empirischer Methode, ihre Stelle und ihre Bedeutung in der Philosophie der Gegenwart. In: E. R. Jaensch, „Über die Grundlagen der menschlichen Erkenntnis“, 1931.
20. —, Über psychische Selektion. Ztschr. f. Psych., Bd. 98.
21. —, Strukturpsychologische Erläuterungen zur philosophischen Zeitlehre, insbesondere bei Bergson u. Proust. Ztschr. f. Psych., Bd. 124.
22. —, Das Verhältnis der Integrationstypologie zu anderen Formen der Typenlehre, insbesondere zur Typenlehre Kretschmers. Ztschr. f. Psych., Bd. 125.
23. —, Weiteres zur Auseinandersetzung der Integrationstypologie mit der Typenlehre Kretschmers. Ztschr. f. Psych., Bd. 126.
24. —, Methoden der psychologischen Typenforschung. Ztschr. f. Psych., Bd. 108.
25. Jaensch u. Schneider, Der Berufstypus des Schauspielers. Heft 44 der Schriften zur Psychologie der Berufseignung und des Wirtschaftslebens. Leipzig 1932.
26. Jaspers, K., Psychologie der Weltanschauungen. 3. Aufl., Berlin 1925.
27. Jung, C. G., Psychologische Typen. 2. Aufl., Zürich 1926.
28. —, Seelenprobleme der Gegenwart. Zürich, Leipzig u. Stuttgart 1931.
29. Klages, Ludw., Die Grundlagen der Charakterkunde. Leipzig 1928.
30. Kraepelin, E., Lehrbuch der Psychiatrie. 8. Aufl., Leipzig 1914.
31. Kretschmer, E., Körperbau und Charakter. 6. Aufl., Berlin 1926.
32. Kroh, O., Experimentelle Beiträge zur Typenkunde. Ztschr. f. Psych., Erg.-Bd. 14 u. 22.
33. Krueger, F., Über psychische Ganzheit. 1926.
34. —, Das Wesen der Gefühle. 1928.
35. Künkel, F., Einführung in die Charakterkunde. 4. Aufl., 1931.
36. Müller-Freienfels, R., Persönlichkeit und Weltanschauung. 2. Aufl., 1924.
37. Pfahler, G., System der Typenlehre. Ztschr. f. Psych., Erg.-Bd. 15, 1929.
38. —, Vererbung als Schicksal. Leipzig 1932.
39. Rutz, O., Vom Ausdruck des Menschen. Heidelberg 1925.
40. Schneider, K., Die psychopathischen Persönlichkeiten. 2. Aufl., Leipzig 1929.
41. Spranger, E., Lebensformen. 5. Aufl., Leipzig 1925.

## Methoden und Grundbegriffe der Charakterologie.

Von **J. B. Rieffert** (Berlin).

Heuristische Ideen beginnen in der Charakterologie mannigfach sich zu entfalten, aber das Ganze hat noch nicht den Zustand einer systematischen Wissenschaft erreicht. Ein Hauptgrund hierfür liegt in ihrem Gegenstande, dem Begriff eines Charakters. Da, wo der Gegenstand einer Wissenschaft nicht eindeutig gegeben, sondern allererst das Erzeugnis schwieriger Abstraktionen ist, wird man nicht erwarten können, daß die Wissenschaft am Leitfaden gegebener Tatsachen wie sonst den sicheren Weg empirischer Induktion voranschreitet; denn Fragestellung und Methode einer Wissenschaft richten sich nach ihrem Gegenstand: der aber steht hier von vornherein noch nicht fest, sondern erwächst erst aus und mit der methodischen Idee der Forschung.

Der tiefere Grund der Schwierigkeit liegt darin, daß Charakterologie zwar eine empirische Wissenschaft ist, daß aber die Ordnungsgesichtspunkte ihres empirischen Mannigfaltigen nicht ausschließlich der Empirie entstammen, sondern wie bei allen objektiven Geisteswissenschaften zugleich auch aus dem Sinn der Handlungen der Menschen, abgeleitet werden, die selbst oder deren Erzeugnisse der Gegenstand der empirischen Untersuchung sind. Insofern ist Charakterologie nicht nur induktiv, sondern zugleich auch deduktiv, hat also einen zweifachen Ordnungsgesichtspunkt.

Bei Wissenschaften von philosophisch-analytischer Voraussetzung tut man gut, von Zeit zu Zeit das Aggregat der einzelnen Forschungsergebnisse zu sammeln und zuzusehen, ob nicht in der einen oder anderen Hinsicht aus ihnen schon die Idee zu einem systematischen Inbegriff emporwachse (Kant).

### A. Methodische Ideen.

#### I. Realpsychologie und Psychognostik. Konstitution und Struktur.

Die naturwissenschaftliche Betrachtung fragt nach der Beschaffenheit der Bewußtseinsinhalte, sofern dieselben von kausalen Bedingungen abhängig sind, die entweder, wie die Sinnesreize in Ursachen liegen, die der Außenwelt angehören, oder in Ursachen, die in den physiologischen Funktionen unseres Nervensystems gelegen sind, oder aber endlich als biogenetische Bedingungen für das Zustandekommen und die Entwicklung einer Psyche hypo-

stasiert werden müssen. Ebenso fragt sie auch nach dem Ablaufe der psychischen Vorgänge unter dem Gesichtspunkte, inwiefern derselbe psycho-physiologisch oder intra-psychisch rein kausal und damit gesetzmäßig bedingt sei.

Demgegenüber geht die geisteswissenschaftliche Betrachtung auf alles dasjenige, was der Träger des Bewußtseins kraft seiner Fähigkeit zu sinnvollem Tun aus jenem, ohne sein Zutun in seinem Bewußtsein vorhandenen Mannigfaltigen „gestaltet“, „formt“, „bildet“ und wie er den Verlauf seiner Bewußtseinsinhalte „steuert“, „reguliert“, „regiert“, ihm eine teleologische Ordnung verleiht. Die Fähigkeit zu sinnvollem Tun gehört natürlich auch zu den Naturanlagen der Psyche. Sie ist aber als solche nur erschlossen und kann in der ihr eigenen Wirkungsfunktion nicht im Sinne einer Naturkausalität von notwendiger Wirksamkeit erklären werden, weil das eben dem Begriffe des Tätigseins, des Handelns, der teleologischen Ordnung widerspricht. Wie sich das kausal-bedingte mit dem teleologisch geordneten Bewußtseinsgeschehen logisch widerspruchsfrei vereinigen lasse, ist eine Frage der Erkenntnistheorie, insbesondere nach dem Verhältnis zwischen Kausalität und Willensfreiheit. Wie diese Frage aber auch zu lösen sei, die Psychologie als Tatsachenswissenschaft kann nicht umhin, beide Ordnungen des Bewußtseinswirklichen, die kausale und die teleologische als wirklich anzuerkennen; denn nur unter dieser Voraussetzung ist es logisch möglich, von sinnvollen Erlebnissen zu sprechen.

Kurz: Die naturwissenschaftliche Psychologie zielt ab auf die Realität der Psyche, und zwar nach Bestand, Beschaffenheit, Zusammenhang, Ablauf und Ursprung des Bewußtseinsmannigfaltigen. Die geisteswissenschaftliche Psychologie zielt ab auf die Bewußtseinsimmananz von Bewußtseinsinhalten, und zwar unter dem Gesichtspunkt der Sinnhaftigkeit bewußtseinsimmanenter Tätigkeiten, Erlebnisse und Gebilde. Die naturwissenschaftliche Betrachtung geht in der Psychologie auf die realpsychischen, die geisteswissenschaftliche auf die psychognostischen Tatsachen des Seelenlebens.

Realpsychisch nennen wir demnach eine Tatsache des Seelenlebens dann, wenn sie nach Bestand, Beschaffenheit, Verlauf oder Ursprung ausschließlich durch solche Attribute gekennzeichnet wird, die von der Beziehung auf den bewußtseinsimmanenten Gegenstand frei sind, durch rein psychische Attribute also, z. B. die Gefühls- oder Sinnesqualitäten und die modalen Bestimmungen des zeitlichen Ablaufes, wie schnell, langsam usw.

Psychognostisch nennen wir demgegenüber eine Tatsache des Seelenlebens, die, im Sinne Brentanos gesprochen, durch ihre Beziehung auf den bewußtseinsimmanenten Gegenstand gekennzeichnet ist, also den Gegenstand der Vorstellung oder des Gedankens, das Objekt des Gefühls oder das Ziel des Wollens. Wir werden also zu erwarten haben, daß bei der Darstellung von Zuständen und Erlebnissen denkender und handelnder Menschen eine Erklärung aus Naturursachen, etwa aus der psychophysischen Konstitution, bis zu einem gewissen Grade möglich ist. Andererseits aber werden wir auch zu erwarten haben, daß in dieser Persönlichkeit manches so nicht erklärbar ist, weil es nämlich nicht nach Analogie eines kausal bedingten Naturvorganges vor sich geht, vielmehr durch eigenes Zutun der Persönlichkeit zustande kommt. Das sind die psychognostischen Tatsachen des Seelenlebens. Demgemäß werden wir auch zu erwarten haben, daß von Persönlichkeiten Wirkungen in die Außenwelt ausstrahlen, die ohne das sinnvolle Tun derselben nicht entstanden wären.

Bei Verwechslung der beiden angeführten methodischen Ideen psychologischer Forschung entstehen zwei Hauptfehler:

1. Physikalismus, das ist die unangebrachte physiologische Erklärung von Vorgängen, die ihrem Wesen nach nicht psychophysischer Natur sind, z. B. seelische Vorgänge von sinnvoller Gestaltung.
2. Logizismus, das ist die ungeprüfte Übertragung von Bestimmungen, die den Gegenständen unseres Denkens oder den Objekten unseres Handelns zukommen, auf das Subjekt des Denkens und Handelns.

Die methodischen Ideen der realpsychischen und psychognostischen Analyse führen uns auf die beiden Ordnungsgrundbegriffe der Konstitution und der Struktur.

Unter der psychischen Konstitution eines Individuums verstehen wir den Inbegriff seiner psychischen Anlagen. Hierhin gehören also seine Sinnestüchtigkeit, sein Gedächtnis, seine Denkanlagen und seine emotional-volitiven Anlagen. Konstitution ist ein Inbegriff realer Eigenschaften von kausalem Ursprung.

Unter der psychischen Struktur verstehen wir allgemein die gegenständliche Ordnung des Bewußtseins, also dasjenige an der Konstitution, welches macht, daß das Bewußtseinsmannigfaltige auf Gegenstände bezogen erscheint und insbesondere, daß Bewußtseinsvorgänge einem Ziele zugeordnet werden können.

In diesem Sinne kann kurz gesagt werden: Geformte Konstitution heißt Struktur. Die Struktur einer Persönlichkeit ist also mit der Eigenart ihres Wissens und Könnens, ihres Geistes, Gemütes und Charakters gegeben. Wir folgen darin Kant, der in seiner Anthropologie sagt, daß die Naturanlage anzeige, „was sich aus dem Menschen machen läßt“, der Charakter aber — „was er aus sich selbst zu machen bereit ist“. Kommt die Struktur bewußtseinsimmanenter Inhalte zugleich auch als solche zum Bewußtsein, so heißt sie bewußtseinsimmanente Struktur. In diesem Sinne kann man auch von der bewußtseinsimmanenten Struktur einer Persönlichkeit sprechen. Bewußtseinsimmanenz ist indessen nicht notwendig ein konstitutives Merkmal der psychischen Struktur. Diese kann vielmehr auch eine objektive, d. h. tatsächliche Ordnung des Bewußtseinsmannigfaltigen sein, ohne daß sie als solche zum Bewußtsein zu kommen brauchte, also etwa infolge biologischer Bedingungen, als Dispositionen zu sinnvollem Verhalten.

Wenngleich wir somit an einer Persönlichkeit Konstitution und Struktur streng voneinander unterscheiden, so sind dies doch nicht zwei voneinander trennbare Teile oder Glieder der Persönlichkeit, vielmehr ist Struktur ein Attribut, welches zu sonstigen Attributen der Konstitution als prädikatives, nämlich psychognostisches, teleologisches Ordnungsattribut hinzutritt. Wir unterziehen die Konstitution also einer realpsychischen und psychophysischen Betrachtung, soweit eine solche führt, die Struktur aber einer psychognostischen.

Den strukturellen Zusammenhang des Seelenlebens einer Persönlichkeit wollen wir einen „seelenlogischen Zusammenhang“ nennen; dieser umfaßt also sowohl die subjektiv-teleologische, vom Erlebenden gewollte Ordnung seiner Erlebnisse, als auch die objektiv-teleologische, also nur tatsächlich zweckhafte, dem Erlebenden aber nicht zum Bewußtsein kommende Ordnung seiner seelischen Prozesse. Seelenlogik umfaßt also das bewußte, wie das unbewußte Seelenleben, das oberbewußte, wie das unterbewußte, die seelischen Zustände wie auch die Abläufe, die Entwicklung und die Entfaltung. Seelenlogik ist Struktur der Erlebnisse. Wie Struktur überhaupt, so kann auch sie bewußt und unbewußt sein. Im Gruenzfall ist sie identisch mit der Kausalität des psychischen Ablaufes, dies aber nur insofern, als die Kausalität zugleich auch Glied eines objektiven oder subjektiven teleologischen Zusammenhangs ist. Eine Seelenlogik, als Wissenschaft von den seelenlogischen Prinzipien a priori, vergleichbar der transzendentalen Logik Kants, wäre für die Psychologie von analoger Bedeutung wie die reine Mechanik für die Physik. Derartige Prinzipien aber experi-

mentell entdecken zu wollen, ist ein müßiges Unternehmen. — Wir wollen noch den Ausdruck „Konstitutionsgefüge“ einführen, um damit den realen psychischen Zusammenhang der Elemente einer Konstitution (ihr Gefüge) zu bezeichnen. Wir wollen aber die Bezeichnung Struktur hierfür vermeiden, und zwar wegen der davon wesentlich verschiedenen Attribute einer Struktur im oben angegebenen Sinne.

## II. Typologie und Charakteristik.

Nicht weniger bedeutsam für die charakterologische Methodenlehre ist der Unterschied zwischen Typologie und Charakteristik. Typus ist in seiner allgemeinsten Bedeutung der Repräsentant einer Gattung. Der Typus ist methodologisch eine Abstraktion, ein abstrahere ab aliqua re nach Maßgabe eines abstrahere aliquid, was einfacher ausgedrückt folgendes besagt: Wir bilden vergleichend und unterscheidend unter diesem oder jenem Vergleichsgesichtspunkte einen Gattungsbegriff. Daraufhin denken wir uns an einem der Gattung gehörigen Individuum alle diejenigen Merkmale fort, die unter dem Gesichtspunkte jener Gattung unwesentlich sind. Was übrigbleibt, ist ein Repräsentant der Gattung oder ein Typus. Repräsentant einer Gattung oder typischer Vertreter einer Gattung kann cum grano salis auch ein konkretes Individuum sein, nämlich ein solches, das die betreffenden Gattungsmerkmale in prägnanter Weise besitzt.

Demgemäß kann es verschiedene Arten von Typologien geben; das hängt nämlich von dem Gesichtspunkt ab, unter dem die Gattungsbildung unternommen wird.

Der klassifikatorische Typus repräsentiert eine Gattung, die innerhalb des Systems einer beschreibenden Wissenschaft ihren logischen Ort hat. Der echte klassifikatorische Typus ist ein Ganzheitstypus, d. h. er repräsentiert eine Gattung als Ganzes. Es kann auch Eigenschaftstypen geben. Diese repräsentieren nur klassifikatorisch bedeutsame Einzelmerkmale. Ganzheitstypen sind z. B. die Zyklolithymen und Schizothymen nach K r e t s c h m e r. Eigenschaftstypen sind z. B. Vertreter der visuellen, akustischen oder motorsensorischen Vorstellungsart.

Von den klassifikatorischen sind streng zu unterscheiden die inbegrifflichen Typen. Um diesen Unterschied klarstellen zu können, müssen wir uns allerdings vorerst noch mit der methodischen Idee einer Charakteristik beschäftigen, da diese jenen zugrunde liegt. Der Unterschied der beiden methodischen Ideen, der Typenbildung und der Charakteristik, ist grundsätzlich der gleiche wie zwischen einer generalisierenden und einer „idiographischen“ Wissenschaft, mit

Windelband zu reden. Idiographisch ist z. B. die Biographie, sofern sie sich die Aufzeichnung der für die betreffende Persönlichkeit wesentlichen Charakterzüge zur Aufgabe setzt. Das ist zugleich ein Beispiel für eine Charakteristik. Diese gibt also nicht diejenigen Merkmale, die unter einem Vergleichsgesichtspunkt in klassifikatorischer Absicht wesentlich wären, sondern die für die Einzelperson wesentlichen Merkmale. Das sind die durchgängigen Merkmale, also diejenigen, die das Verhalten der Einzelperson durchgängig bestimmen, sowie diejenigen, die es durchgängig bedingen, auch wenn sie relativ selten in Erscheinung treten.

Von der Charakteristik der Einzelperson führt uns die methodische Erweiterung dieser Idee zur Charakteristik des Zusammenlebens mehrerer Einzelpersonen, etwa einer Familie, einer Stadt, eines Volkes, auch einer Zeitepoche, kurz: irgendeines inbegrifflichen Zusammenhanges.

Es versteht sich, daß die Charakteristik die methodische Grundlage auch für die generalisierende Erkenntnis von Eigentümlichkeiten und Gesetzmäßigkeiten des Zusammenlebens der Menschen ist, und dies führt zu dem, was wir oben den inbegrifflichen Typus genannt haben. Zu einem solchen gelangen wir also, wenn wir zu dem, was zuvor die Charakteristik eines Inbegriffs gegeben hat, nunmehr den typischen Repräsentanten unter den Gliedern dieses Inbegriffs aufsuchen. So gelangen wir etwa zu dem Typus des Städters oder des Engländers oder des Wirtschaftsmenschen. So kommen wir zum historischen, politischen, geographischen Typus, allgemein gesprochen, zum typischen Gliede eines Inbegriffs. Dies ist übrigens auch der Sinn des Wortes Typus, der dem landläufigen Sprachgebrauch am meisten entspricht.

## B. Kategorien.

### I. Naturell.

Wenn wir typisch verschiedene Konstitutionen aufsuchen, so können wir nicht immer erwarten, daß sie uns zugleich auch als wesentlich verschiedene Strukturen entgegentreten werden. Ist dies aber der Fall, so haben wir es mit konstitutionell bedingten Strukturen zu tun, die wir echte Strukturtypen nennen wollen. Solche scheinen gegeben zu sein mit dem unterschiedlichen Verhalten der Menschen zu ihren Zielen, zur Zweckverwirklichung also, und zwar in zwei Haupttypen, die wir als Epithymiker und Teletiker (Ethelontiker) bezeichnen wollen.

Der Epithymiker ist ein Mensch, dessen zweckhaftes Verhalten wesentlich von triebhafter Art ist. Er kann dabei mehr aktiver oder passiver Art, konkreten oder abstrakten Zielen zugewandt, von primitiver oder veredelter Sinnesart sein, — der Grundzug seiner „Tiefenperson“ ist Triebhaftigkeit. Von triebhafter Basis aus sucht er seine ihm angemessenen Ziele. Dadurch unterscheidet er sich von seinem Gegentypus, dem Teletiker. Dessen Zwecke kommen gleichsam zu ihm. Ist dies geschehen, hat ihn auf dem Wege psychischer Selektion ein Zweck erreicht, der seiner Natur angemessen ist, dann ist er ihm verhaftet, nach ihm als dem dominierenden Ordnungsgrund reguliert sich sein Dasein. Die aktiven Naturen dieser Art unterscheiden sich durch ihre zweckhafte Disziplinierung von den aktiven Epithymikern, die ihnen durch Schöpferkraft überlegen zu sein scheinen.

Epithymiker sind vorwiegend „integriert“ (Jaensch), Teletiker vorwiegend „determiniert“ (Ach).

## II. Temperament.

Klages hat das Verdienst, auf die Bedeutung der antagonistischen Proportionen für die Eigenart von Temperament und Charakter hingewiesen zu haben. Der Gedanke liegt auch zufolge neurologischer Erwägungen nahe. Eppinger und Heß haben bekanntlich auf die psychologische Bedeutung des neurologischen Unterschiedes zwischen Sympathikotonikern und Vagotonikern aufmerksam gemacht. Die Frage ist noch umstritten. Es ist aber zu vermuten, daß dieser neurologische Unterschied mit dem von uns gemachten Unterschiede von Epithymikern und Teletikern im großen und ganzen übereinkommt, auch darin analog ist, daß der Zustand eines Muskeltonus, z. B. der Herzmuskeln, von entgegengesetzten Ursachen herrühren kann, nämlich sowohl von einer Übererregung des Sympathikus, wie auch von einer Lähmung des Vagus oder umgekehrt. Bilden wir hierzu die Analogie, so erhalten wir die antagonistischen Proportionen für die Epithymiker:

$$\frac{\text{Antrieb}}{\text{Hemmung}},$$

für die Teletiker:  $\frac{\text{Anreiz}}{\text{Widerstand}}.$

Je nachdem diese Proportionen größer oder kleiner als 1 gesetzt werden und der realpsychische Grund hierfür im Zähler oder Nenner

angenommen wird, erhalten wir 8 modalverschiedene Konstitutionen, denen sich unschwer die 4 Temperamente des Galenus einordnen lassen. Wir wollen deshalb auch die modalverschiedenen Konstitutionen allgemein als Temperamente bezeichnen, und unterscheiden diese von den oben behandelten qualitativ verschiedenen Konstitutionen, die wir, Kant folgend, als Naturelle bezeichnet haben.

Mit einer kleinen Umwandlung des Gesichtspunktes erhalten wir 8 weitere Modalitäten, die ebenfalls bekannte Temperamentsunterschiede ergeben. Wir fassen die aktiven Naturelle mit dem ihnen gemeinsamen Merkmale der Spannfähigkeit zusammen und setzen diese ins Verhältnis zu der Fähigkeit, die Spannung durch Nachlassen, „Lösung“ regulieren zu können, also:

$$\frac{\text{Spannung}}{\text{Lösung}} .$$

Gleicherweise fassen wir die passiven Naturelle mit dem ihnen gemeinsamen Merkmal der Erregbarkeit oder Aufregbarkeit zusammen und setzen dieses Merkmal ins Verhältnis zu der Fähigkeit, die eigene Erregung von sich aus beherrschen, beruhigen zu können:

$$\frac{\text{Erregung}}{\text{Beruhigung}} .$$

Im Unterschied von den antagonistischen Proportionen nennen wir sie regulative Proportionen.

### III. Denktyp.

Daß die charakterliche Eigenart einer Persönlichkeit mittelbar auch von der Art und dem Grade der Intelligenz abhängt, versteht sich fast von selbst, darf aber gleichwohl nicht so verstanden werden, als ob das auch für den Charakter im engeren Sinne Geltung habe, also für den moralischen Charakter, der gekennzeichnet ist durch das, was der Träger desselben für wertvoll hält, und durch die Festigkeit, mit der er es erstrebt.

Fassen wir Intelligenz als einen Konstitutionsbegriff, so ist der korrelate psychognostische Strukturbegriff Geist, analogerweise wie zu den Konstitutionsbegriffen Naturell und Temperament, die psychognostischen Strukturbegriffe Gemüt und Charakter korrelat sind.

Wesentliche qualitative Unterschiede der intellektuellen Konstitution sind bekanntlich gegeben mit den Verschiedenheiten der Veranlagung des Gedächtnisses, der Phantasie und des Abstraktionsvermögens u. a. m.. Wir brauchen darauf hier nicht näher einzugehen.

Denktypen methodaler Art sind mit dem Grade der Fähigkeit zur Denkdisziplin gegeben. Formal unterschiedene Denktypen sind gegeben mit den Unterschieden des sachlogischen und sprachlogischen Denkens. Das sachlogische Denken vollzieht sich vorwiegend am Leitfaden eines sachlichen Zusammenhanges. Dieser braucht nicht notwendig ein konkreter anschaulicher Zusammenhang zu sein. Es gibt auch ein abstraktes sachlogisches Denken und eine entsprechende typische Begabung. Kant ist ein Beispiel hierfür. Die sprachliche Formulierung folgt bei vorwiegend sachlogischem Denken diesem erst hintennach, in der Regel mit wenig Ausdrucksgewandtheit.

Das sachlogische Denken weist seinerseits zwei Unterarten auf. Die eine Unterart ist die des Denkens am Leitfaden des Zusammenhanges körperlicher Dinge im Raume und in der Zeit, insbesondere des kausalen Zusammenhanges von Bewegungen. Die andere aber ist ein Denken am Leitfaden seelischer Sachverhalte. Wir können letztgenannte Unterart auch den Typus des Seelenlogikers nennen. Psychologe wäre hier nicht gut gesagt, einmal, weil man damit einen Wissenschaftler zu bezeichnen pflegt, dann aber auch, weil die wissenschaftlichen Psychologen nicht immer Seelenlogiker sind, manche von ihnen vielmehr sprachlogische Denktypen darstellen, und mehr durch Verbalismus produktiv zu sein scheinen, als es durch seelenlogische Intuition wirklich zu sein.

Das sprachlogische Denken ist eine Unterart des formalen und vollzieht sich vorwiegend in und mit den Wortbedeutungen, sowie mit Hilfe von Gedanken und Gedankenzusammenhängen, die dem Denker sprachlich übermittelt worden sind. Ausgezeichnet des öfteren durch hervorragenden formal-logischen Scharfsinn, mangelt es dem sprachlogischen Denktyp an ursprünglicher, neuschaffender Sachintuition.

Eine zweite Unterart des formalen Denkens ist das mengenlogische, das den mengenlogischen Denktypus ergibt. Es ist ausgezeichnet durch vorwiegende Orientierung an Maß und Zahl, Zeit- und Ortseinteilungen.

#### IV. Gemüt und Charakter.

Beides sind psychognostische Strukturbegriffe. Das Gemüt ist die Art des gefühlsmäßigen Verhaltens eines Menschen zu seinen Mitmenschen im unmittelbaren Verkehr. Seine bewußtseinsimmanente, geistige Repräsentation heißt Gesinnung. Es ist vorwiegend intuitiv, noch nicht durch Grundsätze geregelt. Es wurzelt daher auch noch unmittelbarer im Naturell der Tiefenperson, z. B. bei feindseligem

Verhalten, in typischer Verschiedenheit: Angriffstyp, Abwehrtyp, Fluchttyp und Listtyp.

Vom Charakter im eigentlichen Sinne gilt das Wort Kants: „Von einem Menschen schlechthin sagen zu können, er hat einen Charakter, heißt sehr viel von ihm nicht allein gesagt, sondern auch gerühmt.“ Abweichend von Kant aber erkennen wir neben einem Charakter nach Grundsätzen auch einen Charakter des Gemütes an; denn auch dieser hat „Gesinnung“ und handelt nach festen Bestimmungsgründen.

Wir wollen demgemäß *Idealethos* und *Vitalethos* als zwei, zwar nicht notwendig inhaltlich, wohl aber der Bewußtseinsrepräsentation und dem Ursprung nach verschiedene Arten von Gesinnung unterscheiden. Als *Idealethos* wollen wir dasjenige Ethos bezeichnen, das auf der Anerkennung allgemeingültiger Normen, Überzeugungen, Prinzipien, Ideale beruht. Als *Vitalethos* bezeichnen wir dasjenige Ethos, das aus dem subjektiven, ursprünglichen Lebenstrieb und der gemütsmäßigen Einstellung zum Leben als das hierzu bewußtseinsimmanente Wertkorrelat hervorgeht. Ist das *Idealethos* ausgezeichnet durch klare Bewußtheit, so das *Vitalethos* durch schöpferische Kraft. Als hyponormatives Ethos ist es die Wurzel, aus der das Ethos der Grundsätze entspringt, als hypernormatives Ethos aber ist es der Kulminationspunkt der organischen Fortentwicklung der Kultur.

### C. Wissenschaft und Wertung in der Charakterologie.

Der Wert einer Handlung ist fürs erste ein Attribut, das der Handelnde selbst seiner Handlung beimißt oder doch beimessen kann. Es gehört insofern zum bewußtseinsimmanenten Bestande der Handlung, geht also in deren psychognostische Beschreibung mit ein. Es ist insofern ohne Zweifel ein objektives, weil konstitutives Merkmal einer Handlungsweise und damit eines Charakters. Das darf aber nicht darüber hinwegsehen lassen, daß die Erkenntnis eines solchen objektiven Merkmals eine höchst subjektive Angelegenheit ist; denn um die Wert-einstellung, die Gesinnung eines anderen verstehen zu können, dazu muß man Ähnliches in sich erlebt haben, nach dessen Analogie man jenes begreift oder wozu man es in Gegensatz setzen kann. Der charakterologische Forscher muß auf den Charakter ansprechen, den er untersucht. Für ihn gilt im besonderen Maße das Goethe-Wort: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst.“ Insofern ist Charakterologie subjektiv und also nicht wertfrei. —

Nun ist andererseits aber auch ein ausgesprochenes Werturteil über den Charakter eines anderen nicht notwendigerweise in jeder Beziehung unwissenschaftlich; vielmehr kann ein solches Werturteil in dem Sinne objektiv begründbar sein, wie etwa die Kulturkritik eines Historikers es ist, nämlich aus dem Gesichtspunkte eines umfassenderen Ganzen, als dessen Glied sich das Geschehnis hier, die Person dort erweist, und in bezug auf dessen gestaltende und demgemäß auch normative Idee Geschehnis und Person wertvoll oder unwertig genannt werden können. Ein solches Werturteil historischer Art braucht sich nicht notwendigerweise nur auf Vergangenes zu beziehen, es kann auch auf gegenwärtige Gemeinschaften oder auf die Idee zukünftiger Geschehnisse, allemal aber objektiv Bezug nehmen.

Damit ist nun nicht nur ein objektives Wertungsprinzip gegeben, sondern zugleich auch ein Ausleseprinzip für die charakterologische Aufgabestellung selbst: Es kann unmöglich sittliche Aufgabe einer Wissenschaft sein, Intriganten, Denunzianten und sonstigem Lumpengesindel ihr unsauberes charakterologisches Geschäft zu erleichtern. Charakterologie namentlich in ihrer praktischen Anwendung untersteht mehr als irgendeine andere Geisteswissenschaft der Steuerung ihrer Aufgabestellung durch das Gemeinwohl, was unter völliger Wahrung der Wissenschaftlichkeit ihres Verfahrens möglich ist, weil die Zwecksetzung hier nicht als etwas Fremdes an die Wissenschaft herantritt, sondern mit zu ihrer methodischen Idee gehört und ihr systematische Einheit verleiht; denn die möglichen Zwecke einer Handlung liegen nicht ausschließlich in der Person des Handelnden, sondern zum weitaus größeren Teile in der Gemeinschaft, der er als Glied angehört.

Es steht zu hoffen, daß die deutschen Psychologen sich dieser Einsicht nicht verschließen und sich zu einer organisierten Arbeitsgemeinschaft zusammenfinden werden, mit dem Zwecke, die deutsche anthropologische Psychologie, insbesondere Konstitutionsforschung, Charakterkunde, Völker- und Kulturpsychologie nach gemeinsamer Planung in den Dienst des neuen deutschen nationalsozialistischen Werdens zu stellen.

## IV. Vorträge.

## Über die Determinationspsychologie und ihre Bedeutung für das Führerproblem.

Von Narziß Ach (Göttingen).

Die Verwirklichung im Sinne der Zielvorstellung und die Schaffung von Mitteln zur Erreichung des Zieles, also Zielgerichtetheit und sinnvoll-schöpferische Gestaltung, bilden die beiden Grundprinzipien der Determinationspsychologie.

Diese sind zugleich die Grundvoraussetzungen für den aktiven, tätigen Führer.

In der einheitlichen Form und in dem geschlossenen Vorgehen des Führers treten die Funktionen der Lehre vom Willen hervor, die wir theoretisch gliedern in die Lehre von der Motivation, vom Willensakt und von der Willenshandlung.

Der Willensakt mit seinem konkreten Ziel ist getragen von der das gesamte Verhalten motivierenden Idee. Ihre Realisierung gegenüber allen Schwierigkeiten und Widerständen schließt die Anwendung eines Hauptgesetzes der Determinationspsychologie in sich, nämlich des Schwierigkeitsgesetzes der Motivation, einschließlich dessen, was wir Willenshemmung und Willensbahnung nennen.

Der Mut und die Tatkraft zeigen sich im energischen Willensakt und in der determinierenden Kraftentfaltung, die von diesem Entschluß ausgehen.

Das Gesetz der speziellen Determination, demzufolge die Erreichung des Zieles um so rascher und sicherer erfolgt, je spezieller die Zielsetzung ist, bedingt die Lebensnähe, das Tempo und die Organisationsfähigkeit des Führers.

In der spontanen Wirksamkeit der Determination äußert sich die schöpferische Kraft.

Entsprechend der Lehre von der Determination erfolgt der Ablauf der Handlungen zwangsweise und mit Notwendigkeit, beim Führer getragen von der Idee, an die schicksalhaft das Handeln gebunden

ist. Trotz dieser Schicksalsbestimmtheit ist sich der Führer der Freiheit seiner Willensentscheidungen bewußt und fühlt sich infolgedessen voll verantwortlich sich selbst, seinem Werke und der Gemeinschaft gegenüber.

Die schöpferische Seite der determinativen Veranlagung, die Objektionsfähigkeit und mit ihr die Entlastung des Ichs und die Möglichkeit der Übernahme von immer weiteren Aufgaben, sind, gepaart mit der Starrheit und ausdauernden Kraft des perseverativen Menschen, nach der typologischen Seite hin die Voraussetzungen des heroischen Führers.

---

## Die Gestaltübertragung im vokalen Schaffen zeitgenössischer Komponisten.

Von **Julius Bahle** (Mannheim).

Nach H. Pfitzner und F. Gatz, den heutigen Hauptvertretern der autonomen Musikästhetik, wird den außermusikalischen Faktoren innerhalb des musikalischen Schaffensprozesses (Text, poetischer Vorwurf, Erlebnisse) nur insoweit eine Bedeutung zuerkannt, als sie die „musikalische Phantasie oder Inspiration“ gelegentlich „anregen“.

Schon die genaue Kenntnis der psychologischen Bedingungen, die zur Textwahl führen, zeigt jedoch die Unhaltbarkeit jener rein äußerlichen, allgemein verbreiteten „Anregungslehre“. Ich legte über 30 anerkannten zeitgenössischen Komponisten eine Auswahl von Texten zur Vertonung vor. Aus den Angaben über ihre seelischen Vorgänge bei der Textwahl konnte ich folgende Tatsache feststellen: Bei aller charakterologischen Verschiedenheit der Künstler, gleichgültig ob sie sich zur „alten“ oder „neuen“ Musik bekennen, erwies sich eine Bedingung immer als notwendig: der Text muß zu einem tiefen Gefühlserlebnis führen, wenn es überhaupt zu einer künstlerischen Vertonung kommen soll. Meistens leiten diese Gefühlserlebnisse den Schaffensprozeß unmittelbar ein. Die schöpferische Funktion dieser noch außermusikalischen Erlebnisse ergibt sich aus den Aussprüchen der Komponisten, daß das Ausgangserlebnis „musikträchtig“ ist, daß es „nach musikalischem Ausdruck drängt“ oder daß das Gefühlserlebnis dazu führt, daß es im Komponisten „innerlich zu klingen anfängt“.

Versucht man zur Erklärung der soeben geschilderten Vorgänge die Anregungshypothese heranzuziehen, so steht man alsbald vor einem

unlösbarer Rätsel, dem man meistens durch unklare vermögenspsychologische Begriffe wie „schöpferische Phantasie“, „musikalische Potenz“ und „Inspiration“ eine nur scheinbare Lösung gibt. Im besten Falle können wir durch die „Anregungslehre“ noch die wichtige Tatsache verständlich machen, daß die Gefühlserlebnisse als Agens wirksam sind und die musikalische Phantasietätigkeit in Gang bringen. Die Frage aber, wie es kommt, daß nun gerade diese und keine anderen Tongebilde auftauchen, bleibt völlig unbeantwortet. Für die Klärung dieser Frage ist es nun von größter Bedeutung, daß das gefühlbetonte Ausgangserlebnis nicht nur dynamisch-anregende, sondern zugleich inhaltsbestimmende Funktion hat, daß ein wesenhafter, innerer sachlicher Zusammenhang zwischen dem Ausgangserlebnis und den auftretenden Tongebilden besteht.

Diese Strukturverwandtschaft wird an einem ausführlichen Bericht von V. Gneccchi (Mailand) über die Komposition eines der zu vertonenden Gedichte dargelegt. Dabei zeigte sich, daß das emotionale Ausgangserlebnis eine Erlebnisgestalt mit einer großen Fülle von Momenten aufweist, die der Komponist in Tönen adäquat „wiederzugeben“ sucht. Diese außermusikalischen Erlebnisgestalten sind die eigentlich produktiv-aufbauenden, inhaltsbestimmenden Faktoren für die musikalische Erfindung.

Im folgenden wird dann die Übertragung dieser außermusikalischen Erlebnisgestalten ins Musikalische an Hand weiterer Schaffensberichte über die aus meiner Textwahl vertonten Gedichte aufgezeigt.

Schon die sprachakustischen Momente des zu vertonenden Textes erfahren in weitgehendstem Maße eine Übertragung ins Tonliche. So werden namentlich bei der Erfindung der Singstimmen die Tonhöhengestalten der Sprachmelodie und die Betonungs- und zeitlichen Gliederungsgestalten des Sprachrhythmus übertragen. Die Art der Übertragung wird dann an Berichten von A. Schönberg, H. Herrmann und anderen Komponisten dargelegt.

Vor allem aber finden die Erlebnisgestalten des vom Text ausgelassensten Gefühlserlebnisses eine musikalische Wiedergabe. Entsprechend der Beschaffenheit des Gefühlserlebnisses, das sich als ein Ganzes aus gedanklichen, anschaulichen und emotionalen Inhalten einschließlich der Werterlebnisse darstellt, unterscheiden wir auch Gestaltübertragungen aus dem Gedanklichen, Anschaulichen und Gefühlsmäßigen ins Musikalische.

Soweit rein Gedankliches ins Tonliche übertragen wird, bezieht es sich in der Regel auf die Faktur der Komposition. Neben

solchen allgemeinen Sinnentsprechungen gibt es aber auch speziellere Gestaltzuordnungen, die u. a. bei E. Krének an Stellen seines Schaffensberichtes nachgewiesen werden.

Häufiger sind jedoch die Gestaltübertragungen aus dem Anschaulichen ins Musikalische, entsprechend der größeren Strukturverwandtschaft dieser beiden Gebiete.

Die wichtigste Funktion kommt jedoch der Gestaltübertragung aus dem Emotionalen zu. Gefühle und Strebungen lassen sich dadurch musikalisch ausdrücken, daß sowohl ihre Verlaufsgestalten als auch die Gestalten ihrer spezifischen Ausdrucksbewegungen in das strukturverwandte Tonphänomen übertragen werden.

---

### Zur Frage einer rein psychologischen Typenlehre.

Von **Stephan v. Boda** (Budapest).

Ausgangspunkt ist die wissenschaftstheoretische Forderung der „theoretischen Reinheit“ (im Ungarischen: „tisztalvűség“), d. h. genaueste Beachtung der dieser Wissenschaft innewohnenden und nur für sie eigentümlichen Betrachtungsweise. Besonders hohe Ansprüche an theoretische Reinheit sind in denjenigen Wissenschaften zu erheben, die noch jung und unentwickelt sind, so in der Psychologie. Die meisten Typeneinteilungen sind mangelhaft, da sie den Ansprüchen der theoretischen Reinheit nicht genügen. Diese These wird veranschaulicht durch eine kurze kritische Besprechung 1. der Spranger'schen Typenlehre, 2. der Grundlegung eines charakterologischen Systems St. Dékány's, 3. der von somatischen Befunden ausgehenden Typeneinteilungen von Kretschmer und Ewald, 4. einiger, obzwar unter rein-psychologischen Gesichtspunkten erbauten Typisierungen, die aber nicht auch den Sonderansprüchen des Problems der Menschen differenzierung gerecht werden oder anderswie mangelhaft sind (Klages) und so nicht zu einer allgemeinen oder wenigstens in alle Feinheiten durchgestalteten Typeneinteilung führen (Krueger). Eine genaue Typeneinteilung kann übrigens nur durch ein System von Gesichtspunkten erreicht werden.

Die Psychologie ist die Wissenschaft, die nicht nur vom psychischen Leben, von dessen Struktur, Teileinheiten, „Elementen“, Relationen, Gesetzmäßigkeiten usw. handelt, sondern auch dessen Träger, die psychische Persönlichkeit, erforscht. Das ist ihre und eigentlich

nur ihre Aufgabe; dazu ist sie berechtigt, ja sogar — dem Begriff nach — allein dazu fähig. Einer scharfen Kritik sind die sehr häufigen Richtungen zu unterziehen, die unter Namen wie „Charakterologie“ oder „geisteswissenschaftliche Psychologie“ eine bessere „Psychologie“ zu erbauen bestrebt sind und sogar Muster und Weisungen dem reinpsychologischen Forscher für eine bessere Seelenforschung bieten möchten. Solche Einstellungen begünstigen äußerst die Neigung zur Willkür, zu einem allzu freien Emporschwingen; sie vernachlässigen leicht aus psychologischen Gesichtspunkten wichtige Tatbestände und schon erworbene feste psychologische Forschungsergebnisse, und sind wenig geeignet, die wesentlichen Probleme des wirklichen psychischen Lebens zu erfassen. Außerdem begünstigen sie die Neigung zum Beimischen von heterogenen und heteronomen Gesichtspunkten, die der Psychologie fremd sind und damit sehr oft ein falsches Bild vom ganzen psychischen Leben gestalten.

Man ist selbstverständlich berechtigt, die menschliche Persönlichkeit und den menschlichen Charakter von sehr mannigfachen Gesichtspunkten aus zu betrachten. Aber wenn man z. B. eine Typisierung in ethischer oder kulturwissenschaftlicher Hinsicht versucht, so soll man sich dabei wohl bewußt sein, daß man eigentlich nur die Berechtigung hat, Ergebnisse psychologischer Forschungen aus ethischem (oder kulturwissenschaftlichem) Gesichtspunkte und für ethische Zwecke nützlich zu machen. Es ist auch berechtigt, die psychologischen Ergebnisse aus metaphysischen Gesichtspunkten zu ergänzen und zu vertiefen zu versuchen. Man hat endlich auch die Befugnis zu solchen andersartigen wissenschaftlichen Spekulationen, die — wie z. B. Sterns „Personalismus“ — jenseits der rein psychologischen Persönlichkeit liegende, tiefere Bestimmtheiten zu entdecken versuchen. Es ist aber durchaus unberechtigt, (wie immer auch übliche) heterogene Gesichtspunkte in die speziell psychologischen Problemkreise einzumischen. Es geht voran die Persönlichkeit (und der Charakter) als solche: d. h. als eben psychologische Persönlichkeit und dann erst folgt das, was man als ethisch (oder kulturell, oder metaphysisch, oder „geisteswissenschaftlich“) wertvolle — wenigstens klassifikationswerte — Persönlichkeit zu betrachten und in Gruppen zu teilen befugt ist.

Der kritischen Auseinandersetzung mit historischen Beispielen folgt die Darlegung einer aus rein psychologischen Gesichtspunkten verfertigten eigenen Typenklassifikation, die auf folgenden drei Grundfaktoren erbaut ist:

1. Auto- und Heterozentrität der individuellen Intentionen (Eigen- oder übersubjektive Zwecke),
2. Richtungskreise der individuellen Aufmerksamkeit (Interesse; z. B. „Autismus“ oder Einstellung auf äußere — z. B. Kultur- — Kreise),
3. Aktive oder passive Einstellung.

Berücksichtigt werden muß außerdem das Übergewicht der Primär- oder Sekundärfunktionen und die Charakter- und Temperamentsbestimmtheit. Endlich sind von Bedeutung die besonderen individuellen Fähigkeiten und der individuelle Entwicklungscharakter. Hiernach richtet sich die psychische Aktivität:

1. Wohin? a) nach außen, b) nach innen, [c) abnorme Gleichgültigkeit].
2. Warum? a) Eigenzweck, b) Heterozentrität (Altruismus, Sach- und ideales Interesse).
3. Wie?

Grundhaltungen: a) passiv (oder genießend), b) aktiv (schaffend),  
 α) affektives, β) intellektuelles, γ) handelndes Übergewicht.

Ausdruckscharakter: a) dominierende Primärfunktionen, b) Sekundärfunktionen.

Charakter- und Temperamentbestimmtheiten:

1. Allgemeine formale Bestimmtheiten wie: Energie; Empfindlichkeit; personales Gleichgewicht, Einheit, Harmonie- oder Gegenpole.
2. Allgemeine innere Qualitäten wie: Tiefe, Ernst, Genauigkeit, Folgerichtigkeit; Ausdauer, Entschlossenheit; Verlässlichkeit; Bequemlichkeit, Disziplin, Fleiß.
3. Gesinnung, dem Nicht-Ich gegenüber wie: Sympathie, Wärme, Entgegenkommen, Sichhingeben, Offenheit, Aufrichtigkeit, Unzulänglichkeit, Beeinflußbarkeit.
4. Bewegungsformen, Stimmungscharakter wie: Rhythmus; psychisches Tempo; spez. Bewegungscharakter (Geschwindigkeit, Gleichmaß, Periodizität, Sprunghaftigkeit, Schwanken; täppisch, starr, rund, leicht, glatt, gehemmt; Depression—Euphorie, Optimismus—Pessimismus).

Spez. Dispositionen, Anlagen, Fähigkeiten: intellektuelle, affektive, motorische (auffassend, behaltend, reproduzierend, bearbeitend, abreagierend).

**Entwicklungscharakter:** fortgeschritten oder zurückgeblieben; **Entwicklungstempo,** Involution, Stehenbleiben, sonstige Unregelmäßigkeiten.

Demzufolge kann man ein beliebiges psychisches Individuum rein psychologisch zureichend charakterisieren, und zwar so, daß diese Typenzeichen auch manche nicht-psychologische — so in erster Reihe ethische, soziale, kulturpsychologische, psychiatrische — Ansprüche befriedigen können.

## Psychologische Untersuchungen an Zwillingen.

Von **H. von Bracken** (Celle)<sup>1)</sup>.

Um den Anteil von Erbanlage und Milieu an der Entwicklung zu bestimmen, wurde von O. v. Verschuer u. a. folgender Weg eingeschlagen: Der durchschnittliche Unterschied der Zwillingspartner in einer bestimmten Hinsicht wurde bei eineiigen Zwillingen (EZ.) einerseits, zweieiigen Zwillingen (ZZ.) anderseits festgestellt. Nun ist der Unterschied der (erbgleichen) EZ. lediglich durch Milieu, der Unterschied der (erbverschiedenen) ZZ. teils durch Milieu, teils durch Erbanlage bedingt. Da man glaubte, daß das Milieu in gleichem Maße auf EZ. und ZZ. differenzierend einwirke, subtrahierte man den durchschnittlichen intrageminellen Unterschied der EZ. von dem der ZZ. und nahm an, auf diese Weise den Anteil der Erbanlage an der Entwicklung gefunden zu haben.

Aber: Wirkt das Milieu wirklich auf EZ. und ZZ. in gleicher Weise differenzierend ein?

Man kann annehmen, daß diese Frage für ökonomische Faktoren, Stellung der Zwillinge in der Geschwisterreihe u. ä. zu bejahen ist. Wie es aber mit den Beziehungen der Zwillingspartner zueinander steht, darüber sollen meine Untersuchungen Aufschluß bringen.

Zu diesen Untersuchungen wurden sämtliche gleichgeschlechtlichen Zwillingspaare herangezogen, die im 2. Halbjahr des Schuljahres 1931/32 die Volksschulen der Stadt Braunschweig besuchten. Die Eüigkeitsdiagnose wurde mit Hilfe der Ähnlichkeitsmethode Siemens-

---

<sup>1)</sup> Der Vortrag wurde wegen einer unaufschieblichen Reise nicht gehalten.

v. Verschuer durch H. Messer unter meiner Anleitung durchgeführt und ergab neben zwei fraglichen Fällen, die bei der weiteren Untersuchung nicht berücksichtigt wurden, 15 Paare EZ. und 12 Paare ZZ. Nach bestimmten Richtlinien wurden Eltern und Lehrer sowie die Zwillinge selbst von meinen Mitarbeitern H. Völkening, R. Müller und mir selbst in möglichst zwangloser Weise befragt. Nur solche Angaben, die durch mindestens zwei verschiedene Aussagen gesichert waren, wurden verwertet.

Die unter obiger Fragestellung wichtigsten Ergebnisse lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

1. EZ. sind zum größten Teil fast immer beisammen; es macht bei den meisten Paaren die größten Schwierigkeiten, sie auch nur für eine oder wenige Stunden zu trennen. ZZ. sind dagegen in der Mehrzahl der Fälle oft nicht beieinander; es ist sehr viel leichter, sie zu trennen, selbst für Wochen und Monate.

2. a) Wenn ein Partner hat, was der andere nicht hat, aber haben möchte, gibt es bei ZZ. in der überwiegenden Zahl der Fälle Streit, bei EZ. wird dagegen von den meisten Paaren mit großem Eifer eine friedliche Lösung gesucht.

b) Wenn ein Partner (z. B. in der Schule) kann, was der andere nicht kann, helfen sich EZ. in der Regel, ZZ. dagegen weniger.

c) Wenn ein Partner bestraft werden soll, zeigt der andere bei EZ. durchweg großes Mitgefühl, bittet für den anderen, weint mit; bei ZZ. finden wir dagegen häufig Gleichgültigkeit oder Schadenfreude.

3. EZ. haben in der Regel dieselben, ZZ. häufig verschiedene Spielkameraden.

4. Die Richtung der Interessen (Spiel, Lektüre) und des Appetits ist bei EZ. in der Regel gleich, bei ZZ. in der Regel verschieden.

Daraus läßt sich folgern:

Sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht hat der eine Zwillingspartner für die psychische Entwicklung seines Bruders bzw. seiner Schwester bei EZ. eine weitgehend andere Bedeutung als bei ZZ.

Wenn wir die Andersartigkeit der Bedeutung des Partners in qualitativer Hinsicht näher charakterisieren wollen, können wir vielleicht formulieren: Das Zusammenleben wirkt bei EZ. mehr uniformierend, bei ZZ. mehr differenzierend.

Die oben aufgeworfene Frage, ob das Milieu wirklich in gleicher Weise auf EZ. und ZZ. einwirkt, muß auf Grund dieser Untersuchungen verneint werden.

Damit ergibt sich ein neuer Beitrag zur Kritik an der „Zwillingsmethode“. Während Fritz Lenz kürzlich eine Korrektur zugunsten der Erbanlage versuchte, unterstreicht das Ergebnis der vorliegenden Untersuchung die Bedeutung des Milieus für die psychische Entwicklung.

## Zur Psychologie der „Schrecksekunde“.

Von **Herbert Brugger** (Berlin)<sup>1)</sup>.

Vielfach haben Untersuchungen zur Psychologie der Tätigkeit des Kraftfahrers eine mehr isolierte Bearbeitung dessen zum Gegenstand, was Geistesgegenwart, Reaktionsfähigkeit, „Schrecksekunde“ genannt wird. Der durch das Verhalten des Fahrers hervorgerufene Unfall wird fast als etwas psychisch Abnormes — als etwas aus der sonstigen unfallfreien Fahrt Herausfallendes — hervorgehoben und zum Anlaß von Untersuchungen genommen. Und doch . . . wer könnte sich als Fahrer nicht an eine zu rasch genommene Kurve, an eine ohne Signal durchgefahrene unübersichtliche Kreuzung erinnern? . . . das Glück war eben günstig.

Wir kennen den Ablauf und wohl auch etwas die Anforderungen an die Kraftfahrertätigkeit, aber wir wissen nur sehr wenig von den komplizierten seelischen Abläufen, die von Beginn bis zu Ende der Fahrt beim zaghaften Anfänger, beim Fortgeschrittenen und beim routinierten und bewährten Fahrer vor sich gehen. Momente wie: Anpassung, Ineinandergreifen der nötigen Bewegungen, Bildung von automatischen Bewegungsabläufen, Wirkung von Monotonie, Übung, Ermüdung, Rhythmus, die Aufmerksamkeitsbindung und ihre verschiedenen schnelle Ablösbarkeit, das Erlebnis der Geschwindigkeit, gesteigert bis zum Fahrtausch, das Hineinwachsen des Menschen in das Fahrzeug und in die Fahrbahn, die Änderung resp. Raumverlagerung der Hand, des Körpers, die gleichsam bis zu den Rädern reichen, das Erlebnis von Hindernissen, die Schreckwirkung verschiedenster Art und Stärke, die nach der jeweiligen Situation verschiedene Belastung der seelischen Verfassung, das Wissen um diese Belastung u. a. m. sind wohl da und dort angedeutet, aber noch wenig systematisch beschrieben. Ebenso ist die gegenseitige Beeinflussung aller dieser Momente in der Fahrsituation noch wenig untersucht. In solch eine Fahrsituation eingebettet ist nun der Mensch, und es erscheint daher wichtig, darüber genauer unterrichtet zu sein,

<sup>1)</sup> Der Vortrag wurde wegen einer Erkrankung nicht gehalten.

wenn über die dabei auftretenden Fehlhandlungen (die ja nicht immer zum Unfall führen müssen), vor allem über Handlungen in der „Schrecksekunde“ ein Urteil gefällt werden soll.

Es wird daher an Hand von Fragebogen zu ermitteln versucht, wie sich obige Momente im Anfänger, im Fortgeschrittenen und geübten Fahrer (mit und ohne psychologische Vorbildung) auswirken, und darüber hinaus, wie sie die spezifischen Fahrertätigkeiten wie: Lenken, Bremsen, Kuppeln, Schalten, Regulieren der Geschwindigkeit beeinflussen. Auf Grund dieser mehr systematisch vorgehenden Untersuchungsweise sollen dann typische Arten des Verhaltens und Erlebens während der Fahrsituation zusammengefaßt werden. Auch soll versucht werden, eine graphische Darstellung zur Versinnbildlichung der Ergebnisse zu geben.

Neben der Bedeutung der Ergebnisse für die Klärung psychischer Abläufe überhaupt ergeben sich wichtige Folgerungen für die Frage der Eignung zum Kraftfahrer vom psychologischen Gesichtspunkt aus und für die Frage der Beurteilung der Unfallsituationen.

---

## Flächeninhalt und Volumen als Gegenstände der Wahrnehmung.

Von **Egon Brunswik** (Wien)<sup>1)</sup>.

(Mit 2 Abbildungen im Text.)

Die vorliegenden Versuche der Herren Mohrmann, Stevenson und Zizmor beschäftigen sich mit dem erweiterten Konstanzproblem, d. h. der Konstanz phänomenaler Dingmomente im Wechsel anderer Dingeigenschaften (und nicht mehr bloß dingfremder Umstände, wie Entfernung, Beleuchtetsein).

L. Rechtecke mit ungleicher Grundlinie sollten hinsichtlich Flächeninhalt, Höhe und Gestalt (Proportion) miteinander verglichen werden.

In hellem Raum wurden rote Flächenfiguren auf einen schwarzen Schirm projiziert (geringe Helligkeitsabhebung). Entsprechend Abb. 1 konnte die Höhererstreckung des unteren Rechteckes von der Vp. selbst variiert werden.  $f$ ,  $h$ ,  $g$  geben die Höhen des dem HO objektiv flächen- bzw. höhen- bzw. gestaltgleichen VO an,  $s_f$ ,  $s_h$ ,  $s_g$  die entsprechenden scheinbaren Gleichwerte (Mittelwert aus 12 Vpn.). E bezeichnet die jeweiligen Extremwerte.

---

<sup>1)</sup> Der Vortrag wurde wegen einer beruflichen Verhinderung nicht gehalten.

Wir finden eine angenäherte, aber nicht ideale „Flächenkonstanz (und auch Höhenkonstanz) im Wechsel der Gestalt“ und eine (im Verhältnis zu den absoluten Höhen) ungefähr gleich gute<sup>1)</sup> „Gestaltkonstanz im Wechsel der linearen Ausdehnungen (und somit des Flächeninhaltes)“. Das zeigt uns einerseits, daß die gewöhnlich schlechthin als Transponierbarkeit bezeichnete Gestalttransponierbarkeit keine vollständige ist<sup>2)</sup>, und andererseits, daß ihr eine ungefähr gleich gut funktionierende Summentransponierbarkeit zur Seite gestellt werden kann. Der Flächeninhalt ist ja ein Summenbegriff.

Die mittleren *s*-Werte liegen stets (und auch die Extreme fast ausschließlich) innerhalb der „Intentionsspanne“ *fg*, d. h. zwischen den äußeren „Intentionsspolen“ (wirklichen Gleichwerten als Zielen der

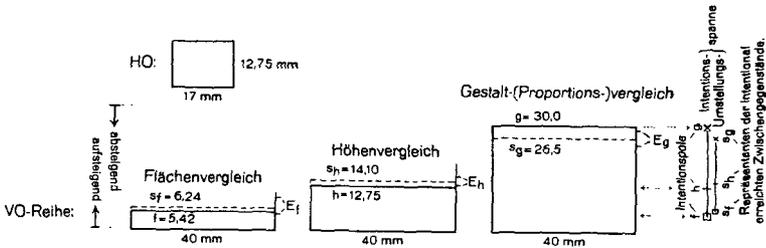


Abb. 1. Die perzeptionale Zugänglichkeit von Flächeninhalt, Höhe und Gestalt bei Rechtecken.

wahrnehmenden Erkenntnis). Die gefundenen Täuschungen beruhen also darauf, daß die Fähigkeit zu intentionaler Umstellung nicht ideal ist. Es werden bloß „Zwischengegenstände“ zwischen den intendierten „reinen“ Gegenständen intentional erreicht, oder m. a. W. die Wahrnehmung vermag die verschiedenen möglichen Vergleichsgesichtspunkte auch bei bewußtem (analytischem) Gerichtetsein auf einen von ihnen nicht rein zu trennen. Bei Ungleichheit einer oder mehrerer Wahrnehmungsbedingungen für die beiden Vergleichsrelate (Methode der intentionalen Konfrontation) — dies der wesentliche Unterschied gegenüber den Versuchen der klassischen Psychophysik — erweist sich das

<sup>1)</sup> Wir verzichten hier auf eine genaue Berechnung des Konstanzgrades mit Hilfe unserer Formel für „R“ oder für „Z“. Vgl. dazu Wahrnehmung und Gegenstandswelt, Grundlegung einer Psychologie vom Gegenstand her. Leipzig u. Wien 1934.

<sup>2)</sup> Schon Bühler fand bei seinen Proportionsversuchen (Die Gestaltwahrnehmungen, Stuttgart 1913), denen auch die vorliegende Versuchsanordnung nachgebildet ist, Abweichungen im gleichen Sinne.

„scheinbar gleich“ als diffus-vermengendes Kompromiß zwischen zwei oder mehreren bezüglich verschiedener Eigenschaften möglichen objektiven Gleichheiten, wenn auch vermeintlich einzig etwa „Gestalten“ verglichen wurden.

II. Körper von verschiedener Form (Kugel, Zylinder, Kegel, Pyramide, verschiedene Quader usw.), sämtliche volumgleich einem 7cm-Würfel, sollen hinsichtlich ihres Volumens, ihrer (Gesamt-) Oberfläche<sup>1)</sup> (Deckfläche, Höhe usw.) mit einer simultan gebotenen Serie von Würfeln verschiedener Kantenlänge verglichen werden.

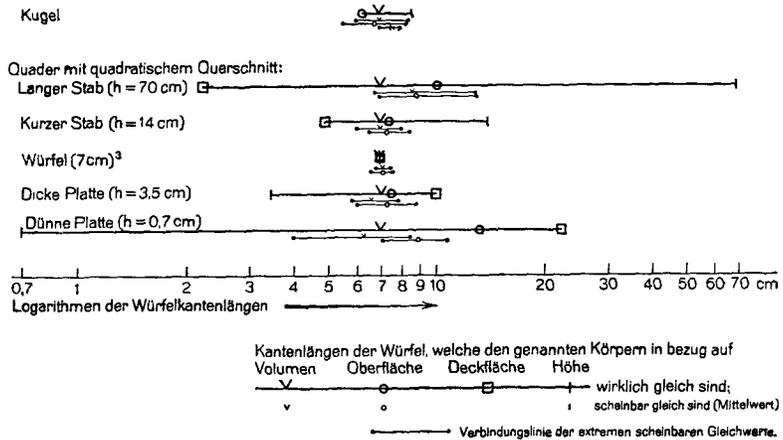


Abb. 2. Volumen- und Oberflächen-„Konstanz“ bei Vergleich von Körpern verschiedener Form.

Abb. 2 zeigt unten die objektiv gleichen Würfel und unterhalb klein die (logarithmischen) Durchschnitte (12 Vpn.) aus den Kantenlängen der scheinbar gleichen, durch dünne Horizontale verbunden mit den Extremen (als Maß für die Streuung).

In der Regel werden wieder bloß Zwischengegenstände perceptional erreicht. Stets entstehen also — vom Gegenständlichen her gesehen — diffuse „groß“-Eindrücke, an denen bloß je nach intentionaler Einstellung (vermutlich neben der Deckfläche, Höhe usw.) einmal das Volumen, dann die Oberfläche den relativ stärkeren Anteil hat. Besonders klein ist die Umstellungsspanne bei dem auch subjektiv als schwer vergleichbar bezeichneten langen Stab. Das — biologisch so wichtige — Volumen ist im allgemeinen perceptional reiner zugänglich als die Oberfläche. Selbst wo das s-Mittel sehr nahe beim gleich-

<sup>1)</sup> Beides sind wieder Summenseigenschaften der Dinge.

namigen Intentionspol liegt, zeigen doch die im Vergleich zum Würfelversuch — einem gewöhnlichen psychophysischen Experiment — großen Streuungen bei nichtwürfelförmigem HO die Labilisierung des (phänomenologisch stets deutlich bleibenden) unmittelbaren „Volums“- bzw. „Oberflächen“-Gleichheitseindrucks durch Ungleichwerden der Form der Vergleichsrelate. — Andere Versuche zeigen, daß die Eindrücke von der Lage des Körpers weitgehend unabhängig sind.

In ähnlicher Weise werden nicht nur beim Zustandekommen der ja ebenfalls bloß angenäherten Dingkonstanz (im engeren Sinne) die Vergleichsgesichtspunkte „Dingeigenschaft“ mit „Projektiveigenschaft“ diffus vermengt, sondern auch „Anzahl“ mit „Flächeninhalt“ und selbst mit „Wert“, „Gewicht“ mit „Dichte“ usw.

## Theoretisches zur Gestaltproblematik.

Von **Hellmuth Burkhardt** (Leipzig).

Fragen wir nach dem Wesen des Gestalthaften wissenschaftlich, d. h. in ständigem Rückbezug auf das im Erleben unmittelbar und von innen her Gegebene, da die Diskursivität des Verstandes alles originär Ganzheitliche mattsetzt, so finden wir bei Felix Krueger eine Bestimmung, die sich für alle Weiterungen tragfähig erweist: „Der Begriff ‚Gestalt‘ . . . sollte auf diejenigen Tatsachen und Zusammenhänge des Erlebens beschränkt bleiben, für welche Gliedertheit bei erhaltener Ganzheitlichkeit, also geformte Einheitlichkeit charakteristisch ist“.

Gestalt also ist Sonderfall von Ganzheit, — zwar nicht eindeutig und hinreichend, aber notwendig durch die Eigentümlichkeit des Gliedertseins mitbestimmt; in doppeltem Sinn gegliedert: abgehoben vom Erlebnisgesamt und in sich gegliedert. Zwischen den Idealpolen totaler Komplexität und völliger Stückhaftigkeit ist sie zuzuordnen einem Bereich mittlerer Innigkeit, d. h. spezifischer Abgewogenheit der gegensätzlichen Tendenzen von Bindung und Gliederung.

Aus der Innigkeits-Dimension, aus der Ebene des Analytisch/Synthetischen herausgehoben, ja gegensätzlich zu jener Mittelstellung orientiert ist das Gestalthafte durch das eigentlich sein Wesen konstituierende Moment des Sinns, der als oberster Begriff mannig-

faltige, durch den jeweiligen Gehalt festgelegte Sinnrichtungen einschließt.

Zwei Unterscheidungen erweisen sich als notwendig: 1. von den Gestalten zu scheiden sind die der Mittelstellung selbst angehörenden Sonderformen von gegliederter Ganzheit, bloße „Gebilde“, zu denen auch die funktional-final bestimmten, tunsmäßig artikulierten motorischen „Gestalten“ zu rechnen sind; 2. ist zu scheiden vom Gestalt-Sinn der im Gebildehaften am bedeutungsvollsten ausgeprägte Sinn jeder immanenten Ganz-Teil-Bezogenheit und ihrer inneren, ordnungsgesetzlichen Notwendigkeiten. Nur so hat das Gestalthafte als Ganzheitsderivat „Selbtsinn“. Aus diesen Gesetzlichkeiten heraus sind Prägnanztendenzen unter Gestaltdruck, Prinzipien z. B. der „kurvengerechten Fortsetzung“ ableitbar.

„Sinnedeterminierte Gestalt“ meint, 1. daß Gestalterleben über sich — das Psychische — durch seine Erlebtheiten hinausweist, indem das im empfindungsqualitativ grundierten Erleben fundierte Erlebte als Erlebtes Intendiert-, Sinnhaft-bedeutungserfüllt-Gegenständliches symbolisch repräsentiert; 2. daß Sinn Einheit, ja „geformte Einheitlichkeit“ der Gestaltung garantiert, die ihrerseits ohne Gestalter nicht möglich ist, und in ihrem Präsentsein psychische Zeitlichkeit und Zeitlosigkeit des Bedeutens ganzheitlich umfaßt. In dieser Schicht des Produktiven ist Binnensteuerung durch personales Schöpfer-tum und innere Aktivität mit Reiz- oder Sinn-Steuerung dialektisch gekoppelt; dieser Zweiseitigkeit entsprechend ist der gestaltende Typ plastisch auch in dem doppelten Verstande des beachtend-prägenden Durchbildens und des Betroffenenwerdens von der Wirk-Einheit des Sinns.

Bisher war unser Bemühen wesentlich sinn-verhaftet und damit einseitig, denn ohne Rücksicht auf Qualitatives ist — psychologisch jedenfalls — eine konkrete Einsicht in das Wesen des Gestalthaften nicht zu gewinnen. In dieser Absicht von sinnfremdem, d. h. nicht-intentional-gerichtetem Psychischen zu sprechen, bedeutet für uns keinen Unbegriff oder einen Rückfall in das bloß „Undhafte“, — ja innerhalb des phänomenalen, funktionalen und genetischen Primats des Ganzheitlichen ist dem Prius der Komplexität und der damit verbundenen Dominanz der Qualität von Insgesamt oder Teilkomplexen, der afunktional-ganzheitlichen Erlebensweise überhaupt eine zentrale Bedeutsamkeit beizumessen. Dennoch kann Ganzheits-Primat nicht mit dem der Dominanz des Komplexqualitativen gleichgesetzt werden, da Erleben nicht nur gefühlsbestimmt, sondern kraft seines strukturellen Bedingtseins durch die Seele-Geist-Person sinnfähig, ja sinnaffin ist.

Auf genetisch frühen Stufen deutet sich das Heraustreten der Sinnkomponente aus dem Ur-Einen durch Gliederungsansätze, durch noch gegenstandsfreie Gerichtetheit und dranghafte Einstellung auf Sinn an, führt zur Gestaltwerdung über Vorgestalten, für deren Sinnprimitivität bedeutungshaltige Komplexqualitäten charakteristisch sind. Gestaltwerdung und -durchbildung bedeutet strukturell-entwicklungsnotwendiges Aktuell- und Dominantwerden der Sinnbestimmtheit aus bloßer Fähigkeit. In diesem Prozeß wird die Gewichtigkeit der „bewußtsein-erfüllenden Breite“ des Gefühls (Kru eger) für die Einheitlichkeit des Ingesamt übergriffen von der „unbeschränkten Funktionsbreite der Bedeutung“ (H ö n i g s w a l d). Drängt der gefühlshafte Werdensgrund sich auf und verliert damit seine Grund-Funktion zugunsten einer Dominanz, so erfährt die Gestaltung einen Rückfall in diffus-primordiale Komplexität, von der der Gestaltungsprozeß nach seinem innersten Prinzip wegstrebt. Jedoch kann dies ein Zurücktauchen in den gestaltungssträchtigen Mutterboden sein, von dem sich das Gestalthafte ablöst, um ihn in sich „aufzuheben“. Durch die Dialektik von psychisch immanenter Gefühlshaftigkeit und transgredienter Sinnbezogenheit ist die Schicht des Gestalthaften, deren Artikuliertheit der Sinn bestimmt und deren Ganzheitlichkeit das Gefühl trägt, herausgehoben aus dem Werdensgrund und ihm dennoch zu tiefst verbunden. Dieses Mit- und Gegeneinander führt zur schöpferischen Steigerung, — doch auch sie findet ihren Gegenspieler: das Widerganzheitliche, das Vergehen — mit dem zwingenden Ergebnis von Nachgestalten, ja von „Zerfall“ der Gestalt.

---

## Experimentelle Untersuchungen zur Theorie der fortlaufenden Handlung.

Von **Heinrich Düker** (Göttingen).

Diese Untersuchungen sind durchgeführt worden, um für die fortlaufende Handlung, die bei Arbeitsprozessen und auch sonst im praktischen Leben eine Rolle spielt, die psychologischen Grundlagen festzustellen. Es wird von den herrschenden Anschauungen über die fortlaufende Handlung ausgegangen. An Hand exakter Versuchsreihen werden diese Anschauungen auf ihre Richtigkeit hin untersucht. Das Experiment zeigt, daß keiner dieser Erklärungsversuche den Tatsachen

vollkommen gerecht wird. Daher wird eine eingehende Analyse der fortlaufenden Handlung durchgeführt.

Auf Grund entsprechender Versuchsreihen wird festgestellt, daß die fortlaufende Handlung in jedem Fall eine Willenshandlung ist, auch wenn Willensentschlüsse nicht mehr zu beobachten sind.

Ferner wird gezeigt, daß „Willenshandlung“ und „Entschlußhandlung“ nicht identisch sind. Wohl ist jede Entschlußhandlung eine Willenshandlung, aber nicht umgekehrt jede Willenshandlung eine Entschlußhandlung.

In besonderen Versuchsreihen wird nachgewiesen, daß fortlaufende Handlungen, die anfangs in einer Aufeinanderfolge von Entschlüssen (Willensakten) bestehen, den Entschlußcharakter verlieren und daß solche „entschlußfreien“ Handlungen im Laufe der Zeit wieder zu vollkommenen Entschlußhandlungen werden können. Es hat sich herausgestellt, daß das Charakteristische einer Willenshandlung nicht darin besteht, daß ihr Ablauf mit Willensentschlüssen einhergeht, sondern daß in ihr Willenstätigkeit nachgewiesen werden kann. Willensentschluß und Willenstätigkeit sind aber nicht gleichzusetzen, der Willensentschluß ist vielmehr eine besondere Ausdrucksform der Willenstätigkeit. Daß es zum mindesten noch eine andere Ausdrucksform der Willenstätigkeit außer dem Willensentschluß gibt, haben unsere Versuche deutlich gezeigt.

Schließlich wird versucht, auf Grund der vorliegenden experimentellen Ergebnisse eine Theorie der fortlaufenden Handlungen herauszuarbeiten.

Was das Phänomen der Übung bei der fortlaufenden Handlung anbelangt, so ist festgestellt, daß man bei freier Arbeitsweise nicht mit Sicherheit von dem Anstieg der Leistung auf die Stärke des Übungsfortschritts schließen kann, sondern daß hierfür nur der Leistungsanstieg bei zwangsläufiger Arbeitsweise grundlegend ist. In mehreren Versuchsreihen, die sich über 14 Tage erstreckt haben, wird gezeigt, daß gewisse Individuen bei freier Arbeitsweise einen Übungsfortschritt nicht erkennen lassen, während dieser bei ihnen in zwangsläufiger Arbeitsweise sehr deutlich in Erscheinung tritt.

---

## Versuch einer „Niveau“theorie des Kontrasts.

Von **Karl Duncker** und **Wilhelm Wolff** (Berlin) <sup>1)</sup>.

(Mit 2 Abbildungen im Text.)

§ 1. Experimente über Bewegungskontrast (induzierte Bewegung<sup>2)</sup>) ergaben folgendes allgemeine Gesetz:

„Erleiden irgendwelche Sehgegebenheiten räumliche Verschiebungen (Abstandsänderungen) zueinander, so wird jedes von ihnen in einem solchen Bewegungszustand erlebt, als müsse es für die *Verschiebung* zu seinem Umfeld, Grund, phänomenalen Bezugssystem, kurz: zu seinem ‚Niveau‘ ganz alleine aufkommen. Eine Sehgegebenheit, die keine Verschiebung zu ihrem Niveau durchmacht (z. B. weil sie selber kein Niveau mehr besitzt, nur noch Niveau für andere ist) erscheint in Ruhe.“

Aus diesem Gesetz folgen zwei wichtige experimentelle Befunde (vgl. die schematische Fig. 1):

1. Fehlt  $O_2$  und erfüllt  $O_3$  das ganze Gesichtsfeld, so erscheint bei objektiver Bewegung von  $O_3$  das objektiv ruhende  $O_1$  bewegt (entgegengesetzt zur objektiven Bewegungsrichtung von  $O_3$ ), und  $O_3$  erscheint ruhend.

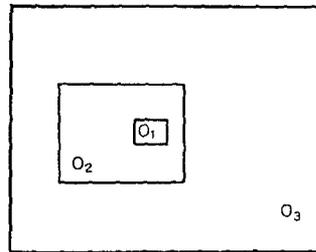


Fig. 1.

2. Ist  $O_2$  anwesend und gleichzeitig objektiv bewegt, während sowohl  $O_1$  wie  $O_3$  objektiv ruhen, so erscheinen  $O_1$  und  $O_2$  in entgegengesetzten Richtungen bewegt.  $O_3$  erscheint ruhend.

Fall 2 demonstriert die Niveaubundenheit phänomenaler Bewegung:  $O_2$  bewegt sich zum Niveau  $O_3$ ,  $O_1$  zum Niveau  $O_2$ . Deshalb bewegt sich — bei hinreichend exklusivem Eingebettetsein von  $O_1$  in  $O_2$  —  $O_1$  so, als hätte es mit seiner phänomenalen Bewegung die ganze Relativverschiebung zwischen  $O_1$  und  $O_2$  zu leisten (obwohl doch  $O_2$  seinerseits bewegt erscheint).

§ 2. Wolff unterwarf neuerdings den Helligkeitskontrast ähnlichen Versuchen wie Duncker seinerzeit den Bewegungskontrast. Dabei ergab sich in bemerkenswerter Übereinstimmung:

<sup>1)</sup> Der Vortrag wurde (in Abwesenheit von Wolff) von Duncker gehalten.

<sup>2)</sup> K. Duncker, Über induzierte Bewegung, Ps. Fo. 12.

Bei unterschwelliger (bzw. eben überschwelliger) allmählicher Helligkeitsänderung des Umfeldes erfährt das objektiv helligkeitskonstante Infeld eine überschwellige (bzw. stärker überschwellige) Helligkeitsänderung in entgegengesetzter Richtung — in weitgehender Unabhängigkeit von Heringschen Kontrastbedingungen.

Das Ergebnis war z. B. dasselbe, wenn die Umfeldfläche 3 mal, wie wenn sie 0,6 mal so groß war als die Infeldfläche: in 60 Beobachtungen wurde 51 bzw. 52 mal nur das Infeld in Helligkeitsänderung wahrgenommen, 9 bzw. 8 mal beide Felder. (Die Versuche geschahen an phänomenal großen Feldern: das Infeld war  $60 \times 60$  cm groß, die Vp. etwa 200 cm entfernt.) — Es genügt also offenbar, wenn das Infeld deutlichen Figurcharakter hat.

Ferner: der Helligkeitskontrast ist stärker vom Grund auf die Figur als umgekehrt, auch dann, wenn alle Heringschen Bedingungen in beiden Richtungen identisch sind.

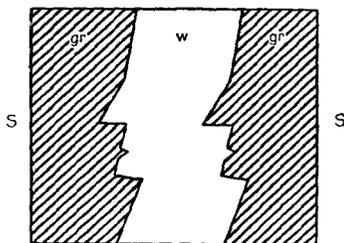


Fig. 2.

Z. B. (vgl. Fig. 2): das graue „Gesicht“ rechts wurde in einem Massenversuch 23 mal dunkler, 8 mal gleich und 0 mal heller als das objektiv gleiche Feld links wahrgenommen. Das erklärt sich direkt aus unserem Grundgesetz. Das graue „Gesicht“ ist Figur in Bezug auf das weiße Zwischenfeld, das graue Feld links dagegen ist Grund

in bezug auf das weiße „Gesicht“ und primär Figur zum schwarzen Umfeldgrund.

§ 3. Diese und andere Übereinstimmungen legten uns folgende Hypothese nahe: Beim Helligkeitskontrast hat wie beim (räumlichen) Bewegungskontrast der „**Abstand vom Niveau**“ (Umfeld, Grund) fundamentale Bedeutung. (Ein mittelhelles Feld auf hellerem Grund „steht nach dunkel hin ab“, dasselbe Feld auf einem dunkleren Grund „nach hell hin“.<sup>1)</sup>)

Ersetzt man in dem Grundgesetz des Bewegungskontrasts und den beiden aus ihm ableitbaren Hauptbefunden „räumliche Abstandsänderung“ durch „Helligkeitsabstandsänderung“ und „räumliche Bewegung“ durch „Helligkeitsänderung“, so ergeben sich Grundtat-

<sup>1)</sup> So werden z. B. auch die (von Wolff unter anderen Versuchsbedingungen bestätigten) Schwellenbefunde Dittmers' (Z. Sinnesphysiol. 51) verständlich, nämlich durch direkte Anwendung des Weberschen Gesetzes auf die Helligkeitsabstände.

sachen des Helligkeitskontrasts. — Der gewöhnliche (statische) Helligkeitskontrast läßt sich theoretisch auffassen als zeitunabhängiger Querschnitt durch einen dynamischen Helligkeitskontrastvorgang (man denke an das Versuchsverfahren von Heß und Pretori).

Ein wichtiger Unterschied zwischen dem (räumlichen) Bewegungskontrast und dem Helligkeitskontrast besteht darin, daß der Bewegungskontrast ungleich mehr von subjektiven Zusammenfassungen abhängt als der Helligkeitskontrast. (Dieser Unterschied ist jedoch bei der verschiedenen Materialnatur von Orts- und Helligkeitswerten kein Gegenargument gegen eine allgemeine Kontrasttheorie.)

Ferner gilt allgemein: neben objektiven (außenreizbedingten) Gegebenheiten ist stets das „psychophysische Terrain“ bzw. „Subjekt-korrelat“ als „Niveau“ mit zu berücksichtigen (vgl. „subjekt-relative“ Bewegungen bei Duncker).

## Grundformen gelebter Zeit.

Von Graf Karlfried von Dürckheim (Kiel).

Der als objektiv gedachte Raum deckt sich nicht mit dem gelebten Raum<sup>1) 2)</sup>. Ebenso sind abstrakte Zeit als eindimensionale Ordnung und objektive Zeiteinheit als Maß oder meßbare Dauer nur eine Form, in der gelebte Wirklichkeit für den Menschen zeitliche Bestimmtheit hat.

Das Wissen um objektive Zeit (abstrakte Zeitordnung und leere Maße) ist das Spätprodukt einer bestimmten Sinnrichtung ordnenden Denkens. Sie ist gegenwärtig im Denken einer eindimensionalen Ordnungsreihe, in der alles, was ist, ganz gleich wann, wo und wie es ist, lokalisierbar und in seiner Länge mit gleichen Maßen meßbar ist. Wenn auch mittels Kalender- und Uhrzeit anschaulich fixierbar, ist diese Zeit doch als leeres Schema und sind die sie gliedernden und in ihr gebrauchten Maße ohne Inhalt gedacht.

Die erlebnismäßigen Grundlagen für Urteile mit Bezug auf objektive Zeit (zur Bestimmung von Platzbestimmtheiten innerhalb der objektiven Zeitreihe bzw. eines Zeitausschnittes oder von Zeitlängen) und das Geurteilte als „Schätzung“ denkt man im Begriff des „subjektiven Zeitbewußtseins“. In diesem Gegenbegriff zur „objektiven Zeit“ wird der Mensch zur „Fehlerquelle“ und das seinen

<sup>1)</sup> Graf Dürckheim, Untersuchungen zum gelebten Raum. N. Ps. St. VI 4 1932.

<sup>2)</sup> M. Muchow's Lebensraumstudien. Beih. 59. Z. f. a. Ps.

Urteilen zugrundeliegende Erleben zu etwas „bloß Subjektivem“. Dazu wird es aber mit Recht nur bei gegebener Intention auf objektive Zeit; denn ohne diese ist das vollinhaltlich (sei es gegenständlich oder im Innesein) gegenwärtige Verlaufsganze nicht etwa „ohne Zeit“ gegenwärtig, sondern als dieses in seiner „individuellen Eigenzeit“.

Jedes Welt-Vorgangsganze, jedes Ereignis, jede Geschehnisfolge, aber auch jedes Lebewesen, jedes soziale Ganze und jedes Selbst, endlich jedes eigene oder fremde „Leben“, kurz alles, das als ein besonderes „Was“ in der objektiven Zeit wird, ist und vergeht, ist nicht nur „in“ „der“ Zeit, sondern hat seine eigene Zeit in sich, hat seine „individuelle Zeitstruktur“<sup>1)</sup>, d. h. seine „Eigenzeit“. Diese macht das Was mit aus, ja, sie ist dieses Was in seinem Werde-Wie, d. h. in der Folgeordnung des es verwirklichenden Werdegangs. Jeder Schritt und jede Stufe hat als besondere Zeiteinheit im Zeitganzen keinen quantitativen, sondern einen qualitativen Charakter und empfängt den in ihr erlebten „Zeitwert“ aus ihrer Funktion und ihrer Bedeutung im Zeitganzen. Wo der Mensch an solchen Zeitganzen teil hat, im hingeebenen Aufnehmen, im Mitleben oder in seelischer Einsheit, wird ihre Eigenzeit in ihm lebendig, d. h. es wächst ihm ein Ordnungsbewußtsein der sie verwirklichenden Schritte und Phasen zu, deren Folgeordnung ihr Gesetz aus der mitgegenwärtigen Eigenart des sich verwirklichenden Ganzen bezieht. Bei seelischer Einsheit wird die Eigenzeit des gegenwärtigen Zeitganzen zur „Selbstzeit“. So hat der Mensch sich selbst und das, womit er in seelischer Einsheit lebt, in seiner Eigenzeit inne. Er weiß um die Ordnung durchlaufener und bevorstehender Stufen und Schritte und hat sie in ihrer personalen Bedeutung als Schritte der Eigenzeit gegenwärtig. Aus der ihm gegenwärtigen bzw. in ihm lebendigen Eigenzeitordnung gewinnt sein Selbstbewußtsein bzw. die ihm zugrunde liegende Zeitstruktur einen „Bestand“, ohne den es kein geordnetes und auf die „Eigenzukunft“<sup>2)</sup> hingeeordnetes „Weiter“ gäbe.

Von konkreten Zeitganzen und ihren individuellen Werdeordnungen sind die Formen konkreter Zeitordnungen, die vom Geordneten nicht ablösbar sind, zu unterscheiden. So ist Geschichte dem Menschen gegenwärtig als Ordnung von Geschehnisfolgen oder als Zusammenhang eigenzeithaltiger Lebensganzer. Ihre Lokalisierbarkeit in der objektiven Zeit hebt den Eigen-Sinn ihrer konkreten Zeitordnung ebenso wenig auf, wie die Kalenderzeit den Eigen-Sinn der in sie lokalisierten und mit ihr zusammengewachsenen Folgeordnungen des gelebten Lebens.

<sup>1)</sup> J. Wittmann, Theorie und Praxis eines analytischen Unterrichts, Kiel 1929.

<sup>2)</sup> H. Keller, Psychologie des Zukunftsbewußtseins. Z. f. Ps. Bd. 124 (1932).

So sind der Wechsel von Tag und Nacht, die Woche und ihre Tage, das Jahr und seine Jahreszeiten in ihrer Wiederkehr gegenwärtig als personale Gliederungen des Lebens, die (unterscheidbar nach Natur-, Werk-, Glaubens-, Gemeinschafts-Jahr) gegenwärtig sind in der ganzen Fülle der wiederkehrend mit ihnen verbundenen Forderungen und Möglichkeiten, Erlebnisse und Handlungen. Diese wiederkehrenden Zeitordnungen sind übergriffen von einmaligen, insbesondere von der dem Selbst als Eigenzeit gegenwärtigen Werdeordnung desjenigen Lebens, das es im individuellen Sinn oder als Glied sozialer Ganzheiten als sein eignes empfindet.

Die das Selbst in seinem Leben richtende Eigenzeit und Zeitordnung machen das Selbst mit aus, sie bilden das Selbst in der konkreten Zeitlichkeit seiner personalen Struktur.

---

## Experimentelle Beiträge zu den Zusammenhängen zwischen Konstitution und Struktur.

Von Adolf Ehrhardt (Leipzig).

Die psychophysische Ganzheit der Persönlichkeit umschließt und übergreift Leib und Seele, die uns innigst verbunden, ja eines erscheinen. Von dieser Leib-Seele-Einheit aus gesehen ist Konstitution im Bereiche des Körperlichen, was Struktur im Seelischen ist: die Form, das So-Sein des Individuums. Damit rückt in den Blickpunkt der psychologischen Betrachtung ein lange vernachlässigtes Gebiet: die Physiognomik. Mit Notwendigkeit erwächst der Psychologie die Aufgabe: Zusammenhängen zwischen Konstitution und Struktur nachzugehen.

Damit wir uns nicht an die unbegrenzten individuellen Verschiedenheiten verlieren, fassen wir einander ähnliche Menschen zu Gruppen oder Typen zusammen, und die Wirklichkeit kommt, so glauben wir, unserem Tun entgegen. — Bei meinen Versuchen stellte ich die körperbauliche Differenzierungs-Form (vgl. W. Brandt, Grundzüge einer Konstitutionsanatomie, 1931) entsprechend der Nomenklatur der französischen Schule Sigands fest und unterschied:

- I. Digestive mit kurzem Hals und Brustkorb, bedeutender Ausbildung der Baueingeweide und Neigung zum Fettansatz.
- II. Muskuläre mit stark entwickeltem Knochenbau und kräftiger Muskulatur.
- III. Respiratorische mit einseitiger Betonung der Brustkorblänge bei starker Betonung des Halses und der Gliedmaßenlänge.

#### IV. Zerebrale mit schwächtigem Soma bei relativ großem Kopf.

Diese Körperbau-Differenzierungs-Formen werden im Folgenden mit I., II., III., IV. bezeichnet.

Über 500 derart unterschiedene Vpn., zumeist Studenten und Sportler, unterwarf ich einer Anzahl von psychologischen Versuchsreihen<sup>1)</sup>. Bei der Auswertung beschränkte ich mich auf Vergleiche zwischen den Leistungen der verschiedenen Gruppen, ausgenommen bei 10 kurzzeitig verwendeten Alternativ-Fragen. Hier ergaben sich Überschneidungen mit Geschlechtsdifferenzierungen und Wunschbildern der Vpn. Keinesfalls darf in typologischen Versuchen ein Fragebogen verwendet werden, der nicht zuvor an breitem Material getestet ist. Auch Selbstbeobachtungen dürfen nur ergänzend herangezogen werden.

Im ganzen fand ich den Körperbau-Differenzierungs-Formen zugeordnet charakteristische Verschiedenheiten der Leistungen<sup>2)</sup>.

Die auszugsweise mitgeteilten quantitativen Ergebnisse zeigen übereinstimmend deutliche und gleichgerichtete Beziehungen zwischen seelischen Teilstrukturen, gewissen Haltungen und Einstellungen, und den daraus fließenden Leistungen einerseits und körperbaulichen Formen andererseits, die zusammenfassend etwa derart zu charakterisieren sind:

I. steht nach allen Seiten den Eindrücken weit offen, ist gefühlig und lebt in seiner nahen Umgebung (integriert und zylothym).

II. ist mehr eingestellt auf jeweils eine Tätigkeit oder ein Teilgebiet, in dem besondere Leistungen erreicht werden, ist verstandesmäßig und steht mehr für sich (desintegriert und schizothym).

III. ist gefühlsmäßig polar, zwar auch auf sich gestellt, aber der Einfühlung und des Mitschwingens fähig. In der Leistung bleibt er — außer bei gefühlsmäßigem Ergriffensein! — zurück.

IV. erscheint als differenzierterer Typ, der gesonderter Untersuchungen bedarf. Er ist seiner Haltung und meist auch der Leistung nach der Überlegene. Es handelt sich hier wohl um einen phylo- und ontogenetisch späteren Typ.

Diese Ergebnisse stimmen zu Beobachtungen, die wir im Leipziger Institut seit mehr als 10 Jahren immer wieder machen, daß bei experimentellen Versuchen aus der Masse der Vpn. Gruppen bestimmter Verhaltensweisen mehr oder minder deutlich sich aussondern: eine

<sup>1)</sup> Ich ließ Reaktionen verschiedener Art ausführen, machte Farbe-Formversuche, prüfte die Auffassung, das unmittelbare Behalten, ließ Punktgruppen schätzen u. a.

<sup>2)</sup> Von analogen Versuchen und Ergebnissen Ellen Richters über Zusammenhänge zwischen Konstitution und Berufswunsch hat O. Klemm in seiner „Pädagogischen Psychologie“ 1933 vorläufig berichtet.

mehr auf die Teile gerichtete Gruppe, die „Analytischen“, und eine mehr ganzheitliche, die „Synthetischen“. — Felix Krueger wies seit je darauf hin, daß notwendig hinzu ein weiterer Typ gehöre: der „Gestaltungskräftige“, der gliedere bei erhaltener Ganzheit und zwar gefühlsstark. Diese Typen sind innerhalb des Leipziger Institutes Allgemeingut, ohne daß sie außer gelegentlichen Erwähnungen bei Sander und Lenk gesondert herausgestellt wären, vornehmlich auch deshalb, weil wir glauben, daß nur jahrelange Beobachtungen und exakte Versuche die Gruppen hinreichend sicher umreißen können.

## Bewußtseinsinhalt und Wärmeströmung am menschlichen Körper.

Von Fritz Giese (Stuttgart).

Im Rahmen von Untersuchungen zur personalen Feldforschung, insbesondere bezogen auf Infrastrahlung, gelang es mir, einen Zusammenhang zwischen Wärmeströmung und Bewußtseinsinhalt beim Menschen festzustellen.

Die betreffende Person wird horizontal gelagert. In künstlich unterkühltem Raum von beiläufig 15° Celsius (oder tunlichst darunter) entwirft man auf einem Schirm bei etwa 10—13 Lux Flächenhelle mittelst Bogenlampe einen Schattenriß des unbedeckten Körpers, der von der Rückseite der transparenten Projektionsfläche beobachtet wird.

Im diffusen Normalzustand beobachtet man alsdann an den Körperkonturen weiche kleine Wärmewellen, die vertikal aufsteigen und deutlich im Gegensatz zur Horizontalströmung der Nasenatmung stehen.

Dieses diffuse Wärmeströmungsbild ändert sich je nach Füllung des Bewußtseins mit einem spezifischen Inhalt.

Bei intellektueller Arbeit verschiebt sich das Strömungsmaximum zum Kopf hin, werden die Strömungen abdominaler Form fast restlos zum Stillstand gebracht. Apperzeption eines schwierigeren Textes ergibt verstärkte, streifenähnliche Strömungszüge oberhalb des Auges bis etwa zur Haaransatzgrenze. Kopfrechnen läßt spitzer zulaufende Wellenzüge zur Beobachtung bringen. Auswendiglernenlassen eines Textes verändert die individuellen Konfigurationen und gibt ein Wechselspiel zwischen Strömungen am lesenden Auge und Oberhauptpartien zu erkennen. (Bei der sitzenden Person wird insbesondere die Kopfrechenfigur, die sagittal spitz zuläuft, von der apperzeptiven Symptomatik der strähnigen Lateralstreifen deutlich unterschieden.) Wird im

Bewußtseinsinhalt ein emotionaler Tonus eingeführt, so schaltet sofort die abdominale Strömung wieder ein; je nach dem Strukturtyp wird die Strömung am Kopf geringer oder ganz eingestellt, während nunmehr das Maximum der Strömung thorakal ist und sich deutlich durch rhythmische Impulse, dicke, bogenförmige, quellende Wärmewellen vom vorherigen Bild scheidet. (Dies gilt auch für Personen, die individuell im diffusen Zustand — wie sehr viele Menschen — thorakal maximal ausströmen.)

Bei willentlichen Bewußtseinsgehalten wird wiederum der Gesamtkörper strömend, aber mit dem Unterschiede, daß vielfach abdominale Zonen bevorzugt sind und daß in jedem Falle die Wellen klein, sehr lebhaft und beschleunigt aufsteigen. Im Mittel strömen sie nach bisherigen Messungen etwa dreifach so schnell als bei emotionalem Bewußtseinsinhalte.

Die Wärmewellen können vertikal weit verfolgt werden. Sie sind noch 2—3 m oberhalb der Person zu sehen.

Variabel ist ferner der Strömungsumschaltungsprozeß. Bei intellektuellen Akten erfolgt er sehr rasch (ca 3 Sek.), bei emotionalen dauert — vermutlich entsprechend dem größeren geistigen Schwierigkeitsgrade für die Person — der Umstellungsvorgang 20 Sek. und länger. Er ist besonders markant im Moment erster Umstellung. Er zeigt ferner deutlich jede innere Abirrung des erstrebten Bewußtseinsinhaltes, bzw. den strukturellen Vollzug.

Das diffuse Strömungsbild verstärkt sich bei Konzentrationsversuchen (in Richtung indischer Autosuggestionsübungen). Bei optischen Wahrnehmungen bzw. negativer Nachbildproduktion ist die Augenpartie Optimum der Strömung. Vergleichende Versuche mit Pathologischen, mit Personengruppen und Personen verschiedener Altersstufen werden späterhin mitgeteilt. —

Die Methode ermöglicht nicht nur sinngemäße Feststellung eines betont herrschenden Bewußtseinsinhaltes, sondern gibt unmittelbar auch Aufschluß über strukturellen Aufbau von Bewußtseinsfolgen im Zeitablauf bzw. vorherrschenden Typ des Betreffenden.

Neben der dreifachen Kennzeichnung der jeweils vorliegenden Strömung durch: Körperregion, Zeitfaktor und Strömungskonfiguration kommt noch die bolometrische Messung in Frage, die ebenfalls bereits in Vorversuchen begonnen wurde und über welche desgleichen später Mitteilungen erfolgen sollen.

## Über Sättigung der sozialen Beziehungen jugendlicher Psychopathen.

Von **Kurt Gottschaldt** (Bonn)<sup>1)</sup>.

Die hier berichteten Untersuchungen entspringen z. T. praktisch-pädagogischen Bedürfnissen.

Verfolgt man bei jugendlichen Psychopathen längere Zeit die Entwicklung von sozialen Gruppierungen, wie sie in den „Stationen“ von Beobachtungsanstalten gegeben sind, so fällt die immer wiederkehrende zeitweilige Krisenhaftigkeit der sozialen Beziehungen auf. Meist nichtiger Anlaß erzeugt unerwartete Umlagerungen der sozialen Gliederung innerhalb der Gruppe, Stimmungsumschlag ins Feindlich-Gereizte, Oppositionsneigung, die sich u. U. bis zur Rebellion steigern kann.

Für die Bildung und Umwandlung der sozialen Beziehungen jugendlicher Psychopathen dürfte eine Reihe von Faktoren bestimmend sein, die in mehreren Untersuchungen genauer herausgearbeitet werden sollen. Einer ersten Untersuchung über den Einfluß der psychischen Sättigung entstammen die folgenden Ergebnisse. Es wird gefragt, welche Bedeutung es für eine bestimmte soziale Gruppe hat, daß fortlaufend wiederholt dieselben Personen in gleichen oder ähnlichen Situationen zusammentreffen.

Sechs Mädchen (16—18jährig, durchschnittliche Intelligenz, ältere Fürsorgezöglinge), je drei aus verschiedenen Stationen, kamen mit einer Versuchsleiterin im Laufe von etwa 2 Monaten 3—4 mal in der Woche zusammen und beschäftigten sich mit gemeinsamen Arbeiten, Spaziergängen u. ä. m. Die Versuche waren unwissentlich; die Versuchsleiterin war den Mädchen nur als Erziehungspraktikantin von den Stationen her bekannt.

Zunächst schlossen sich die Mädchen zu einer Clique mit eindeutigem Wir-Charakter (Wir-Ganzem) zusammen. Dieses Wir-Ganze wird als „Figur“ auf „sozialem Grund“ erlebt. Es ist exklusiv-aristokratisch und entwickelt sehr bald ein generelles Anspruchsniveau, das sowohl in den Ansprüchen an die Umgebung wie auch in den Anforderungen der Mädchen aneinander zum Ausdruck kommt. Es ist weiter wesentlich, daß das Ich als Person nicht schlechthin in dem Wir aufgeht, sondern daß die Wechselspannung zwischen Ich-Interesse und den Anforderungen des Wir-Ganzem ständig erlebt wird. Es liegt also eine Situation mit möglichem Konfliktcharakter vor, der sofort manifest wird, wenn entweder individuelle oder Gruppen-Interessen übermächtig werden.

---

<sup>1)</sup> Aus der Rhein. Prov.-Kinderanstalt für seelisch Abnorme (Bonn).

Bei fortschreitender Wiederholung der Zusammenkünfte zeigt sich als auffälligstes Sättigungssymptom die Verschiebung der Gruppenstruktur nach der Masse hin. Die innere Differenzierung der Gruppe tritt zurück. Die Mädchen werden im aktuellen Zeitpunkt psychisch gleich eingestellt. Die Exklusivität der Gruppe schwindet. Das generelle Anspruchsniveau sinkt. Tendenzen auf Erweiterung treten auf; bisher Abgelehnte — Jüngere, Schwachsinnige oder Asoziale — werden jetzt herangezogen. Zugleich werden die Zusammenkünfte als mehr und mehr sinnleer mit deutlichem Abgleiten ins Äußerliche erlebt. — Später zeigt sich eine zunehmende Neigung zu Tagträumen, die, soweit verfolgbar, sich inhaltlich noch ganz auf das nicht mehr existierende Wir-Ganze beziehen und meistens zum Gegenstand haben, wie durch eine „heroische Tat oder Selbstaufopferung“ der Zusammenschluß wieder erreicht werden kann.

Im weiteren Verlauf der Sättigung nimmt dann die Gruppe kurze Zeit Haufenstruktur an. Die Mädchen leben mehr oder weniger beziehungslos nebeneinander, oder sie schließen sich ohne Rücksicht auf das Ganze zu einzelnen Freundschaftspaaren zusammen. Dieses strukturelle Nebeneinander geht später sehr leicht in ein scharfes Gegeneinander über. Es kann dann zum Kampf Aller gegen Alle in oft heftigen Formen kommen.

Bestimmte Arten psychisch abnormer Jugendlicher (Schwachsinnige, Epileptiker, autistische Psychopathen u. a.) sind mitunter zur Wir-Bildung mehr oder weniger unfähig (Wir-Insuffizienz). Stationen von schwachsinnigen Kindern z. B. weisen entweder Haufenstruktur auf, wobei das Zueinander der einzelnen nicht über ein einfaches Kontaktverhältnis hinauskommt, oder aber sie geraten u. U. in Masseneinstellung. — In all den Fällen, wo eine ausgesprochene Wir-Insuffizienz besteht, wo also die Fähigkeit zur inneren Beteiligung an einer sozialen Gruppe unentwickelt ist, zeigen sich auch keine Erscheinungen von Sättigung sozialer Beziehungen. Diese tritt also nur dort auf, wo eine zentrale Ich-Beteiligung an der Gruppenbildung vorliegt.

Erzieherisch beeinflussbar ist vornehmlich die Wir-Gruppe. Weder die Masse, noch der Haufen sind erzieherisch wirksam zu leiten. Die Wir-Gruppe aber zeigt, wie die Versuche ergeben, eine natürliche Tendenz zum Zerfall durch Sättigung und andere Faktoren. Welche Möglichkeiten gibt es, die Sättigung zu hemmen oder aufzuheben? Subjektive Anstrengung der beteiligten Personen ist nicht geeignet, den Zusammenhalt des Wir-Ganzen zu wahren, im Gegenteil die Sättigung wird vermehrt, der Zerfall beschleunigt. Wirkungslos sind auf die Dauer auch Variationen etwa der Situationsumstände, der Zusammensetzung der Gruppe usw. Solche Variationen pflegen nur vorübergehende Entspannungen zu verschaffen. Es tritt Mitsättigung vieler Teilbezirke im sozialen Gesamtbereich ein. Im ganzen wird der Sättigungsprozeß dadurch nicht gehemmt. Größere Entspannung gewährt die Ein-

bettung in andere soziale Ganzheiten, die Verlegung auf andere Stationen, in andere Anstalten.

Als wirksam erwiesen sich auf die Dauer nur, wenn entsprechend der Konfliktnatur des Wir-Ganzen den einzelnen Mitgliedern der Gruppe die Möglichkeit zur inneren und äußeren Distanzierung vom Wir und die Freiheit des Wechsels zwischen Abhebung und Hingabe gegeben wurde.

## „Ethnomythe“ und „Magethos“.

Von **Willy Hellpach** (Heidelberg).

Mythen, d. h. die systematisch und genetisch ausgebauten Verleibhaftigungen übersinnlicher und übermenschlicher Geschehnisse und Kräfte, zeigen einerseits überraschende Züge der Ähnlichkeit auf der ganzen Erde (was oft zu voreiligen Rezeptions- und Assimilationsthesen und -hypothesen verleitet hat), andererseits auffällige Abweichungen zwischen sehr nachbarlichen Geltungsgebieten, die sich desto reiner als Stammesgebiete herausstellen, auf je frühere Entwicklungsstufen wir zurückgehen, während die zeitgenössische Volkskunde ihre mythischen Befunde meist nur ortschaftlich und landschaftlich, selten mehr echt stämmisch abzugrenzen vermag. Stammesmythen sind letzten Endes Stammesmythen, also Abstammungsmythen; ihrer aller Urquell, der sie stetig speist, ist der Tod, das Sterben, das ja mit dem Entstehen, Geborenwerden, Erzeugen, Wiederkommen, Fortleben auf allen mythologischen Menschheitsstufen eine wenn auch polar noch so gespannte, „ambivalente“ Tatbestandseinheit bildet. Das pflegt selbst dort noch erkennbar zu sein, wo die ursprüngliche Mythe schon zur bloßen Sage verharmlost oder gar zum Märchen verniedlicht ist und damit ihre originär furchtbar wirkungsvolle Großartigkeit, ihre lebenszeugende, lebenbestimmende und lebenvernichtende Kraft eingebüßt hat: wo man, m. a. W., sich am bloß noch Erzählten erfreut, erhebt, erbaut, anstatt vor dem jeden Augenblick Erlebten oder Erlebbareren zu erschauern, sich zu beugen oder sich zu wehren. Ihre klassische Verdichtung erfährt alle Ethnomythe in den totemistischen Stammesgesellschaften, einer (bei allen im einzelnen denkbaren oder nachweislichen Rezeptionen) im großen ganzen doch entwicklungsimmanenten Menschheitsseelenstufe, durch welche die verschiedensten Menschheitskreise unabhängig voneinander nach einer inneren Logik des alogischen Denkens hindurchgegangen sind (sofern sie nicht gar in ihr stecken geblieben sind). Hier wird der Stamm oder Teilstamm verbunden (und geschieden) durch seinen Mythos vom Tierhahnen, der (in Er-

nahrung, Wohnung, Begattung, Fehde u. a.) noch stündlich wirksam ist und zugleich eine drakonisch bindende Sozialordnung innerstämmischer und zwischenstämmischer Relevanz begründet. Alles „Sollen“ des totemistischen Menschen, das gesamte Verhältnis seines Ich zum Du, ist aus den Anschauungen dieser Ethnomythe heraus magisch umschlossen und geregelt, — ein Sollen, das z. T. recht abstruse, nicht bloß uns heutigen schwer faßliche, sondern auch jenen Menschen viel Mühsal, Opfer, Entsagung auferlegende Ge- und Verbote umfaßt. In diesem Sinne konstituiert die ethnomythische Magie des Totemismus das erste eigentliche System von „kategorischen Imperativen“, d. h. von Verpflichtungen, die sich um keine Übereinstimmung mit menschlichen Trieben, Wünschen oder Ängsten mehr kümmern, sondern sich apodiktisch als Ver- und Gebote setzen. Mit anderen Worten: es wird über originäre altruistische Triebregungen oder Instinkte hinaus (wie sie etwa Peter Kropotkin in seinem bekannten Werke beschrieben hat) und auch über alle uns moralisch anmutenden Gelegenheitsregungen hinaus ein erstes systematisches Ethos aufgerichtet, das seine Geltungskraft aus der Ethnomythe, seine Wirkungskraft aber aus deren Magie bezieht. Mit diesem Magethos erst ist die eigentliche Wendung der Menschheitsgruppen zu sittlicher Entwicklung gegeben, ausgesprochen sozialetisch gegeben. Aus dieser magethischen Blüte- und Reifezeit trägt der fernere völkergeschichtliche und geistesgeschichtliche Prozeß Samenkörner in die systematischen Religionen und weht sie selbst bis in die Aufklärungszeitalter hinein. Ethnomythische Kernstücke finden wir noch in den großen Weltreligionen bewahrt (z. B. die altisraelitische Stammesgeschichte im Christentum, durch den Sündenfallmythus echt mythisch wirksam, arabische im Islam, römische im Katholizismus); erst recht aber hat kaum eine, noch so weit über alle Stammesenge hinausgewachsene Religion sich im Mittelpunkt ihrer ethischen Forderungen, die fast immer wider die Menschennatur gehen, der magischen Hilfen ganz entledigen können, d. h. des kultischen Gebrauchs sinnlich-technischer Veranstaltungen zur Erwirkung übersinnlicher Bindungen oder (Er-)Lösungen, Erfolge oder Abwehren. Und das Ritual der Freimaurerei wie alle bündischen Uniformenthusiasmen sind ganz neuzeitliche, ja zeitgenössische Beweisstücke dafür, wie gerade in Zeitläuften geschwächter kirchlicher oder sich auflösender ständischer Geltungen jene talismanischen Verkleidungen menschlichen Hoffens oder Fürchtens, Sollens oder Dürfens ihr unausrottbares Recht fordern, wobei es unter dem Schein der bloßen Sinnbildlichkeit in ihnen überall ein höchst reales Sein von Sinnwirklichkeit gibt. Die Ethnomythe von einst

lebt in den nationalen Blutsmythen unserer Gegenwart wieder auf; noch unzerstörbarer als sie ist freilich die Lebenskraft des Magethos in hundert kleinen Erscheinungsformen, die das in der Selbstüberwindung oder gar in der Selbstopferung bestehende Sollen nur durch magische oder halbmagische Rituale zur Realisierung bringen können. Liegt auch die Vorherrschaft des Magethos über die menschlichen Gesellschaftsbildungen hinter uns, so kann (wie jeder neuzeitliche Flaggenzwist offenbart) doch selbst das moderne „ungläubige“ Massenstaatsvolk seiner nicht völlig entraten, und tut ihn, als den Inbegriff eines sinnlich faßlichen übersinnlich begründeten „Soll“, als eine jener Urstimmen in der Polyphonie der hominiden Entfaltungen kund, die wohl als Hauptthema ausscheiden können, ja müssen, und dennoch niemals, sei es noch so gedämpft, zu tönen aufhören.

## Das Ende der Typologien.

Von **Albert Huth** (München).

Alle bisherigen Typologien und Charakterologien leiden unter dem Fehler, daß sie alle Menschen auf eine einzige Formel zurückführen möchten. Aber die menschliche Persönlichkeit ist so unendlich vielgestaltig, daß sie nicht auf irgendeinen Generalnenner gebracht werden kann; es gibt kein Universalrezept, nach dem alle Menschen in gleicher Weise behandelt werden könnten.

Dagegen ist es wohl möglich, jeden Menschen auf einige wenige Grundzüge seines Wesens zurückzuführen — nur werden diese Wesenszüge von Mensch zu Mensch wechseln, sie müssen ohne jedes Schema und ohne jede Formel bei jeder Persönlichkeit aufs neue erforscht werden.

Diese typischen Persönlichkeits-Leitlinien können auf drei verschiedenen Gebieten liegen.

1. Die Funktionsgebiete: Eine einzige Seelenfunktion kann in so einseitiger Weise ausgebildet sein, daß sie alle anderen Funktionen überragt und dadurch die Wesensart des betreffenden Menschen eindeutig bestimmt (der Verstandes-mensch, der Gefühlsmensch, der Willensmensch, der Gedächtnis-mensch, der Phantasiemensch usw.).
2. Die Kulturgebiete: Ein bestimmtes Kulturgebiet (Wertgebiet, Interessengebiet, Sachgebiet) nimmt den Menschen völlig gefangen (die 6 Sprangerschen Lebensformen, der einseitig sprachlich, technisch, rechnerisch, zeichnerisch Begabte usw.).

3. Die Formalgebiete: Eine besondere Art der Arbeitsweise kennzeichnet den ganzen Menschen (der Sorgfältige, der Pedant, der Schlamper — der Flinke, der Langweilige — der Geschickte, der Tollpatsch — der Organisator, der Planlose usw.).

Nur in extremen Fällen bewegt sich die Begabung so ausschließlich auf einer dieser drei Ebenen, daß es zu verhältnismäßig „reinen“ Typen kommt; normalerweise schneiden sich die Funktionsgebiete, die Kulturgebiete und die Formalgebiete und erst durch die Zusammenschau aller drei Gesichtspunkte ergibt sich das Wesen der Persönlichkeit. Jeder Mensch kann auf einige wenige Persönlichkeits-Leitlinien zurückgeführt werden; man versteht den Menschen in seinem tiefsten Wesen, wenn man diese Persönlichkeits-Leitlinien kennt.

---

## Psychologie, philosophische Anthropologie, Wirklichkeitsphilosophie.

Von **Erich Jaensch** (Marburg)<sup>1)</sup>.

Das viele Reden von „Krisen“ in der Psychologie ist nur geeignet, ein in unserem Gebiet gar nicht vorhandenes Chaos vorzutäuschen, mit dem Ergebnis, daß die in die Arbeit Neueintretenden innerlich unsicher gemacht, die Gegner aber ermutigt werden, ihre Bemühungen der Ausschaltung und Aufteilung des Faches immer weiter fortzusetzen. So droht die Gefahr, daß gerade in dem Augenblick, in dem psychologisch-anthropologische Gegenstände einem Interesse begegnen und eine Bedeutung für die Gestaltung von Kultur und Leben gewonnen haben wie nie zuvor, die in diesen Fragen voll verantwortliche und zugleich am umfassendsten orientierte Stelle, die Psychologie, ausgeschaltet wird.

Die Krise bestand, aber sie ist überwunden. Sie war weniger eine Krise der theoretischen Anschauungen als der methodischen Forschungsgrundsätze. „Elementenpsychologie“ als Theorie, die es in den Anfängen der klassischen Assoziationspsychologie gab, ist, obwohl sie oft als der in der „Krise“ bekämpfte Gegner hingestellt wurde, in neuerer Zeit überhaupt von niemandem mehr folgerichtig vertreten worden. Dagegen war weit verbreitet Elementenpsychologie als „M e t h o d e“, d. h. die möglichst genaue Nachahmung der Forschungs-

---

<sup>1)</sup> Der Vortrag wurde nicht gehalten, da der Autor nachträglich einen der Gesamt-vorträge übernahm.

methoden solcher Wissenschaften, in denen — wie besonders in der Physik — die Anschauungen der Elemententheorie zu Recht bestehen. Die Methoden waren somit den Gegenständen vielfach nicht angepaßt und konnten daher deren Gesetze entweder nicht oder nur unzulänglich aufdecken. In Physiologie und experimenteller Zoologie, überhaupt in den Lebenswissenschaften, bestehen zu diesem Entwicklungsgang und zu dieser „Krise“ genaue Parallelen. Die Überwindung der Krise erfolgte durch bessere Anpassung der Methoden an die Eigentümlichkeiten, die das Seelische (bzw. Lebendige) vom Unlebendigen unterscheiden. Hierbei genügt es nicht zu beachten, daß die Teile von übergreifenden Ganzheiten abhängen, oder übergreifende Ganzheiten überhaupt in die Untersuchung hineinzuziehen. Fällt doch unter den ganz allgemein gehaltenen Satz von der Determination der Teile durch das Ganze sogar die überall gegenwärtige Wechselwirkung (da jeder Teil eines Ganzen von dessen übrigen Teilen, also vom Ganzen, abhängt). Allein es gibt eine ganze Stufenreihe von Formen der Ganzheitsdetermination, deren höhere Glieder sich von der überall gegenwärtigen Wechselwirkung immer weiter entfernen und durch eine immer größere Selbständigkeit des Ganzen gegenüber den Teilen, sowie eine immer größere Determinationskraft des Ganzen ausgezeichnet sind. Eine für die reine und angewandte Psychologie besonders wichtige dieser Formen ist die der Persönlichkeitsstrukturen, deren Studium den Vortragenden seit Jahren beschäftigt hat. In die Tatsachenbereiche, die sich der „vor-kritischen“ Untersuchung, trotz exakter, quasi-physikalischer Methode, als unentwirrbares Chaos darboten — etwa räumliche oder zeitliche Wahrnehmung —, kommt durchsichtige Ordnung, wenn diese methodischen Gesichtspunkte und besonders die verschiedenen Persönlichkeitsstrukturen berücksichtigt werden.

Natürlich ist das in der erwähnten Reihe der Determinationsformen nicht die einzige Stufe, die die Psychologie zu berücksichtigen hat. Auch untergeordnete Ganzheiten (z. B. Situationsganze) sind ins Auge zu fassen, ebenso das in die psychophysische Persönlichkeit eingelagerte, mit rein physikalischen Methoden zu erfassende Geschehen (z. B. in histophysikalischen Konstitutionsuntersuchungen, die den Kreis des Votr. gegenwärtig beschäftigen). Aber die Erforschung der Persönlichkeitsstruktur ist psychologisch besonders ertragreich. Sie liefert brauchbare Kriterien für die angewandte Psychologie, die Völkerpsychologie (da in den einzelnen Völkern bestimmte Grundformen der Persönlichkeitsstruktur dominant sind), für die Kulturpsychologie und

-philosophie (da hinter den verschiedenen Kulturen als Träger und hinter den Kulturkämpfen als Streitende verschiedene menschliche Grundformen stehen), für die Wertlehre (da an die verschiedenen Grundformen verschiedene Wertsysteme geknüpft sind). — Eine in dieser Weise als psychologische Anthropologie betriebene Psychologie entwickelt sich ganz von selbst zur philosophischen Anthropologie und damit zu einer Philosophie als entschiedener Wirklichkeitswissenschaft. Sie löst zunehmend die Aufgaben, die sich Transzendental- und Logos-philosophien stellten und an welche heute die in ihrer Sukzessionslinie liegenden Richtungen — „Existenzphilosophie“ sowie „Ontologie und Realismus“ — herantreten.

## Der Unfug als jugendpsychologische Erscheinung.

Von **Arthur Kießling** (Wiesbaden).

Der Unfug hat von jeher im häuslichen, im schulischen, im öffentlichen Leben eine große Rolle gespielt. Um so erstaunlicher ist es, daß sich die Wissenschaft bisher so wenig mit ihm beschäftigt hat. Etwas interessierte sich die Rechtswissenschaft (§ 166 u. 361 StrGB.). Dagegen hielt sich die Pädagogik und die Psychologie, vor allem die Jugendpsychologie sehr zurück, obwohl gerade hier nach Theorie wie Praxis fruchtbare Ergebnisse und Klärungen zu erwarten sind. Die durch das Unfugproblem gestellten Fragen sind mannigfaltig. Als erste erscheint die nach dem Wesen des Unfugs und nach seiner Festlegung vornehmlich nach der psychologischen Seite.

Meinen Untersuchungen liegen über 1000 Unfugfälle zugrunde, die ich im Laufe der letzten 14 Jahre an Volks- und höheren Schulen sowie aus Studentenkreisen gesammelt habe, ferner etwa 100 in den Klassen Quarta bis Untersekunda geschriebene Aufsätze über das Thema „Wie ich Unfug machte und dafür bestraft wurde. Ein Märchen.“ Durch diese Aufsätze sollte die subjektive Seite, vor allem das Unfugerlebnis des Jugendlichen und seine Einstellung erkannt werden. Ertragreiche Aufschlüsse gab auch die Unfugliteratur (Till Eulenspiegel, Max und Moritz usw.).

Das nächstliegende Merkmal des Unfugs ist seine destruktive Tendenz. Er wendet sich gegen eine bestehende Ordnung, die von der Erwachsenengeneration geschaffen ist. Die destruktive Tendenz ist meist personal, d. h. gegen Repräsentanten der bestehenden Ord-

nung gerichtet. Weiterhin ist der Unfug ein durch und durch soziales Phänomen. Außer dem Unfugmacher haben wir den Unfugerleider und das Unfugpublikum zu unterscheiden; ferner gibt es Einzelunfugmacher, Kameradschaftsunfug und den Bandenunfug. Ein drittes Merkmal des Unfugs ist der Heiterkeitsfaktor. Er äußert sich in den Tatsachen des Heiterkeitserlebnisses, der Erscheinung der Schadenfreude und der lustbetonten Zielvorstellung des Heiterkeitserfolges bzw. Heiterkeitseffektes. Infolge der Wertblindheit bzw. Wertschwäche des Jugendlichen entstehen im Hinblick auf die Heiterkeitsauffassung des Unfuges leicht Diskrepanzen zwischen Unfugmacher und sozialer Umwelt (Generationskonflikte). Im Zusammenhang mit dem Heiterkeitsfaktor steht als viertes Merkmal die Tatsache, daß beim reinen Unfug egoistische Gewinnmotive fehlen, doch ergeben sich im Hinblick auf diesen Punkt leicht Übergangs- und Mischformen.

Das wesentliche Merkmal des Unfugs ist sein juveniler Charakter. Die Zeit des Unfugmachens ist ausgesprochenermaßen das Jugendalter. In der Kindheit überwiegt die Erscheinung der Ungezogenheit gegenüber dem Unfug, soweit er überhaupt vorhanden ist. Mit zunehmendem Alter nimmt der Unfug rasch ab. Doch gibt es juvenile Menschen, bei denen Unfugerscheinungen auch im fortschreitenden Alter auftreten (Till Eulenspiegel). Der Unfug ist das Hauptmerkmal des juvenilen Menschen und der juvenilen Geisteshaltung (juvenil in ursprünglicher und übertragener Bedeutung). Umgekehrt erkennen wir die typischen Eigenschaften und Eigentümlichkeiten des Jugendlichen in der Unfugerscheinung wieder: Revolutionärer Geist (juveniler Protest gegen die Erwachsenengeneration), Wonneangst, Heiterkeitstrieb (Heiterkeitserlebnis, Schadenfreude, Heiterkeitseffekt), Übermut, Unreife, Unüberlegtheit, Geltungsbedürfnis, egozentrische Einstellung, Wertblindheit und Wertschwäche, Übergangscharakter des werdenden sozialen Erlebnisses. Zusammenfassend ergibt sich: Unter Unfug verstehen wir eine juvenile Sozialhandlung mit heiterem Einschlag, die sich gegen eine bestehende Ordnung, bzw. deren Repräsentanten richtet, aber nicht auf Grund egoistischer Gewinnabsichten ausgeführt wird, sondern bedingt ist durch spezifische Eigenschaften des jugendlichen Geistes.

Auf die Erörterung weiterer Fragen des Unfugproblems können wir hier nicht eingehen; in dieser Hinsicht sei auf meine demnächst erscheinende Monographie über den Unfug verwiesen.

## Über eine Wirkung von Bereichsbildungen im Spurenfeld.

Von **Wolfgang Köhler** (Berlin).

Im Verlauf einer Untersuchung über den Reproduktionsvorgang fanden von Restorff und ich es notwendig, auch über Lernen und Behalten, wie sie in den klassischen Assoziationsexperimenten behandelt wurden, neue Versuche anzustellen. Diese ergaben folgendes:

1. Wenn man Lernreihen so zusammenstellt, daß nur eine Anzahl der Paare unter sich materialhomogen (z. B. lauter Silben- oder lauter Zahlenpaare usw.), die übrigen Paare dagegen je voneinander und von jener Anzahl materialverschieden (z. B. ein Figuren-, ein Buchstabenpaar usw.) sind, dann ergibt die Trefferprüfung viel bessere Resultate für die „Einzelpaare“ als für die „gehäuften“. Dieses Ergebnis gilt unabhängig davon, welches Material jeweils gehäuft gegeben wird, und bestätigt sich, wenn man anstatt des Trefferverfahrens die Methode der behaltene Glieder anwendet. Je stärker gehäuft die unter sich materialhomogenen gegenüber den Einzelpaaren in der Reihe auftreten, desto ausgeprägter wird die Verschiedenheit der Trefferfrequenzen.

2. Es handelt sich nicht einfach um eine störende Wirkung der Ähnlichkeit der einzelnen materialverwandten Paare unter sich (Ranschburg), sondern auch um eine relative Begünstigung von Einzelpaaren durch ihre Absetzung gegen den quasihomogenen Block der gehäuften; denn in einer durchweg heterogenen Reihe geben Einzelpaare einer bestimmten Materialart weniger Treffer, als wenn die übrige Reihe einen Block unter sich materialverwandter Paare bildet. Wieder hierbei handelt es sich nicht nur um eine Wirkung bestimmter Bereichsbildungen in der Reihenauffassung, sondern darüber hinaus auch um eine solche im Spurenfeld.

3. Die gleichen Ergebnisse findet man, wenn anstatt der Reproduktion das Wiedererkennen geprüft wird, jedoch in quantitativ abgeschwächerter Form.

4. Der letztere Umstand erinnert an R. Heines Versuche, nach denen es für das Wiedererkennen keine rückwirkende Hemmung gibt. Es ist danach die Hypothese zu prüfen, daß rückwirkende Hemmung eine Häufungswirkung prinzipiell der gleichen Art, aber aus etwas größerem zeitlichem Abstand und deshalb schwächeren Grades ist, wie sie nach 1—3 innerhalb von Reihen auftritt. Nach dieser Annahme wäre ohne weiteres zu verstehen, daß die schon in einer Reihe geringere Wirkung bei Prüfung des Wiedererkennens unter den Be-

dingungen von Versuchen über rückwirkende Hemmung ganz verschwindet. Im Sinn von 1—3 wurden deshalb Versuche darüber an- gestellt, ob Prüfungen des Wiedererkennens verschieden ausfallen, wenn auf die Einprägung sogleich Beschäftigung einmal mit gleich- artigem, einmal mit andersartigem Material gefolgt ist. Ein solcher Unterschied war wirklich kaum gelegentlich in Andeutung vorhanden.

5. Für Reproduktionsprüfungen folgt aus der Hypothese umge- kehrt, daß der Grad der rückwirkenden Hemmung Funktion der Ver- wandtschaft zwischen eingepprägtem Material und hemmender Nach- beschäftigung sein muß. Diese Folgerung bestätigte sich sowohl in Versuchen nach der Treffermethode wie in solchen nach der Methode der behaltene n Glieder, so daß amerikanische Psychologen, die (gegen G. E. Müller) eine solche spezifische Wirkung behauptet haben, hierin Recht behalten. Die Abstufung der Wirkung geht aber so weit, daß auch material verschiedene Vorgänge von Reihennatur eine vorausgehende Reihe noch deutlich stärker hemmen als ein an- strengender Vorgang ohne Reihencharakter.

6. Von der schädigenden Wirkung ist anzunehmen, daß sie in einer Reihe vorwärts ebenso wirkt wie rückwärts. Danach wäre das Auftreten auch einer „vorwirkenden“ Hemmung analog der rückwirkenden zu erwarten, und diese müßte ebenfalls nach Material- verwandtschaft spezifisch abgestuft sein. Dieser Effekt wurde (in Über- einstimmung mit Whiteley) wiederum wirklich gefunden, jedoch nur bei Reproduktionsprüfung, nicht bei Prüfung des Wiedererkennens.

Die Erklärung für das verschiedene Verhalten von Reproduktion und Wiedererkennen gegenüber Häufung, sowie hinsichtlich vor- und rückwirkender Hemmung, ferner auch die Anwendung auf andere Be- funde der älteren Gedächtnispsychologie kann in Kürze nicht gegeben werden.

## Typenlehre und Vererbungsforschung.

Von **Oswald Kroh** (Tübingen).

Je mehr es der typologischen Forschung gelingt, zu formalen Ver- haltensweisen der Persönlichkeit vorzudringen, um so mehr darf sie damit rechnen, anlagegegebene und von Milieueinflüssen relativ un- abhängige funktionale Faktoren des Persönlichkeitsaufbaus vorzufinden. Nun zeigen die in funktionstypologisch gerichteten Versuchen nach- gewiesenen formalen Grundverhaltensweisen untereinander durchweg eine überraschend enge Koppelung, so daß die bei ihrer Untersuchung er-

haltenen, in wechselseitiger Unabhängigkeit gewonnenen Rangordnungen beliebig vorgegebener Persönlichkeitsgruppen sehr hohe Korrelationen ergeben. Die damit erwiesene Regelmäßigkeit des Zusammentretens bestimmter funktional fundierter Entwicklungsfaktoren begründet die sonst kaum erklärbare häufige Wiederkehr von Persönlichkeitstypen, deren Eigenart sich nicht nur im funktionspsychologischen Experiment, sondern auch durch die Analyse künstlerischer und intellektueller Leistungen, ausdruckspsychologischer Phänomene und gewisser Symptome des Gesamtverhaltens mit exakten Mitteln nachweisen läßt.

Mit dieser Regelmäßigkeit aber ist zugleich auf eine Grundtatsache im Erbgang des funktionalen Grundgefüges hingewiesen. Es liegt daher nahe, Methoden der funktionspsychologischen Typenforschung unmittelbar an Eltern und Kinder heranzutragen. Die Möglichkeit, diese Übertragung der Methoden auf das Gebiet der Vererbungsforschung vorzunehmen, besteht ganz besonders schon deshalb, weil ein großer Teil der funktionstypologischen Methoden relativ unabhängig von Geschlecht, Altersstufe und Bildungshöhe klare und vergleichbare Differenzierungen liefert. Damit wird nicht nur die methodologische Lage der menschlichen Erblichkeitsforschung wesentlich günstiger als in früheren Untersuchungen, sondern es tritt zugleich auch eine Präzisierung der vererbungswissenschaftlichen Fragestellung ein.

Die bisher mit funktionstypologisch fruchtbaren Methoden durchgeführten direkten Vererbungsuntersuchungen (Kleinknecht, Köhrle) ergaben sehr deutliche gesetzliche Erbgänge, die auch dann nicht verwischt wurden, wenn durch Einbeziehung milieutypologischer Momente eine Erweiterung der Fragestellung vorgenommen wurde (Keilbach). Damit bestätigt einerseits die Vererbungsforschung die Brauchbarkeit des funktionstypologischen Grundansatzes, andererseits macht sie das Phänomen der Häufigkeit bestimmter Grundtypen verständlich.

---

## Die Konstanz und die Übbarkeit von Denkleistungen.

Von **Hans Lämmermann** (Mannheim).

In seinem Buche „Wirkungsformen der Übung“ kam Benno Kern auf Grund ausgedehnter Übungsexperimente zu dem Ergebnis, daß einmalige Testprüfungen infolge der geringen Konstanz der Leistungsreihen keinen prognostischen Wert haben. Die Hauptaufgabe meiner Untersuchung war, an 2 Testmethoden nachzuprüfen, ob dies, wie Kern behauptet, auch für die „eigentlichen Intelligenzprüfungen“ gilt.

Ich verwendete für meine Übungsreihen die Ebbinghausmethode (den Lü-Test) und den Satzordnungsversuch (Sa), bei dem durcheinander gewürfelte Wortgruppen zu sinnvollen Sätzen geordnet werden müssen. Die Übungsperiode umfaßte 6 Wochen. Sechs Lü- und sechs Sa-Tests wurden in regelmäßigen Abständen von den Übungsteilnehmern bearbeitet und zwar jedesmal ein Lü- und ein Sa-Versuch unmittelbar nacheinander. Für den Fall, daß sich für die beiden Übungstests schlechte Konstanzverhältnisse ergaben, sollte festgestellt werden, ob man durch eine Vereinigung mehrerer Testproben zu einer genügend hohen Rangfestigkeit der Prüfungsergebnisse gelangen könne. Deshalb wurden die beiden Übungstests an jedem Übungstag durch eine oder zwei weitere Testproben ergänzt, so daß die ganze Versuchsanordnung aus 6 Testserien bestand. Es wurden 2 Übungsgruppen mit zusammen 54 Schüler(innen) des 4. Grundschuljahrgangs gebildet.

1. Ergebnisse zum Konstanzproblem: a) Die wiederholte Übung bewirkte keine wesentliche Auflockerung der Anfangsreihen. Die Anfangswerte zeigen eine beträchtliche Rangfestigkeit, die weder durch Anfangshemmungen noch durch die individuellen Differenzen der Übungspotenz so stark beeinträchtigt wird, daß man die einmalige Anwendung der Prüfungsmethoden als prognostisch wertlos bezeichnen dürfte. Es kam nicht ein einziges Mal vor, daß eine Vp. mit guter Anfangsleistung zu einem niedrigen Leistungsstand herabsank; ebensowenig konnte sich auch nur ein einziger Übungsteilnehmer mit geringer Anfangsleistung einen guten Rangplatz erobern. Der Bravais-Pearson'sche „Konstanzkoeffizient“<sup>1)</sup> beträgt beim Lü-Test 0,89, beim Sa-Test 0,80, der „Zuverlässigkeitskoeffizient“<sup>2)</sup> beim Lü-Test 0,96, beim Sa-Test 0,92. — b) Die Leistungsreihen wurden im Verlauf der Übungen nicht rangfester. Die mehrfache Wiederholung erbrachte keine Erhöhung der diagnostischen Zuverlässigkeit des Einzeltests. — c) Dagegen wurden durch eine Vereinigung von je 2 oder mehr Tests die intraindividuellen Leistungsschwankungen teilweise ausgeglichen und eine wesentliche Erhöhung des Konstanzgrades erreicht. Der Konstanzkoeffizient der kurzen Testserien beträgt 0,93, bei der Vereinigung von je 2 Testserien 0,96, der Zuverlässigkeitskoeffizient = 0,97. — d) Der prognostische Wert unserer Prüfmethode wurde durch einen Vergleich zweier Testprüfungen, die durch einen längeren Zeit-

<sup>1)</sup> Konstanzkoeffizient = das Mittel der Korrelationen zwischen den einzelnen Leistungsreihen der gleichen Testart.

<sup>2)</sup> Zuverlässigkeitskoeffizient = das Mittel der Korrelationen der Einzelreihen zur Totalreihe der betreffenden Testart.

raum voneinander getrennt waren, nachgeprüft. Auch dieser Vergleich ergab eine gute Konstanz der Leistungsreihen ( $r = 0,86$  bzw.  $0,91$ ). — e) Schließlich wurde der Symptomwert des Tests durch einen Vergleich zwischen Testdiagnose und Beobachtungsdiagnose nachgeprüft. Dabei zeigte sich, daß es mit Hilfe der kurzen Prüferien gelungen war, eine Intelligenzrangordnung herzustellen, die mit der durch den Lehrer auf Grund einer langdauernden Beobachtung und sorgfältigen Beurteilung gewonnenen Gruppierung im wesentlichen übereinstimmte. Die Prüferien haben sich als ausgezeichnete Indikatoren des Intelligenzgrades erwiesen.

2. Ergebnisse zum Übungsproblem: a) Übungsversuche mit wirklichen Intelligenzleistungen haben wegen der notwendigen Ungleichwertigkeit des Übungsmaterials mit großen methodischen Schwierigkeiten zu kämpfen, die besondere Maßnahmen erfordern. — b) Die Frage, ob Intelligenzfunktionen überhaupt übbar sind, muß für die Lü- und Sa-Funktionen bejaht werden. Die durch die Übung verursachte Leistungssteigerung war aber verhältnismäßig geringfügig. Die Geübten hatten zwar — gegenüber den Nichtgeübten zweier Kontrollgruppen — einen gewissen Vorteil, aber der „Übungsvorsprung“ bewirkte nur unwesentliche Rangplatzverschiebungen innerhalb der Endleistungsreihe. — c) Der Wirkungsgrad der Mitübung war so minimal, daß ihm eine praktische Bedeutung für das Gesamtergebnis der Begebungsprüfung nicht zugemessen werden konnte. — d) Was das Verhältnis zwischen Anfangsleistung und Übungsfortschritt betrifft, so zeigten zwar die Übungsteilnehmer mit niedriger Anfangsleistung einen größeren prozentualen Leistungszuwachs als die Vpn. mit hoher Anfangsleistung; aber eine Verminderung des absoluten Leistungsabstandes zwischen diesen beiden Gruppen trat im Verlauf der Übungsperiode nicht ein. Überhaupt konnte ein nivellierender Einfluß der Übung nicht festgestellt werden.

## Die Herausbildung des Führertums bei primitiven Völkern.

Von **Rudolf Lehmann** (Leipzig).

Das volle Verständnis für die Herausbildung des Führertums bei primitiven Völkern erschließt sich uns völlig erst durch einen Vergleich mit dem Hervortreten von Führern in den Hochkulturen. Nur so können die Ähnlichkeiten und Unterschiede und damit die psychologischen Gesetzmäßigkeiten klar erkannt werden. Der Unterschied

zwischen den Primitiv- und Hochkulturen läßt sich zunächst soziologisch fassen. Er besteht vor allem in den Verschiedenheiten hinsichtlich der horizontalen und vertikalen Gliederung der gesellschaftlichen Einheiten: bei Hochkulturen ein Staatsvolk, bei Primitiven die Großfamilie, die Sippe, der Sippenverband, die Territorialgruppe und der Stamm. Der Weiträumigkeit und weitgehenden vertikalen Gliederung der Gesellschaft in höheren Kulturen steht die relativ ungegliederte und meist auch engräumige wie an Mitgliederzahl geringe Gesellschaft der niederen Primitiven gegenüber. Alle Schichtungen innerhalb der Gesellschaft und alle Erweiterungen ursprünglich kleiner gesellschaftlicher und politisch selbständiger Einheiten (Großfamilie, Sippe usw.) sind geschichtlich bedingt. Auch die primitivsten Völker haben ihre Geschichte, die wir jedoch nur in einem äußerst geringen Maße kennen, weil sie auch den betreffenden Völkern nur in solchem geringen Maße bekannt ist. Doch darf diese geschichtliche Perspektive niemals aus den Augen verloren werden. Aber infolge des Mangels an exakten Kenntnissen darüber läßt sich schwer Sicheres über den Zustand der soziologischen Struktur der uns gegenwärtig als primitivsten bekannten Völker vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern festlegen. Jedenfalls erscheinen sie uns als (relativ) homogene Gesellschaften. Diese Struktur ist maßgebend für die Ausbildung des Führertums in solcher Gesellschaft. Die außerordentlich große psychische Homogenität, die hier der soziologischen zugrunde liegt und die wir den Typus der „Kameradschaftlichkeit“ nennen wollen, erfordert im Grunde kein eigentliches Führertum im Sinne von formell rechtlich gegenüber der übrigen Menge abgrenzbaren Persönlichkeiten von festumrissener Autorität. Wohl fehlt es auch in solcher (relativ) homogenen Gesellschaft nicht an führenden Persönlichkeiten, aber der Typus „Kameradschaftlichkeit“, in dem sie eingegliedert sind, gestattet ihnen nur einen begrenzten Spielraum ihrer besonderen individuellen Kräfte. Gerade die sich hier findenden biologischen und psychischen Unterschiede (Geschlecht, Alter, Begabung) sind aufeinander „abgestimmt“ und bedingen somit eine außerordentlich weitgehende Gleichgestimmtheit und Gleichgerichtetheit. Deshalb kann die politische Führung in den Händen eines „Rates der rüstigen Männer“ liegen, der alle erwachsenen und geistig wie körperlich tüchtigen Männer umfaßt, während die Greise wieder aus ihm ausgeschieden werden. In diesem Rate treten aber nun die einzelnen Persönlichkeiten besonderer Begabung in dieser oder jener Richtung durch größere Initiative im Denken und Handeln führend hervor.

Dieses vielgestaltige und gleichzeitige Führertum entbehrt entsprechend der seelischen Natur der Gesellschaft, in der es sich entfaltet, jedes formellen, erst recht jedes herrschaftlichen Charakters und ist völlig an die suggestive Kraft der Persönlichkeit gebunden. Deshalb kann es hier zu keinem Häuptlingstum, vor allem nicht zu einem erblichen Häuptlingstum kommen.

Sobald aber die gesellschaftlichen Einheiten größer werden (Sippenverband, Stamm) treten die Ansätze zu einem herrschaftlichen und vererblichen Führertum hervor. Mit der Verbreiterung des gesellschaftlichen und politischen Lebens wird der oben genannte Typus der Kameradschaftlichkeit allmählich verlassen. Die ursprüngliche Homogenität im psychischen und gesellschaftlichen Bau weicht nach mannigfachen Schwankungen einer zunehmenden Trennung der vordem im „Rat der rüstigen Männer“ geeinten gesellschaftlichen Funktionen und einer Verteilung dieser auf besondere Individuen, die sich entsprechend der vorigen Stufe durch besondere persönliche Anlagen dafür eignen. Der „Rat“ bleibt zunächst noch weiterhin bestehen, aber er wird mehr und mehr nur Kontrollinstanz (Repräsentation der „öffentlichen Meinung“) gegenüber den führenden Persönlichkeiten. Insbesondere lösen sich aus den in Betracht kommenden, d. h. für das Leben der Gesellschaft notwendig erachteten Funktionen die (religiös-)zeremoniellen Aufgaben heraus, die am frühesten zu einer Regelung unter herrschaftlicher Führung hindrängen, während die zauberischen Funktionen am ehesten, wie es in der Natur der Sache liegt, zu dem Gedanken der Vererblichkeit dieser Form des Führertums hinführen. Je nach der politischen und geistigen Situation, in der sich ein Sippenverband oder ein Stamm befindet, kann die eine oder andere Seite (auch die kriegerische) des Führertums hervortreten. Die fortwährende Veränderung der geschichtlichen Konstellation, die bei größeren gesellschaftlichen Einheiten immer mehr zunimmt, bewirkt ein immer schärfer werdendes Hervorheben (Siebung) der Führer in der Richtung des erblichen und herrschaftlichen Häuptlingstums. Dieser Prozeß ist mit weitgehenden psychischen Veränderungen in der Struktur des Verhältnisses der einzelnen Mitglieder der Gesellschaft zueinander und aller zum Führer (Häuptling) verbunden (Auflösung des „Rates“, Bildung von Gefolgschaften, von Oppositionen usw., jedoch immer „psychische Wechselwirkung“ zwischen Führer und Volk, außer bei Eintritt der Despotie).

## Der Entwicklungsverlauf der literarästhetischen Erlebnisfähigkeit.

Von **Elisabeth Lippert** (Mainz).

**Problemkreis:** Welches sind die den verschiedenen strukturellen Altersgestalten der einzelmenschlichen Entwicklung gemäßen literarischen Verhaltens- und Erlebensweisen? In welchem Zusammenhang stehen die altersgemäßen Ausprägungen der literarischen Erlebnisfähigkeit untereinander? Welche Beziehung besteht zwischen der jeweiligen Eigenart der literarischen Erlebnisfähigkeit und der seelischen Eigenart des entsprechenden Lebensalters? Welche Bedeutung hat die normal entwickelte literarische Erlebnisfähigkeit für die gesamtseelische Entwicklung?

### Methodik:

**Vorbetrachtung:** Eine Statistik der in den verschiedenen Lebensaltern gelesenen Buchgattungen erfaßt nur die materiale Seite des Problems. Sie rückt das Buch, die objektive Ursache literarischen Erlebens, in den Vordergrund. Damit drängt sich die dem Literarischen als solchem eigentümliche objektive Betrachtungsweise auf. Man gewinnt ein Bild des Lesers, wie er auf Grund literarpädagogischer Forderungen sein soll, nicht wie er erlebensgemäß tatsächlich ist. Je weiter entfernt alters- und entwicklungsmäßig der Leser von diesem Normalleser ist, um so mehr muß die statistisch für ihn gewonnene literarische Entwicklungslinie, die mehr bedeuten will, als eine bloße entwicklungsgeschichtlich angelegte Bücherfolge, psychologisch verzeichnen.

**Art der gewählten Methode:** Für eine Untersuchung über die Entwicklung der literarästhetischen Erlebnisfähigkeit ist in erster Linie die unmittelbare Wirkung des Gelesenen auf den Leser und die daraus folgende mittelbare Beeinflussung des gegenwärtigen und möglicherweise auch des zukünftigen inneren und äußeren Lebens wichtig. Nicht eine chronologisch geordnete Bücherfolge des Einzellesers, sondern die vergleichende Darstellung seiner literarischen Erlebnisse kann Aufschluß geben über den innenbedingten Entwicklungsgang der literarästhetischen Anlage. Das Leseerlebnis, die echte, nicht die von der literarischen Wertwelt gewollte Buchwirkung, eingebettet in die innerseelische Situation des Junglesers, die ein kompliziertes Insgesamt von allgemeiner seelisch-geistiger Reife, literarästhetischer Erlebnis- und Urteils-

fähigkeit und augenblicklicher, oft zufallsbedingter seelisch-geistiger Verfassung darstellt, muß untersucht werden, wenn die Entwicklungsgeschichte der literarästhetischen Anlage erkannt werden soll. Ich habe jugendliche und erwachsene Leser vom 16. Lebensjahre ab veranlaßt, sozusagen experimentell erzeugte Autobiographien über ihre literarische Entwicklung zu schreiben. Die psychologisch geschulten Personen wurden gebeten, ihre literarische Entwicklung nach vorgeschriebenen Gesichtspunkten vom frühest erinnerten Zeitpunkt an bis zur Gegenwart chronologisch und nach Vermögen lückenlos darzulegen. Die Kritik der Methode erfolgt a. a. O.

#### Einige Hauptergebnisse:

1. Die Wurzeln literarischer Betätigung liegen im Spiel. Auf der Bilderbuch- und Reimstufe ist handlungsfreudiges Spielerlebnis und literarisches Erlebnis noch innig verbunden.

2. Die entwicklungsbedingte Abfolge der Buchinteressen ist allgemein von der menschlichen Gesamtentwicklung und individuell vom seelisch-geistigen Habitus des Lesers bestimmt. Die literarischen Interessenstufen der Kindheit werden von denen der Jugendlichkeit, die Anschluß an alle Literaturgattungen des Erwachsenen bringen, durch eine Krisenperiode während der Vorpubertät (Kitsch- und Schundliteratur — erholende Lesepause) getrennt. Die Einzelstufen sind weniger durch die führende Buchgattung (Bilderbuch usw.) als durch die vorherrschende Erlebniseigenart gekennzeichnet (märchenhaft usw.). Die Einzelstufen werden durch Zwischenstufen verbunden, in denen die alte Erlebnisweise abklingt und die neue vorbereitet wird (Sagen zwischen Märchen und realistischer Literatur). Eine klare Beschränkung auf stufenbestimmende Buchgattungen wird mit zunehmendem Alter immer seltener. Die Stufeninhalte überschneiden sich. Entwicklungspsychologisch bedeutsam ist das Wiederauftauchen erledigter Buchgattungen auf späterer Entwicklungsstufe (Märchen). Der Geschlechterunterschied macht sich wesentlich in der Erlebniseigenart, weniger in der Wahl der Buchgattungen geltend.

3a. Die Lebensproblematik jeder Altersstufe spiegelt sich im Erlebnis des Lesegutes. Im Buch werden Spannungen gelöst, erfolgen klärende innere Auseinandersetzungen.

3b. Von frühester Entwicklungsstufe an besteht, mit gewissen Einschränkungen im Bilderbuchstadium, die Beziehung vom Leser-Ich zum Lesegut. Während der Kindheitsstufen wird der Buchinhalt bei unkritischer Einstellung innerlich aufgesaugt. Während der Vor-

pubertätskrise wird der Leser vom Buch ausgesaugt. In den literarischen Phasen der Jugendlichkeit weicht die restlose *Ergriffenheit* einem bewußten *Ergreifen* bei leidenschaftlicherer Hingabe an das ich-nahe Buch. Der Jungleser distanziert sich vom *Buchinhalt* und verspürt zugleich seine Abwirkung im Kerne seiner Person. Seine Fähigkeit zu literarischer Auseinandersetzung wächst, er billigt oder mißbilligt das Dargestellte. Die vom Kinde geübte schlichte Nachahmung der Handlungsweisen einer Buchperson wandelt sich in selbständige Verarbeitung des Gelesenen für die eigene Persongestaltung. Das Lesegut bildet sittlich, religiös, intellektuell und in weitem Abstände ästhetisch. Auch im literarisch erwachten Leser ist die Wirkung der Buchinhalte wichtiger als die der Form.

## Gestaltgesetze für zeitliche Verläufe.

Von **Wolfgang Metzger** (Frankfurt a. M.)<sup>1)</sup>.

Die Prinzipien der Einheitsbildung bzw. der Ausbildung von Grenzen waren bisher (in der zugänglichen Literatur) im Wesentlichen nur an räumlichen Simultangestalten abgeleitet, von einigen Andeutungen Wertheimer's über lebende und tote Intervalle, über Phrasierung und über die Abhebung der Stimmen in der Musik abgesehen. Die einzigen bisher etwas ausführlicher behandelten Prinzipien für das Verhalten und Schicksal von Gestalten in der Zeit sind das Prinzip der Transposition und die sogenannte Prägnanztendenz. Wirkliche Beachtung hat eigentlich nur ein Spezialfall des letzteren Prinzips gefunden, nachdem Wolfgang Köhler genaue Parallelen dazu in dem Verhalten physikalischer Feldstrukturen und in den Regulationen der Lebewesen streng aufgewiesen hatte. Die Diskussion über das Wesen auch zeitlich differenzierter Gestalten in der Psychologie, insbesondere über das Problem der Persönlichkeit, ist bisher (namentlich von Seiten der Psychopathologie, auch des Personalismus) so geführt worden, als ob die Tendenz zur Erreichung von Gleichgewichtszuständen das einzige Prinzip wäre, das die Gestalttheorie zum Verständnis raumzeitlich ausgedehnter Strukturen aufzuweisen hat. Zwar ist die Tragweite schon dieses Prinzips — wie besonders an gewissen kunsthistorischen Untersuchungen klar wird — im Augenblick noch kaum zu übersehen. Darüber hinaus lassen sich aber weitere Gestaltgesetze für zeitliche Verläufe nachweisen, die

<sup>1)</sup> Der Vortrag wurde wegen eines Krankheitsfalles nicht gehalten.

nicht ohne weiteres mit jenem zusammenfallen. Bei der Untersuchung räumlicher Erscheinungen an bewegten Flächenfiguren („Stereokinese“) war man frühzeitig auf das Prinzip der Erhaltung oder Konstanz der Figurform gestoßen. Jene räumlichen Erscheinungen werden durch die Annahme verständlich, daß in der Mehrzahl der Fälle aus der unendlichen Mannigfaltigkeit der auf Grund der reizmäßig gegebenen Projektion geometrisch möglichen Figurformen und Bewegungsarten sich diejenigen mit Vorzug wirklich ausbilden, bei denen u. a. keine Verzerrungen einheitlich zusammenhängender Gebilde, sondern möglichst nur gegenseitige Verlagerungen, Drehungen usw. gegeneinander abgegrenzter Gebilde vorkommen. Wie man leicht sieht, handelt es sich um einen besonders einfachen Fall des Transpositionsprinzips. Unter bestimmten Versuchsbedingungen läßt sich nun nachweisen, daß auch dieses Prinzip nur ein Sonderfall eines noch allgemeineren Prinzips ist, das man Prinzip des geordnetsten (vernünftigsten) Verlaufs nennen könnte. Dieses allgemeinste Prinzip realisiert sich in verschiedenen Weisen, die noch nicht systematisch durchuntersucht sind. Die bisher geprüften gehen bei der bildlichen Darstellung des Geschehens in räumlichen Koordinaten unmittelbar in Prinzipien räumlicher Gruppierung über, die Schumann, G. E. Müller und Wertheimer gefunden haben (folgen Beispiele). Zeitliche „Identität“ wird dabei zu räumlicher „Zusammengehörigkeit“ bzw. Einheit. Es erhebt sich die (schon nicht mehr eigentlich psychologische) Frage, wie weit es sachlich gerechtfertigt ist, die Begriffe der (zeitlichen) Identität und der (räumlichen) Einheit so scharf auseinander zu halten, wie wir es üblicherweise tun.

### Die Bedeutung jugendspezifischer Zeitcharaktere im Aufbau der jugendlichen Lebens- und Erlebniswirklichkeit.

Von **Martha Muchow** (Hamburg). † 29. 11. 1933.

Dem Problem nach stehen die diesem Referat zugrunde liegenden Untersuchungen in engstem Zusammenhang mit den in vorläufiger und fragmentarischer Form in Hamburg und Kopenhagen vortragenen Studien zur „gelebten Welt“ des Kindes und Jugendlichen. Sie berühren sich in mancher Hinsicht nah mit v. Dürckheim'schen Studien und verdanken ihnen wichtige Anregungen, obwohl sie ihren Ursprung an anderer Stelle nahmen wie jene, nämlich

in Ansätzen, die sich in der personalistischen Lehre von W. Stern bieten. Wie in H. eine Beschreibung der von den Kindern eines bestimmten (hinsichtlich seiner sachlichen Gegebenheiten zuvor genau bearbeiteten) Lebensraumes (Großstadtviertel) wirklich gelebten Welt aus der Beobachtung des kindlichen Umgangs mit jenen Gegebenheiten angestrebt wurde, oder in K. die Charakteristik der vom Jugendlichen in den spezifisch jugendlichen Verhaltensweisen gelebten Raumformen versucht wurde, so handelt es sich hier um die dem jugendlichen Lebensvollzuge immanente Zeit als Problem. Zeitcharaktere, sofern sie als Momente am und im Erleben und Handeln, in der Selbstarbebung des Jugendlichen und in der Verwirklichung seiner „personalen Welt“ da sind, werden erfaßt und sollen beschrieben werden.

Die angewandte Methode ist nur beim Zusammentreffen einer Reihe von zufälligen Umständen wiederholbar. Voraussetzung für sie ist der sehr enge Kontakt mit Jugendlichen in einer echten, in ihren möglichen Bezügen relativ freien und reichhaltigen Lebensgemeinschaft, wie sie die Familie, die Hausgemeinschaft oder etwa noch das bündische Gemeinschaftsleben bieten und eine Generationsdifferenz von bestimmtem größeren, aber auch nicht zu großen Ausmaß, durch die innerhalb der Gemeinschaft die Diskrepanz von jugendlich und erwachsen „gelebter Zeit“ sichtbar, aber nicht störend bemerkbar wird. Auf dieser Grundlage erfordert die „Beachtung“ und „Beobachtung“ eigentlich nur Aufmerksamkeit und Empfindlichkeit für die fraglichen Phänomene und ihre sorgfältige Registrierung oder sonstige Bewahrung. Aufschriebe der so im Leben beachteten Jugendlichen konnten ein wertvolles Stützmaterial bieten, wenn man durch den spezifischen Zeitcharakter des Aufschriebs als einzelnen, wie des Tagebuches oder der Briefreihe im allgemeinen und in diesem besonderen Fall hindurch zu der wirklich gelebten Zeit durchzustoßen vermochte. Literarisches Material allein hat nur in besonderen Fällen als Quelle dienen können, wenn es vielseitig genug war. Experimentelle oder quasi-experimentelle Nachprüfungen sind nur an ganz peripheren Fragen möglich gewesen; die eigentlich wesentlichen liegen so tief, daß sich jede Berührung außerhalb der aus der Lebensgemeinschaft heraus notwendig durchzukämpfenden Generationskonflikte und -diskussionen, außerhalb des pädagogischen oder freundschaftlichen Lebensbezuges von selbst verbietet.

Die hier herausgestellten Momente wurden erfahren im Umgang mit Jugendlichen vom 13. Lebensjahr ab; die Dauer der Beziehungen betrug mindestens 3, in mehreren Fällen mehr als 10 Jahre. Die

Erwähnung der einzelnen Züge bedeutet zunächst ihr Jugendspezifischsein überhaupt. Ihr Erscheinen nacheinander zeigt nur teilweise eine gewisse Regelmäßigkeit, ist aber im allgemeinen so sehr von dem inneren und äußeren „Schicksal“ abhängig, daß hier kein Versuch einer phasenartigen Gliederung des jugendlichen Zeitlebens und -erlebens oder einer altersmäßigen Ordnung vorgenommen wird. Die Jugendlichen sind vorwiegend, aber nicht ausschließlich weibliche und gehören drei Generationsschichten an; die älteste ist um 1900 geboren, die jüngste während des Krieges.

Die Enge des Raumes, der hier zur Verfügung steht, und die Notwendigkeit der sehr differenzierten und nuancierenden Beschreibung erlaubt keine Exposition unserer Befunde, sondern nur einige Hinweise auf verfolgte Richtungen. Sie seien hier in Form einer andeutenden Aufzählung gegeben: (Dabei werden aus Gründen der Anschaulichkeit Rohformulierungen gewählt; ohne sie wäre eine Verständigung in solcher Kürze gar nicht möglich.)

Lebensvollzug und Erlebnisweise des Jugendlichen als eines, der „am Anfang steht“, der „in der Mitte zwischen (Kindheit und Erwachsensein) steht“, der „schon (Kindheit) hinter sich hat“, der „wieder neu geboren“ wurde, der eine „subjektiv unendliche Lebensfrist vor sich hat“, der „vieles noch nicht endgültig (zu tun, zu entscheiden) braucht“, dem „fast alles erstmalig begegnet“, der „nach und nach Wiederholungen erlebt“, der „älteren nachwächst“, dem „nach und nach jüngere nachwachsen“, der „absolut neuer Anfang zu sein meint“, der sich „als Glied einer Kette (der Generationen in den Blutgemeinschaften von Familie, Volk, Menschengeschlecht) zu erleben beginnt“, der „noch nicht dran ist“, der „es später (tun, bestimmen) wird“, dem „Erfüllung noch bevorsteht“, der „noch spielen darf“, der „ein Kommender ist neben ‚Daseienden‘, ‚Abtretenden‘, ‚Abgetretenen‘, ‚Vorfahren‘“ usw.

## Die Kategorien der Psychologie.

Von **Richard Müller-Freienfels** (Stettin).

1. Die Psychologie hat das Problem der Kategorien bisher sehr wenig behandelt. Weder über die Kategorien der Wissenschaft überhaupt, noch über die speziellen Kategorien der Psychologie gibt es erschöpfende Untersuchungen. Und doch hat zweifellos das Kategorienproblem außer der logischen auch eine psychologische Seite.

2. Hinsichtlich der Kategorien der Psychologie selbst herrscht die traditionelle naive Praxis, daß man einfach aus anderen Wissenschaften die dort bewährten Kategorien entlehnt, so besonders aus Physik und Chemie, aber auch aus der Biologie und der Soziologie, ohne sich darüber klar zu sein.

3. Der Streit zwischen den verschiedenen Richtungen in der Psychologie ist zum großen Teil ein Streit um die Kategorien, auch wenn er auf anderen, abgeleiteten Gebieten ausgefochten wird. Viele Streitigkeiten würden sehr vereinfacht, wenn man sie an der Wurzel packte, d. h. beim Kategorienproblem.

4. Zweifellos drängt die Entwicklung der letzten Jahrzehnte dahin, an Stelle der entlehnten Kategorien spezifisch psychologische Kategorien einzuführen. Ob die Geisteswissenschaften sie zu liefern vermögen, kann fraglich bleiben, da diese die Kategorien der vorwissenschaftlichen Menschenkenntnis in einer sehr wenig geklärten Weise verwenden.

5. Ein wichtiges Problem für die wissenschaftliche Psychologie liegt jedoch sicherlich darin, daß sie die vorwissenschaftliche Menschenkenntnis, ohne die auch der sie verachtende Psychologe im Leben nirgends auskommt, auf die sie konstituierenden Kategorien untersucht und diese zu wissenschaftlicher Klarheit bringt.

6. Der Vortrag wird zeigen, in welcher Weise das möglich ist und daß bereits zahlreiche neuere Forscher, wenn auch nicht immer mit voller methodischer Klarheit, auf dieses Ziel hinstreben.

## Berufswahl und Berufsethos.

Von **Hans Nuber** (Stuttgart).

### I. Allgemeine Betrachtungen.

Die Beziehung der Berufswahl zum Berufsethos soll im folgenden unter dem Gesichtspunkt von Eignungsprüfungen betrachtet werden. Von diesem Standpunkt aus ist für die Berufswahl die Berücksichtigung des Berufsethos von ausschlaggebender Wichtigkeit, weil es die sittliche Grundlage für die zu fordernden Berufsleistungen bildet. Eine Persönlichkeit darf bei der Berufswahl nicht nur in bezug auf die Leistungsanforderungen des Berufes untersucht werden, sondern vor allem auch in bezug auf das Berufsethos. Diese Untersuchung kann nicht in dem Sinne erfolgen, daß die einzelnen Züge einer Persönlichkeit zu einzelnen Zügen des Berufsethos in Beziehung gesetzt

werden, sondern die Persönlichkeit kann nur in ihrer Ganzheit an dem Berufsethos und an den Berufserfordernissen gemessen werden.

Für die Ganzheit der Persönlichkeit ist ihre ethische Haltung ausschlaggebend. Die ethische Haltung eines Individuums kann man in die ethische Geisteshaltung und die ethische Lebenshaltung gliedern. Eine zweite Einteilung ist die nach Idealethos und Vitaethos. Die gesamte ethische Haltung ist Ausfluß der Struktur der Persönlichkeit, also der geformten Konstitution. Im besonderen ist das Temperament für das persönliche Ethos ausschlaggebend, weil es diejenigen Konstitutionselemente des Fühlens und Wollens und deren dispositionelles Gefüge enthält, die in unmittelbarer Korrespondenz mit der Struktur eines Individuums stehen, sofern es eine ethische Haltung einnimmt.

## II. Empirische Untersuchung.

Für die empirische Untersuchung war der Leitgedanke maßgebend, daß zuerst die Bestimmungsgründe untersucht werden, die ein Individuum zu der Wahl eines bestimmten Berufes führen und von dort zur Erfassung der Ganzheit der Persönlichkeit fortgeschritten wurde, die mit dem persönlichen Ethos zum Berufsethos in Beziehung gesetzt wurde.

Die Untersuchung wurde an Hand von Eignungsprüfungen durchgeführt, die an Offizieranwärtern der Reichswehr seit Jahren vorgenommen werden. Die Methode dieser Eignungsprüfungen läßt sich dahin kennzeichnen, daß mit ihrer Hilfe eine Ganzerfassung der Persönlichkeit angestrebt wird, indem nicht nur bei den Ergebnissen einzelner Prüfstationen stehengeblieben wird, sondern diese immer nur unter dem Gesichtspunkt der Ganzerfassung der Persönlichkeit ausgewertet werden.

Das soldatische Berufsethos ergab sich aus den tatsächlich bestehenden Vorschriften und Anweisungen, die heute gültig sind, sowie aus einer Betrachtung der Ansichten, die im Laufe der Zeit für das soldatische Ethos maßgebend waren. Die Grundlage des Ethos bilden die Kriegsartikel, die für das deutsche Heer in eine Pflichtenlehre umgeformt sind. Die hier festgelegten Pflichten bzw. Tugenden des Soldaten lassen sich in drei Kategorien zusammenfassen:

- I. Allgemeine moralische Tugenden,
- II. Tugenden der militärischen Einordnung,
- III. Tugenden der militärischen Tat.

Zu ihnen wurde die einzelne Persönlichkeit mit ihrem Ethos in Beziehung gesetzt und damit die Bedeutung des Berufsethos für die Berufswahl an Hand eines Ethos, das durch die Jahrhunderte geworden ist und damit objektiven Charakter trägt, festgestellt.

## Zahl- und Mengenauffassung bei kurzdauernder Darbietung

(nach Versuchen von H. Kaulla).

Von **Richard Pauli** (München).

(Mit 2 Abbildungen im Text.)

### 1. Versuchsgruppe (Hauptversuche):

Reizbereich 3—25 Einheiten (Punkte); kleines Gesichtsfeld (Momentverschluss);  $n = 80—100$ .

### 2. Versuchsgruppe:

Reizbereich 25—100 Einheiten; 4mal größeres Gesichtsfeld;  $n = 40—50$ .

Aufgabe in beiden Fällen: Absolute Erfassung durch Angabe einer bestimmten Zahl („Zahlbestimmung“) oder eines Zahlbereiches (Schätzung); dazu Messung der Auffassungszeit. Planmäßige Änderung der Darbietungszeit (0,01“—1“);

der Verteilung der Eindrücke im Feld (peripher, zentral, diffus, hemian: stets unregelmäßig);

der Beschaffenheit der Elemente: schwarz—bunt; gleich—ungleich groß; klein—mittel (Norm)—groß;

des Ausfüllungsgrades: durch die letzterwähnten Änderungen der Einheiten in Verbindung mit den 2 Feldgrößen.

### 3. Versuchsgruppe:

Mengenvergleiche (Normalreize: 8, 15, 30, 60).

Doppelvergleich, d. h. Bestimmung der mittleren Menge für 20 und 40 bzw. 24 und 36.

Durchgängig Konstanzverfahren. Schwellenbestimmung mittels der Idealgebiete.

### Ergebnisse der 4 Haupttypen:

I. Ermittlung des Bereiches (Idealgebietes) der theoretisch möglichen und tatsächlich in bestimmter Reihenfolge auftretenden Urteilsarten bei Versuchsgruppe 1 (s. unteres Kurvenbild).

1. Vollkommen richtige Zahlbestimmungen: Obere Schwelle = 6,75 (s. „Bewußtseinsumfang“).

2. Falsche Zahlbestimmungen: schmale Zone von etwas über  $\frac{1}{2}$  Zahleinheit Ausdehnung (bei 7) = Bereich der Selbsttäuschung über Erfassungsmöglichkeit, typische individuelle Unterschiede.

3. Richtige Schätzungen 1. Ordnung (Idealschätzungen, z. B. „9—11“ bei Menge 10), kleiner Bereich von weniger als  $\frac{1}{2}$  Einheit zwischen 7—8.

4. Richtige Schätzungen 2. Ordnung („9—13“ bei 10), Bereich von 8—15 etwa.

5. Falsche Schätzungen („11—15“ bei 10): von der Menge 15 ab.

II. Die 3 Haupturteilsarten drücken sich in den Auffassungszeiten aus: Für richtige Zahlangaben: 1,5 bis etwa 4 sec. (Anstieg erst langsam, dann schnell).

Für richtige Schätzungen: 5—8 sec. (Anstieg erst schnell, dann langsamer).

Für falsche Schätzungen: gegen 8 sec. durchgängig.

Die starke Zunahme der Dauer im Bereich der richtigen Zahlangaben läßt Rückschlüsse auf deren Zustandekommen zu: im Sinne einer Zerlegung in je 2 Teilmengen. Die Unmöglichkeit 3 aufeinander folgender und danach zusammengefaßter Teilleistungen zu je 2 oder 3, ausnahmsweise 4 Elementen wäre demnach die Ursache für die Leistungsgrenze bei 7: Widerlegung der alten Bewußtseinsumfangsdeutung.

III. Als Maßstab dient weiter die Abweichung von den reizmäßigen Zahlwerten, wie sie, bei Vereinigung aller Angaben zu Mittelwerten auftritt (Kurvenbild 1): Mit der Elementenzahl nimmt der subjektive Zahlbereich regelmäßig zu, ebenso die mittlere Abweichung vom Reizwert; letztere derart, daß  $\frac{dR}{R^2} = k$  gilt (für Vp. I),  $dR$  = mittlere Abweichung,  $R$  = dargebotene Anzahl.

Zur Kennzeichnung der einzelnen Versuchsreihe dient die Summe dieser Abweichungen (Fehler), ausgedrückt in ‰ (bezogen auf  $322 = 3 + 4 \dots + 25$ ). Als 2. Maßstab dient die Summe der Schätzungsspannen.

IV. Für den Zahlbereich 25—100 läßt sich — bei der regelmäßigsten Vp. — die Formel  $\frac{dR}{R} = k = \frac{1}{8}$  bestätigen. Einen ähnlichen Wert ergeben die Vergleichsversuche: neuer Nachweis des Weber'schen Gesetzes (für alle Vpen.).

Die Unterschiedsschwelle  $\frac{1}{8}$  steht in Zusammenhang mit dem Grenzwert für richtige Zahlbestimmung („Bewußtseinsumfang“).

Die Vergleichsverfahren liefern genauere, aber weniger besagende Ergebnisse als die absoluten Bestimmungen.

V. Der Einfluß der verschiedenen Versuchsbedingungen läßt sich deutlich mittels der Schwellenwerte für richtige Zahlbestimmung verfolgen: Eindeutig und überindividuell wirkt die Darbietungsdauer:

Vp. I. Mittelwertkurve.

1. Maßstab: Summe der mittleren Spannen = 130.
2. Maßstab: Summe der mittleren Abweichungen = +92 = +28,5% bezogen auf 322 (= 3 + 4 + 5 ... + 25).

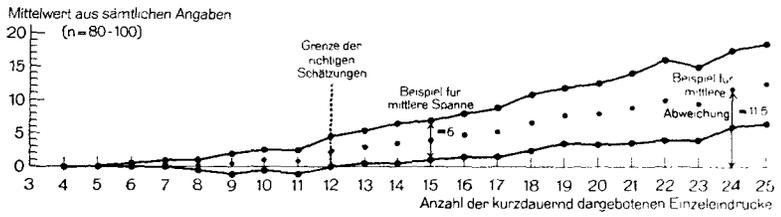


Abb. 1. Die durch Punkte kenntlich gemachte Kurve bezeichnet die mittlere Abweichung von den Reizmengen.

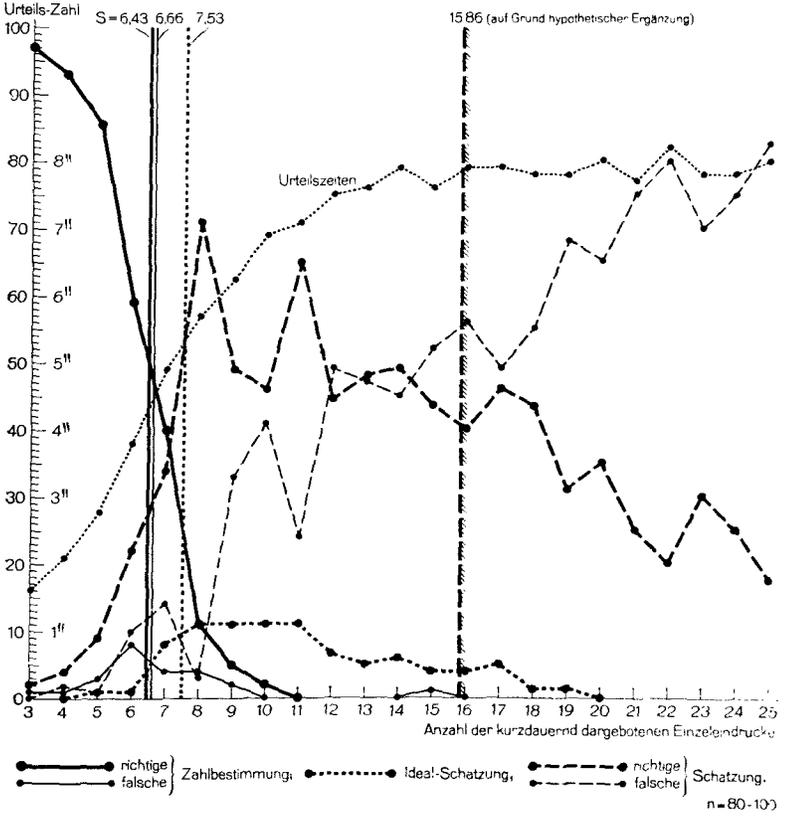


Abb. 2. Verteilung der Urteilsarten nebst Idealgebieten und Schwellenwerten. Bericht über den XIII. Psychologen-Kongress 1933. 11

die Leistung nimmt erst schnell, dann immer langsamer zu (bis 40 %; vgl. die Theorie der kurzdauernden Darbietung). Die zentralen und diffusen Anordnungen ergeben bessere Leistungen als die peripheren und hemianen (Unterschied 6,5 %). Nicht deutlich und einheitlich wirkt die Elementenbeschaffenheit:

Farbig—Farblos (4,2 %).

Gleich—Ungleich (2,6 %).

Groß—Klein (2 %).

Der Umstand, daß die gleichen Bedingungen auf die Schätzung von geringem Einfluß sind, zeigt die Andersartigkeit dieser Leistung verglichen mit der Zahlbestimmung. Sie ist hauptsächlich von zentralen Faktoren bestimmt (s. die überlangen Reaktionszeiten).

Die Ausfüllung des Feldes beeinflußt wesentlich Ausmaß und Richtung des Schätzungsfehlers: mit ihrer Zunahme wird der Mengeneindruck erhöht.

VI. Von individuellen Unterschieden, die sich u. a. in der Größe der Täuschungszone und beim Schätzungsfehler nach Richtung und Ausmaß zu erkennen geben, ist besonders ein Fall von Überwertigkeit bei richtiger Zahlbestimmung beachtenswert: s. verwandte Erscheinungen beim tachistoskopischen Lesen.

VII. Bedeutung der Versuche in praktischer und theoretischer Hinsicht: Was letztere angeht, so ist besonders auf die Auffassungszeiten hinzuweisen und auf die Ausnahmestellung dieser Versuche in psychophysischer Hinsicht. Die umstrittene Anwendung der Zahl auf psychische Tatbestände bedeutet in diesem Falle die einzige Möglichkeit, die Ergebnisse zureichend zu erfassen.

---

## Über eine unblutige Methode zur Registrierung der gehirnelektrischen Begleiterscheinungen psychischer Vorgänge.

Von **Hubert Rohrer** (Innsbruck).

(Mit 1 Abbildung im Text).

Dem Bemühen der Physiologen, die gehirnelektrischen Vorgänge beim Menschen genau zu studieren, stellte sich bisher der Umstand entgegen, daß die Ableitung der Ströme nur nach Öffnung der Schädeldecke möglich war, so daß als Vpn. nur Gehirnverletzte mit lädiierter Schädeldecke in Betracht kamen. Kornmüller und Berger konnten

allerdings in jüngster Zeit auch vom uneröffneten Schädel Ströme ableiten, indem sie Silbernadeln, die bis zur Spitze mit Lack überzogen waren, in die Haut einstießen, so daß die Spitzen an den Schädelknochen zu liegen kamen. Doch hat diese Methode den Nachteil, daß sie einen elektrischen Kontakt mit dem ganzen Körper herstellt, so daß eine Reihe von unausschaltbaren Fehlerquellen vorhanden ist; überdies kann sie nicht als unblutig bezeichnet werden und nicht sofort auf jede Vp. angewendet werden, weil es nicht jedermanns Sache ist, sich zwei Nadeln bis zum Schädelknochen einstoßen zu lassen.

Von der Tatsache ausgehend, daß das Entstehen oder Aufhören sowie das Stärker- oder Schwächerwerden eines elektrischen Stromes in einem in der Nähe befindlichen Leiter einen Stromstoß herbeiführt, habe ich versucht, auf induktivem Wege eine vollkommen unblutige Methode zur Registrierung gehirnelektrischer Vorgänge auszubilden. Ich habe eine Spule in der Größe des durchschnittlichen Kopfumfanges mit ca 1000 Windungen aus 0,1 mm dickem, doppelt isoliertem Kupferdraht hergestellt, ihre Enden zu einem frequenzunabhängigen vierstufigen Verstärker abgeleitet und den Ausgang des Verstärkers zu einem Oszillographen geführt. Nach sorgfältiger Ausschaltung aller Störströme durch Abschirmung der ganzen Apparatur — der Kopf der Vp. befand sich mitsamt der darum gelegten Spule in einem vollkommen geschlossenen Blechkasten — gab ich der Vp. Rechenaufgaben oder rief ihr Reizworte zu. Ein Ergebnis dieser Versuche, die ich unter liebenswürdiger Vermittlung von Herrn Prof. Seifert in München am physikalischen Institut der dortigen Technischen Hochschule unter Mithilfe von Ingenieuren durchführte, zeigen die Kurven in Abb. 1.

Die Kurven 1, 6 und 7 geben das Schwingungsbild bei Spule ohne Vp., also Vergleichskurven für die übrigen Oszillogramme, deren Erläuterung sich aus den Bemerkungen bei Abb. 1 ergibt. Wie man aus der Verschiedenheit der Kurven sieht, scheint der Unterschied zwischen passivem Verhalten, angestrengtem Rechnen und den Erlebnissen bei komplexbetonten Reizworten — bei letzteren sind in der Kurve wegen der verlängerten Aufnahmezeit nur die Amplitudenunterschiede erkennbar — tatsächlich in der Induktionswirkung zum Ausdruck zu kommen.

Zu betonen ist noch, daß in allen diesen Versuchen die Spule nicht etwa nur mit der Seidenisolation des Drahtes, sondern überdies noch mit Isolierband und einer Lage Presspan gegen die Kopfhaut isoliert war, so daß keinerlei Kontakt mit dem Körper bestand. Sollte

es gelingen, eindeutige Zuordnungen zwischen qualitativ bestimmten psychischen Vorgängen und bestimmten Schwingungsbildern zu erreichen, so wäre damit eine objektive, von den Aussagen der Vp. unabhängig machende psychologische und psychiatrische Methodik geschaffen.

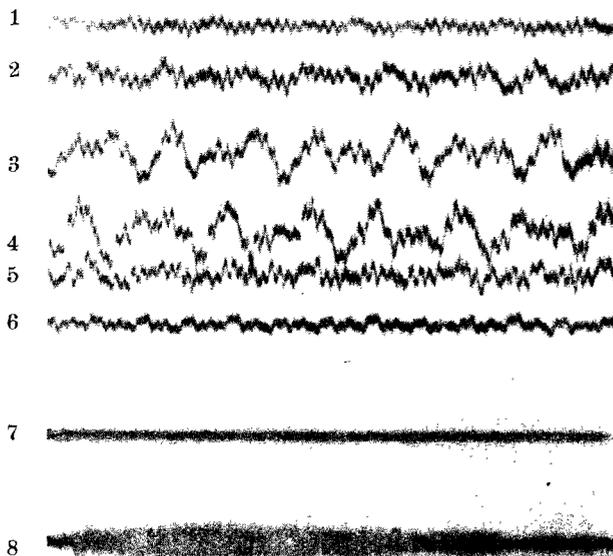


Abb. 1.

- |   |  |
|---|--|
| 1. Kurve: Spule ohne Vp. (Störkurve).                                 | 6. Kurve: Spule ohne Vp. Aufnahmezeit für 1-6: $\frac{1}{10}$ Sek.               |
| 2. Kurve: Vp. verhält sich passiv.                                    | 7. Kurve: Spule ohne Vp. (Störkurve).  |
| 3. Kurve: Vp. rechnet angestrengt.                                    | 8. Kurve: Darbietung komplexbetonter Reizworte. Aufnahmezeit für 7 u. 8: 30 Sek. |
| 4. Kurve: Vp. rechnet angestrengt (zwischen 3 und 4 2 Minuten Pause). |  |
| 5. Kurve: Vp. verhält sich passiv.                                    |  |

Da ich bis zur Abfassung dieses Berichtes keine Möglichkeit hatte, weitere Versuche zur Sicherstellung der bisherigen Resultate durchzuführen, möchte ich die obigen Ausführungen lediglich als vorläufige Mitteilung betrachtet wissen. <sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Der Vortrag wurde nicht gehalten, da der Autor zur Zeit des Kongresses mit unaufschieblichen wissenschaftlichen Studien in Mailand beschäftigt war.

## Genese der Zeichenfunktion im „ganzheitlichen Lesen“.

Von **Josef Rombach** (Freiburg i. Br.).

Der Leseanfänger läßt das angeschriebene, inhaltlich bekannte Ganze als Signal wirken. Die als Gedächtnishilfe gegebene Farbe begünstigt die Abhebung von Teilganzen nach wenigen Übungen, nach einigen Tagen erfolgt die Herauslösung von Einzelworten. Doch ist dieses Lesen — obschon in der Grundeinstellung (auf Sinnentnahme) vergleichbar — vom unsrigen nicht bloß durch die Tatsache unseres Wissens um die jederzeitige Möglichkeit der Reduktion der Wortklänge auf ihre akustischen Momente und deren optische Entsprechungen ausgezeichnet; vielmehr liegen weitere grundlegende Unterschiede vor. Für uns schließt sich an das Erfassen des Optischen das Akustische an, und dieses ist i. a. Träger der Bedeutung. Dem Optischen kommt gewöhnlich lediglich Auslösungsfunktion zu. Kindliches Lesen dieser Stufe unterscheidet sich davon:

1. Das Optische wird unmittelbarer intendiert,
2. Das Akustische spielt nicht dieselbe Rolle,
3. Das Kind hat weniger die Bedeutung als das Konkrete, Individuelle im Blick,
4. Optisches Wortbild und Gegenstand gehören so zusammen, daß man von einer Einheit in analoger Weise, wie Piaget dies vom Namen und Ding behauptet, reden muß. Versuche bewiesen, daß der Siebenjährige zu mehr als 90% mindestens solche Eigenschaften des Dinges auf das Wortbild überträgt, die im Schriftbild darstellbar sein könnten wie Länge, Kürze, Dicke. Das Wortbild figuriert demnach wenigstens in solcher Hinsicht als Abbild des Gegenstandes.

Das geschriebene Wort erfüllt so sehr die Vertretung des Objekts, daß das Kind jegliche Frage darüber hinaus mit unmißverständlichem Lachen als komisch beantwortet. Von sich aus käme das Kind hier nicht weiter, phylogenetisch gesehen begreiflich, obschon es doch dem Kind dieses Alters angemessen ist, die Setzung eines „Zeichens für“ mitzuvollziehen.

Das kindliche Sprechen dieses Alters gehört so sehr zu seinem Leben, daß es dieses so wenig zu vergegenständlichen pflegt wie sein eigenes Selbst. Das Schriftbild dagegen steht ihm mehr gegenüber;

an diesem betätigt es alsbald Akte der Dissoziation und des Vergleichens von Teilgestalten. Das ist der erste Schritt, der die Zeichenfunktion vorbereitet. Mit Hilfe des Lehrers lernt das Kind, das akustische Wortbild, das eine unvergleichlich geschlosseneren Ganzheit bildet, zunächst beachten und dann aufgliedern. Sofern dem Kind diese völlige Beachtungsumstellung, Vergegenständlichung und klare Erfassung der zeitlichen Abfolge der Laute gelingt, ist der zweite, überaus schwierige und entscheidende Schritt getan. Auf der Basis der optisch-räumlichen Analyse vollzieht dann das Kind die Zuordnung des zeitlich ausgegliederten Lautes zum optischen Zeichen. Dabei heftet das Kind die flüchtige zeitliche Abfolge an die festere räumliche an. Im Vollzug wird die Zeichenfunktion erfaßt.

Der Beachtungswandel zeigt sich auch indirekt an. Jedes Staunen über die Gestalt des Wortes schwindet. Das Lesen erhält mehr monotonen Charakter, der ihm vorher völlig fehlte und nach erfolgter Mechanisierung der Zuordnung wieder fortfällt. Das Kind liest jetzt eher Wörter als Worte. Darin drückt sich das Zurücktreten der Sinntheit aus. Weiter besteht eine eindeutige Korrelation zwischen der Fähigkeit zur Analyse des Wortklangbildes und jener zur Synthese lautlich identifizierter Zeichen; verständlich, beides sind Anzeichen der Beherrschung des zeitlichen Ordnungsprinzips.

Vielleicht bedingt dieser Beachtungswandel auch einen sprachpsychologischen Umschwung in der Richtung, daß die Wortbedeutung mit dem Aussprechen jetzt stärker erlebt wird, da die Intention auf den individuellen Gegenstand zurücktritt. Jetzt erst werden Urteile über sprachliche Texte laut, obschon es vorher nicht an kindertümlichen Texten gefehlt hatte. Hiermit war wohl der Inhalt in seinem sprachlichen Gewand gemeint. Ferner ließ das Abschweifen auf Individuelles ganz deutlich nach. Merkwürdigerweise wurden jetzt auch Sätze ganz allgemeiner Formulierung sehr beliebt.

H. Ammann, Die menschliche Rede I, II.

H. Hetzer, Die symbolische Darstellung in der frühen Kindheit.

A. Kern, Ist unsere Lesemethode richtig?

J. Piaget, La représentation du monde chez l'enfant.

W. Stern, Psychologie der frühen Kindheit.

## Gezogen- und Getriebenwerden, zwei Seiten unserer Triebregungen.

Von **Johannes Rudert** (Leipzig).

Unter den sprachlichen Ausdrücken für Triebregungen finden wir einerseits: gezogen, hingezogen, hingerissen werden, andererseits: getrieben, gestachelt, gepeitscht, gehetzt werden<sup>1)</sup>. Nehmen wir diese Ausdrücke beim Worte, so scheint es, daß in einigen Fällen die bewegende Kraft gleichsam „vor mir“ angreift, in anderen „hinter mir“. Und weiter, als ob in den ersteren Fällen mir Tätigkeit erspart, in den letzteren mir Tätigkeit gerade zugemutet würde.

Vom Gezogenwerden sprechen wir besonders bei den Antrieben, die dem Sehnen verwandt sind: es zieht uns zu einem Menschen hin, oder in eine geliebte Gegend, es zieht uns aber auch z. B. in ein Theaterstück.

Dagegen treibt uns der Hunger, die Gier peitscht uns, der Ehrgeiz stachelt uns. Besonders aber sagen wir von Angst und Furcht, daß sie uns treiben, jagen, hetzen.

Es scheint, daß wir vorwiegend „von etwas weg“ getrieben werden und „zu etwas hin“ gezogen werden.

Triebregungen sind qualitativ sehr verschieden, je nachdem, ob in ihnen das Gezogen- oder das Getriebenwerden dominiert. Bei vorwaltendem Zuge ruht sozusagen der Blick der Seele voll auf dem „Ziele“, nicht in enger, straffer Ausgerichtheit, sondern nach Art einer „Anschauung“. Das Ziel ist nicht fern draußen, sondern mit uns verbunden, warm; es strahlt seine ganze qualitative Fülle aus. Wir bewegen uns ihm entgegen, wie von selbst, wie getragen, leicht, beschwingt. Der Vorgang strömt breit durch unser ganzes Wesen und wir mit ihm. So wird auch die Umwelt erlebt, als wäre sie mit uns im Bunde, als müßte uns alles dienen. In der Erreichung des Zieles kommt der volle qualitative Reichtum des Zieles zur Geltung: Erfülltheit.

Bei vorwaltendem Getriebenwerden — z. B. Gier — ist das Ziel fern draußen, qualitätarm, ein Ding, dessen man sich bemächtigen will. Man hat das Gefühl des Selbstuns, des Kraftaufwandes. Der Vorgang läuft am Leitfaden einer straffen, gespannten Gerichtetheit und betätigt nur einen engen Ausschnitt des dispositionellen Ganzen. Dementsprechend ist auch die Umwelt dem Erlebenden fremd: dasjenige, dem das Ziel abzurufen ist. Die Erreichung vollzieht sich

<sup>1)</sup> Antriebe, in denen mehr ein Hingezogen werden, und solche, in denen mehr ein Treiben liegt, unterscheidet **K l a g e s** in seinen Grundlagen der Charakterkunde, 4, S. 146.

nach Art eines gierigen Verschlingens und hinterläßt eine gewisse Leere. Im Falle des angstvollen Getriebenwerdens herrscht eine diffuse dranghafte Gerichtetheit, verbunden mit Spannung, die leicht in Lähmung übergeht.

Für die Motorik gilt: Trieb spannt, während Zug entbindet.

Im Bilde des Gezogenwerdens waltet vor die innige Verbundenheit mit dem innerlich angeschauten Ziele. Im Erleben des Getriebenwerdens dominiert dagegen das Nichthaben: der gefühlte Mangel treibt.

Die hiermit gegebene Beschreibung ist dadurch überscharf zugespitzt, daß beim vorwaltenden Zuge von dem immer mit vorhandenen Anteil von Trieb zunächst abgesehen wurde, beim vorwaltenden Trieb umgekehrt von dem stets damit verbundenen Anteil Zug. Jede konkrete Triebregung stellt sich der Analyse als ein Ineinander dieser beiden Momente dar, genauer gesagt: es kommt nicht einmal zum Erleben eines Zuges, wo gar nichts von Trieb vorhanden ist und umgekehrt. Die Verbundenheit mit dem Ziele, die bei dominierendem Zuge obwaltet, ist in Gefahr, in untätige Träumerei auszumünden, wenn nicht der Stachel des Triebes den in Träume Versinkenden in die Wirklichkeit zurückriefe. Dieser Stachel wird erlebt in dem Gefühl, daß man das Ziel eben doch in der Wirklichkeit nicht besitzt. Umgekehrt läßt sich beobachten, wie die Not aller Art uns zu lähmen droht oder doch nur zu krampfhaftem, dranghaftem Aufbäumen führt, wenn gar nichts vor unserem inneren Auge belebend, lösend, erwärmend aufleuchten will, zu dem hin der Ausweg führt.

Es handelt sich also nicht um zwei selbständige Teilkräfte, deren jede für sich nachweisbar wäre; erst wo beide Seiten vorhanden sind, finden wir überhaupt Triebkraft vor. Die eine und unteilbare Triebregung entfaltet sich nach zwei entgegengesetzten Richtungen; unsere Triebregungen sind polar angelegt.

Bestimmte Triebe haben, wie in den Beispielen angedeutet, je zu einer von beiden Seiten die höhere Affinität. Die verschiedenen Charaktere neigen mehr zur Dominanz der einen oder der anderen Seite der Triebregungen, wobei an die Typologien von Jaensch und Kretschmer, sowie an die Klagessche Gegenüberstellung von Hingebung und Behauptung erinnert sei.

Im ethischen Lebensganzen der Persönlichkeit entspricht dem Vorwalten des Zuges u. a. eine Lebensform, bei der man einer mehr gefühlten als explizite gehalten Idee entgegenwächst, während vorwaltender Trieb sich in Normen bekundet, die gebieten und verbieten.

## Geometrisch-optische Täuschungen bei Kindern.

Von **Arnulf Rüssel** (Leipzig).

Die gestalt- und entwicklungspsychologisch wichtige Frage, wie und in welchem Maße Kinder geometrisch-optischen Täuschungen unterliegen, ist bisher wohl vor allem aus methodischen Gründen noch nicht geklärt worden. Die sonst so erfolgreichen Dressurverfahren sind hier schwer, z. T. gar nicht anwendbar. H. Volkelt gelang es, andere geeignete Verfahren auszubilden. Das fruchtbarste scheint mir dies zu sein: Durch Hantieren der Kinder mit ausgeschnittenen Täuschungsfiguren kommen verschiedene kindgemäße Formen des Tuns oder der Gestaltbildung, die den Urteilen: größer, kleiner, gleich entsprechen, zustande, mit denen dann die Kinder die gezeichneten Abstufungen der Täuschungsfiguren charakterisieren.

Von diesem methodischen Gedanken ausgehend gelang es mir, eine Täuschung zu konstruieren, bei der absichtsgemäß der Täuschungsbetrag — bis zum Schulalter hin — zunimmt, im Gegensatz zu zahlreichen anderen mit genetischem Abstieg. Werden in zwei gleich große Halbkreise zwei stark unterschiedliche Winkel so eingezeichnet, daß die Spitzen der Winkel auf der Mitte der Halbkreise liegen, die Enden der Schenkel den Durchmesser, der vor der Winkelöffnung nicht gezeichnet wird, erreichen, so erscheint der Durchmesser des Halbkreises mit großem Winkel größer als der des andern. In den Vorversuchen ergibt sich beim Zusammenschieben der Täuschungsfiguren als die dem Urteil „gleich“ entsprechende Gestalt der Kreis, der Ball, die Sonne, als die den Urteilen „kleiner“ und „größer“ entsprechenden Spirale, Schnecke, Pilz usw.

Die Untersuchung dieser Täuschung<sup>1)</sup> an 3- bis 6-Jährigen ergab ein eindeutiges Ansteigen des Täuschungsbetrages von 9,5 % auf 15,5 %; für 8-Jährige sinkt er wieder auf 9 %. Der gleiche Wert wurde bei Erwachsenen gefunden. Dieses Ansteigen und Fallen der Kurve ergab sich auch bei zwei anderen Täuschungen; bei der Kreisringtäuschung liegt der Gipfel der Kurve bei 5 Jahren, bei der Kreisgruppentäuschung geht dem sehr stetigen Fall nur ein kurzes Ansteigen von 3½ zu 4 Jahren voraus.

Die Tatsache des Abfallens der Entwicklungskurve bei allen drei Täuschungen fügt sich leicht der Auffassungsweise der genetischen

<sup>1)</sup> Die hier mitgeteilten Ergebnisse vorwiegend nach Befunden von Käthe Leitner u. W. Schönfelder.

Ganzheitspsychologie. Mit zunehmendem Alter gliedern sich die zunächst diffusen, ungegliederten Wahrnehmungsganzen durch, es heben sich Unterganzen und Glieder hervor. So wird ein stärkeres „Fürsichnehmen“ der zu vergleichenden Teilstücke ermöglicht, d. h. eine mehr analytische Haltung, die bekanntlich den Täuschungsbetrag vermindert.

Der diesem Sinken vorangehende Anstieg ist aber nun keineswegs auf einen Aufbau der Wahrnehmung, zunehmende Einheitsbildung u. dgl. zurückzuführen, sondern ist ebenfalls ein — allerdings versteckter — Täuschungsabstieg. Bei jeder dieser drei Täuschungen — und dies gilt wohl für alle — ist eine zweite Auffassungsweise möglich, bei der die Täuschung in entgegengesetzter Richtung ausschlägt. Diese wechselnden Auffassungsweisen lassen häufig Kontrast in Angleichung übergehen und umgekehrt. Bei der hier neu beschriebenen Kreiswinkeltäuschung liegt jedoch in beiden Fällen Angleichung vor. Einerseits finden wir Dominanz der Ganzqualität des „Sperrigen“, „Weiten“ auf der einen, der des „Kompakten“, „Zusammengedrängten“ auf der anderen Seite und dementsprechende Vergrößerung und Verkleinerung der Durchmesser. Andererseits — und dies scheint bei jüngeren Kindern zu überwiegen — kann die geringe Flächengröße der weitwinkligen Figur deren Durchmesser verkleinern und umgekehrt. Dieses zweite Täuschungsmotiv ergibt negative Täuschungsprozente, deren Abstieg sich in unserer Berechnungsweise als der gefundene genetische Anstieg auswirkt. Dieser beruht also auf einer für das betreffende Alter eigentümlichen Auffassungsweise, von der aus — ebenfalls durch das Prinzip zunehmender Differentiation — die neue Auffassungsweise angebahnt wird.

Bei der Kreiswinkeltäuschung wirkt jedoch ein weiteres Motiv mit, das den starken und langdauernden genetischen Anstieg erst verständlich macht. Während bei den Täuschungen mit vorwiegendem Abstieg die Qualitäten des Ganzen nur diesem angehören und den Gliedern „zu“ kommen, ist es bei der Kreiswinkeltäuschung der Winkel, der dem Ganzen das Sperrige, Weite verleiht, d. h. das Ganze wird in der entscheidenden Richtung von einem Unterganzen her beeinflußt. Daraus ergibt sich: Ist der die Glieder umgestaltende Einfluß des Ganzen um so stärker, je jünger die Kinder sind, so ist zugleich auch das Ganze widerstandsfähiger, starrer gegen die umfärbende Kraft der Glieder.

---

## Über Gestaltzerfall.

Von **Friedrich Sander** (Gießen).

Es wird berichtet über Versuche zum Problem experimentell hervorgerufenen Gestaltzerfalles. Ausgeprägte Gestalten verschiedener Sinnesgebiete werden durch planmäßige Veränderungen der äußeren Reizbedingungen übergeführt in ein Chaos bzw. in neue Gestalten anderen Charakters. Dabei ergeben sich, je nach der Art der Gestalttheit der zu zerfallenden Gebilde, verschiedene Grade des Widerstandes, den die Gestalten ihrer Auflösung entgegensetzen. Diese funktionalen Unterschiede der Gestaltfestigkeit erweisen sich als aufschlußreich für die Gefügesetzlichkeiten von Gestalten überhaupt. Weiterhin: der Gestaltzerfall spielt sich in einem Gesamterlebnis ab, das regelmäßig durch ausgeprägt dynamisch-gefühlartige Ganzqualitäten charakterisiert ist, die auf transphänomenale, strukturelle Bedingungsbeziehungen als funktionale Konstanten hinweisen.

Die Erscheinungen des Gestaltzerfalles werden mit Hilfe eines neukonstruierten Apparates auf dem Gebiete rhythmischer Gestaltbildungen demonstriert. Die Ergebnisse der Untersuchungen werden im A. ges. Ps. veröffentlicht werden.

---

## Ideal und Minusideal in der jugendlichen Entwicklung.

Von **Karl Schmeïng** (Berlin).

Das negative oder Minusideal, als Gegenpol zum positiven Ideal, ist bisher so gut wie gar nicht erforscht und auch in den Jugendpsychologien nicht berücksichtigt worden. Vielfach glaubt man, daß ein Minusideal gar nicht besteht (Kesselring).

Existenz und entwicklungspsychologische Bedeutung des Minusideals habe ich zunächst in einer Arbeit: „Das Minusideal“ (Viertelj. f. Jugendkunde 1933 Heft 1) nachgewiesen. Um zu zeigen, daß auch das negative Ideal eine Allgemeinerscheinung ist und sich nicht auf außerordentliche Fälle beschränkt, wurde eine entsprechende Untersuchung an vier Berliner Schulen mit zusammen 1083 Schülern und Schülerinnen im Alter von 9—20 Jahren veranstaltet. Alle Schulen (Volks- und höhere Schulen, Knaben- und Mädchenschulen) liegen im Norden und Osten Berlins, mit ziemlich einheitlichem proletarischem und kleinbürgerlichem Lebensmilieu.

Als Methode wurde die der direkten schriftlichen Fragebeantwortung gewählt, im Anschluß an Kesselring, der 1919 eine Schülerbefragung über das positive Ideal veröffentlichte, so daß zeittypische Vergleiche möglich wurden. Ferner erschien die Form der Frage mit sofortiger Antwort zweckmäßig, um eine möglichst spontane Auskunft ohne längere Reflexion zu sichern. Es wurde nach dem positiven und nach dem negativen Ideal gefragt, zur Verdeutlichung und um die Eigenart der Gegensätze studieren zu können.

Ergebnis: Die Beantwortung der Fragen (nur  $2\frac{1}{2}$  % Versager) übertraf die Erwartungen besonders bei dem negativen Ideal, das ja, im Gegensatz zum positiven, nicht erstrebt und ersehnt, sondern abgelehnt und möglichst aus der seelischen Sphäre verbannt wird. Vielfach tritt das negative Ideal sogar deutlicher auf als das positive.

Beide Ideale erweisen sich weitgehend als Funktionen der Entwicklungsstufe und des örtlichen und zeitlichen Milieus. Die Zeitgebundenheit durch aktuelle Vorgänge ist teilweise, besonders bei den Knaben, erheblich. Auch der Kollektivgeist der Schulklasse spielt eine Rolle. Die Mädchen sind stärker durch Familie und engere Umgebung gebunden als die Knaben. Arbeitslosigkeit, Familienelend, soziale Mißstände finden besonders im Minusideal Ausdruck.

Ideal und Minusideal folgen, von bestimmten Abweichungen abgesehen, im allgemeinen den gleichen Entwicklungslinien. Gegensatzpaare (Schmeling—Sharkey; Hitler—Thälmann) erweisen sich als zugkräftig. Teilweise liegen Plus- und Minusideal jedoch auf ganz verschiedenen Feldern.

Ein „Idealzerfall“ der bis dahin aufgebauten Idealwelt tritt zweimal deutlich auf, am Ende der Kindheit und am Ende der Jugend, ein neuer Beitrag zu meiner „Stufentheorie“ (vgl. „Die mehrfache Pubertät“ 1930). Auch zu dem „Schwärmen“ der Mädchen in der Pubertätszeit sind Gegenerscheinungen auf der negativen Seite nachzuweisen. Es zeigt sich dabei ein Verweilen auf dem Haß, ein Genießen der Verachtung („Umschlag in die Negation“).

Im allgemeinen steht das positive Ideal entwicklungspsychologisch im Vordergrund, das negative sekundiert. Aber u. U. kann auch das negative Ideal die primäre Rolle spielen. Die Polarität von Plus- und Minusideal reicht weit über die Jugendpsychologie hinaus in die allgemeine, Massen = politische Psychologie usf.

Die Unterschiede zu den Ergebnissen von Kesselring (1919) — die nur das positive Ideal betreffen — sind charakteristisch, be-

sonders durch den Einbruch von Sport und Politik in die Jugend. Milieubedingungen habe ich in Vorbereitung.

Abschließend ergibt sich, daß ein Minusideal als Allgemeinerscheinung, ungefähr in gleichem Umfang wie das positive Ideal, besteht, daß es von erheblicher Bedeutung für die Entwicklung des jungen Menschen ist und deshalb auch in der Psychologie und Pädagogik entsprechende Berücksichtigung verdient.

## Die Struktur des freien Menschen.

Von F. E. Otto Schultze (Königsberg i. Pr.).

Im Sprachgebrauch nennt man einen Menschen frei, der leicht seinen Weg im Verkehr mit anderen Menschen findet, der sich durch Vorurteil und Kleinlichkeit nicht stören läßt, sondern seiner Eigenart entsprechend handelt u. ä. Freiheit in diesem Sinne setzt somit Geschicktheit und Gewandtheit im Verhalten voraus. Tritt der Freie einem Menschen gegenüber, der ihm an geistigem Wissen überlegen ist, so bleibt er ebenso selbständig und selbstsicher wie zuvor; er bewahrt seine Würde. Andere Gelegenheiten fordern vom Freien noch weitere Eigenschaften, Überlegenheit über persönliche Empfindlichkeit, Höflichkeit, Klugheit u. ä. Damit erweist sich Freiheit nicht bloß als ein negativer Bestand, wie das Wort Unabhängigkeit vortäuschen könnte, sondern es schließt den Besitz einer großen Anzahl hochwertiger seelischer Fähigkeiten in sich ein. Der freie Mensch muß in allen wesentlichen Kräften der Seele hochentfaltet und voll durchgebildet sein. (Der Begriff Freiheit ist in Beziehung zu den Begriffen Originalität und Kritik als Grundlagen der Selbständigkeit zu setzen und gegen die Unselbständigkeit des Konventionellen und Suggestiblen abzugrenzen.)

Fragt man als Psychologe, wie Freiheit möglich ist, so ist das Beispiel der inneren Freiheit z. B. in der Unabhängigkeit des Urteils und des Entschlusses von den Einflüssen, die Abwesende oder bereits Gestorbene auf den Urteilenden oder Sichentschließenden ausüben, entscheidend, denn das Urteil, das der Freie fällt, oder der Entschluß, den er faßt, ist völlig unabhängig von der Anwesenheit derjenigen Person, von der er als unabhängig und um dererwillen er als frei bezeichnet werden soll. Urteilen und Entschließen, das in diesem Sinne frei ist, wird allein dadurch möglich, daß wir Bilder und Begriffe von anderen Menschen in uns tragen; sie bestimmen unser Denken

Fühlen und Wollen. Wir unterscheiden hierbei fremdes und eigenes Urteil. Dabei müssen wir bedenken, daß das Wort „fremdes“ Urteil einmal dasjenige bezeichnet, was ein anderes Du in sich trägt, was von diesem erlebt und gekannt ist, aber nicht nach außen tritt. Dann aber ist auch dasjenige seelische Gebilde als fremdes Urteil zu bezeichnen, das wir von ihm als Besitz unseres Bewußtseins oder Gedächtnisses in uns tragen. Die Sachlage ist also folgende: Gegeben sei ein objektiver Tatbestand. Über ihn fällt der Mensch Ge ein Urteil; X steht neben ihm und fällt ein anderes Urteil darüber. Nun teilt Ge sein Urteil dem X mit, dann kennt X 2 Urteile, sein eigenes und ein fremdes. Wir wollen diese beiden, in X gegebenen Urteile als heterotopes und egotopes Urteil unterscheiden. Von dem in Ge gegebenen Urteile sehen wir bei dieser Nomenklatur ab, denn dieses Urteil ist für die psychologische Erklärung der Freiheit völlig gleichgültig. (Wenn X nun, nachdem er das Urteil von Ge kennengelernt hat, sein eigenes noch einmal prüft und zu einem dritten Urteil kommt, so ist damit in ihm ein zweites egotopes Urteil entstanden. Dieses Urteil ist aus den beiden zuerst gegebenen, dem heterotopen und egotopen Urteil I entstanden und kann als egotopes Urteil II von ihnen beiden inhaltlich verschieden sein.) — Unabhängigkeit des Urteils als seelische Eigenschaft des X ist nun die Tatsache, daß die heterotopen Urteile, Meinungen, Wünsche, Absichten usw. ohne Einfluß auf die Bildung seiner eigenen (egotopen) Urteile bleiben. — Was von Urteilen gilt, gilt von anderen seelischen Vorgängen, dem Fühlen, Wollen, dem Geschmack, dem Handeln, der Phantasie usw. Der konventionelle Mensch ist ein Mensch, der in seinem Denken stark von den heterotopen Urteilen abhängt, die von der breiten Masse der gleichgestellten Bevölkerungsschicht geäußert werden. Der Originelle ist derjenige, in dem so viel besondere Anlagen vorhanden sind, daß sein Urteil und Geschmack, seine Absichten und Einfälle andere Inhalte haben als die in seiner Umgebung gewöhnlichen.

Die individuellen Unterschiede der Freiheit, Unabhängigkeit, Originalität und Kritik sind vielfach so groß, daß man sie ebensowenig wie den Schwachsinn, die Idiotie, das Talent, das Genie auf Umgebungseinflüsse zurückführen kann, sondern daß man Erbanlagen als ihre Grundlage annehmen muß.

Freiheit und Originalität setzen so eine individuell besonders hohe Einflußstärke der egotopen Urteilsgrundlagen voraus; Unselbständigkeit, Unfreiheit, Originalitätsmangel, Suggestibilität, Kritiklosigkeit verlangen das Gegenteil. Naturgemäß fordert so die Relativität dieser Begriffe,

daß ein bestimmtes Kräfteverhältnis zwischen den Produktionskräften für hetero- und egotope seelische Gebilde vorliegt. Wir können diesen Unterschied uns so klar machen, daß wir sagen: Wenn ich ein heterotopes Urteil habe, so ist dieses Urteil mit der Vorstellung oder dem Gedanken an einen anderen Menschen verbunden und diesem in meinem Wissen in bestimmter Weise zugeordnet. Beim egotopen Urteil besteht eine entsprechende Beziehung zu meinem Ichbild oder Ichbegriff. Nun gibt es angeborene Bedingungen, die dem Gedanken, der Vorstellung und den Wahrnehmungen, die wir von anderen Menschen bzw. von unserem Ich besitzen, eine besondere Einflußstärke verleihen. Diese heterotropen bzw. egotropen Erbanlagen müssen komplex sein: sie sind angeborene „Gestalten“ oder Komplexe. Wie der Unterschied des Guten und Bösen in den Fällen angeborener Güte oder Boshaftigkeit auf Unterschiede der Emotional-komponenten der heterotropen bzw. egotropen Erbanlagen zurückgeht <sup>1)</sup>, so der des Freien und Unfreien auf Unterschiede der Einflußstärke der gleichen Erbanlagen. Daß heterotrope Anlageunterschiede auch noch in sensorischer Beziehung bestehen, zeigt die Tatsache, daß der geschlechtsreife Mensch auf den Anblick bestimmter Körperteile (weibliche Brust und Schulterblatt, heiliges Dreieck, Achselhöhle, Gesäßspalt, -backe usw.) anders reagiert, als die bloßen optischen Einzelheiten und ihre Ordnung erwarten lassen, und zwar sind diese Unterschiede so groß, daß Erbanlagen im Sinne von angeborenen „Gestalten“ hierbei mit-spielen müssen.

-----

## Analyse des Gebarens (Körperbewegung und -haltung).

Von Hermann Strehle (Kassel).

Die Aufgabe des wissenschaftlichen Ausdrucksdiagnostikers ist es, nicht nur den Nachweis zu führen, daß bestimmte Ausdrucksformen stets mit bestimmten seelischen Vorgängen gekoppelt sind, sondern darüber hinaus eine Erklärung für diese Koppelung zu geben.

Piderit hat im Jahre 1858 die Entdeckung veröffentlicht, daß sich der psychologische Sinn von mimischen Vorgängen dadurch erklären lasse, daß man sie als biologische Zweckbewegungen auffasse, oder nach unserer Ausdrucksweise: daß die sekundären Ausdrucksbewegungen auf primäre zurückgeführt werden. Dabei verstehen

<sup>1)</sup> Vgl. F. E. Otto Schultze, Grundlegung der Pädagogik, Bd. II, S. 211 ff. Langensalza 1929. Hier auch Erklärung der Ausdrücke heterotrop und egotrop.

wir unter primären Ausdrucksbewegungen solche körperlichen Vorgänge, die nicht nur ausdrucks haltig sind, sondern die zugleich einen biologischen „Zweck“ erfüllen. Sekundär dagegen sei eine Ausdrucksform, die den jeweiligen biologischen „Zweck“ nicht mehr tatsächlich erfüllt, so daß sie nur noch Ausdruckscharakter besitzt. Ihr Ausdruckscharakter läßt sich dadurch erklären, daß man in Gedanken einen solchen Gegenstand hinzufügt, dessen Vorhandensein den Vorgang zu einem biologisch „zweckvollen“ machen würde. Mit anderen Worten: die sekundäre Ausdrucksform ist eine unbewußt ausgeführte symbolische Primär- oder Zweckform.

Das Deutungsverfahren wird an Lichtbildern erläutert, und zwar an:

1. Der Pideritschen Bitterreaktion,
2. dem Zukneifen der Augen.

Das letztere enthält zugleich eine Teilerklärung für den in den bisherigen Arbeiten über Mimik noch nicht erklärten Ausdruckscharakter der Unlust, der dem Weinen anhaftet.

Das Pideritsche Prinzip wird im wesentlichen von mir übernommen, aber auch erweitert, und zwar:

a) durch Ausdehnung von den mimischen Vorgängen auf körperliche Vorgänge schlechthin.

Als Beispiel wird der komplexe Bewegungsvorgang besprochen, der im gleichzeitigen Heben der Schultern und Anziehen des Kinnes besteht. Durch Zurückführen auf den Primärvorgang wird er als Ausdruck eines Bedrohtheitsgefühls und des Bemühens, sich zu schützen, erklärt.

Es folgen im Anschluß an Lichtbilder einige Variationen des Vorgangs, und zwar im Rahmen:

1. des trotzigem, schmollenden, vorsichtigen und mißtrauischen Verhaltens,
2. der weiblichen Koketterie,
3. des zweifelnden Verhaltens.

Zur indirekten Beweisführung dienen:

1. die Haltung des aufrechten, freigetragenen Kopfes,
2. das herausfordernde Exponieren des Halses,
3. das schlafe Zurückfallenlassen des Kopfes.

Der Anwendungsbereich des Pideritschen Grundgedankens erfährt noch eine Erweiterung, nämlich

b) durch Ausdehnung von der komplexen Erscheinungsform auf ihre immer noch ganzheitlichen, strukturbildenden Merkmale. Solche sind u. a. Spannung und Lösung, Geschwindigkeitsgrad, Ablaufsform, Richtungscharakter.

Da es den zeitlichen Rahmen des Vortrags überschreiten würde, die jeweiligen Ausdruckscharaktere dieser Merkmale auf ihre primären biologischen Funktionen zurückzuführen, wird auf die Arbeit selbst verwiesen.

In das so erweiterte Pideritsche Deutungsverfahren wird ein von Darwin ausgesprochener Gedanke eingegliedert, nämlich der Gedanke der rudimentären Ausdrucksformen.

Rudimentär sind Ausdrucksformen:

1. Wenn die sekundäre Form auf eine Primärform zurückgeführt werden kann, die zwar arteigentümlich ist, die aber im gegenwärtigen menschlichen Entwicklungsstadium nur noch atavistisch vorkommt. Darwin erwähnt als solche das Entblößen des Eckzahns.

2. Als rudimentär bezeichnen wir — über Darwin hinausgehend — außerdem solche Ausdrucksformen, die gleichsam nicht vollständig sind, sondern nur ganzheitliche Gliedstücke komplexer Formen darstellen. Als Beispiel diene die manchmal isoliert auftretende Form der heruntergezogenen oder herunterhängenden Mundwinkel.

Durch Eingliederung dieser Rudimentärform in die komplexere Form, deren Teilstück sie ursprünglich ist, wird die bisher vergeblich gesuchte Erklärung dafür gegeben, daß heruntergezogene Mundwinkel den Eindruck der Entwertung im Sinne der Verachtung oder Ironie hervorrufen oder daß die hängenden Mundwinkel des Depressiven den Charakter passiver Unlust tragen.

Zum indirekten Beweis werden die hochgezogenen Mundwinkel besprochen und es wird dargetan, weshalb sie dem Lächeln den Charakter einer Bejahung und Zustimmung verleihen, was in den bisherigen Arbeiten über Mimik ebenfalls noch ungeklärt geblieben ist.

Zum Schluß wird darauf hingewiesen, daß für die Zwecke der praktischen Charakterologie in der Arbeit der Versuch gemacht worden ist, diejenigen Ausdrucksformen zusammenzustellen, die für bestimmte Temperamente und habituelle innere Haltungen charakteristisch sind.

Schließlich sei noch eine Bemerkung erlaubt, die auf die Bedeutung der Ausdrucksdiagnose für die Sprachforschung hinweist: Gewisse Lautbildungen stehen in engster Verbindung mit mimischen Äußerungen der Lust oder Unlust. Um nur zwei Beispiele zu nennen: Das Wort „P f u i“ entsteht durch eine vorbildliche Bitterreaktion und das französische „F i“ im verächtlichen „F i D o n c!“ durch eine Lippenstellung, die wir einnehmen, um etwas wegzublasen.

## Über Wiederholungen in der seelischen Entwicklung.

Von **Otto Tumlirz** (Graz).

Die Jugendpsychologie hat die verschiedenen Entwicklungsstufen nicht gleichzeitig zu erforschen begonnen, sondern sie erst nacheinander als ihre Forschungsgebiete entdeckt. Man hat daher selten den ganzen Entwicklungsverlauf überschaut und ist zuerst für die frühe Kindheit, dann für die Reifezeit zu Theorien gelangt, die das Ganze des seelischen Werdens zu wenig beachteten und das von der „experimentellen Pädagogik“ bevorzugte Schulalter unberücksichtigt ließen. Daß die seelische Entwicklung nicht geradlinig, sondern in Stufen und Verwandlungen verläuft, daß diese Verwandlungen sich gesetzmäßig vollziehen, ist eine bekannte Tatsache, doch erklären weder die drei die ganze Entwicklungszeit umfassenden Entwicklungsgesetze Meumanns noch Sterns Grundsätze der Konvergenz und der Selbstentfaltung und Selbsterhaltung, warum der junge Mensch zur Erreichung des Zieles der Reifung mehrere Metamorphosen durchmachen muß. Ebensowenig wird aus ihnen verständlich, daß es zahlreiche Wiederholungen der Entwicklung gibt. Sterns Behauptung, daß jede geistige Fähigkeit ihre Hauptzeit der Entwicklung hat, nach deren Ablauf sie einer anderen Platz machen muß, ist zwar vom Standpunkt der frühen Kindheit richtig, doch bedarf sie vom Standpunkt der Gesamtentwicklung der Ergänzung, daß jede Fähigkeit zwei Hauptentwicklungszeiten besitzt. Unter Heranziehung der Tatsachen der Ichfindung und Wirbildung hat Schmeing die Entwicklungsperiodik von Kindheit und Jugend als stehengebliebene Reste einer früheren stammesgeschichtlichen Erwachsenenpubertät zu deuten versucht. Jede Entwicklungszeit sei ursprünglich Endstufe der Entwicklung gewesen und durch Aufsetzen einer neuen kulturbedingten Phase in morphologisch verkleinerter Form in die Jugend bzw. Kindheit zurückgenommen worden. Schmeing betont mit Recht, daß es keine isolierte Theorie der Kindheit oder Reifezeit geben kann. Seine Theorie übersieht aber eine entscheidende Tatsache: Es gibt keine Wiederholungen auf aufeinanderfolgenden Stufen, sondern nur weitgehende Parallelen zwischen der ersten (Kindheit) und dritten (Reifezeit) sowie zweiten (Schulalter) und vierten Stufe (Jungmannesalter), Parallelen, die auch für die körperliche Entwicklung gelten.

Dieser Gleichlauf, der besonders bei der Entwicklung der Phantasie, der Wahrnehmung, des Wollens und der Sexualerlebnisse deutlich erkennbar wird, gestattet kaum eine andere Erklärung, als daß die Wiederholungen durch die Ähnlichkeiten bzw. Unterschiede der geistigen Grundeinstellungen und Zwecke der verschiedenen Entwicklungsstufen bedingt sind. Die naive und die reflektierende Ichbezogenheit der ersten und dritten Stufe gehören ebenso innerlich zusammen wie der naive und kritische Realismus der zweiten und vierten Stufe. Wiederholungen sind unerläßlich, da jede Stufe nicht mehr leisten kann, als ihrer Entwicklungshöhe entspricht, und jede die Voraussetzung der folgenden bildet. Bevor das Kind die Werkzeuge des Geistes nicht meistert, kann es die Außenwelt nicht erobern; Formbildung ist daher notwendig und der phantastische Illusionismus dient der Erweiterung des Ichs, das sich noch nicht durch die Aufnahme der Außenwelt erweitern kann. Bevor sich der Jugendliche in der Wertwelt nicht zurechtgefunden hat, kann er Außen- und Innenwelt nicht versöhnen; illusionierende Tagträume dienen der Seelenformung, die Erprobung der Wertmöglichkeiten dient dem Finden der beherrschenden Wertlinie. Die frühe Kindheit ist ebenso wenig zum Verstehen von Werten reif wie das Schulalter zur kritischen Bewältigung der Außenwelt. Die Ichbezogenheit der frühen Kindheit kann nicht geradlinig in die Reifezeit fortgesetzt werden; das Kind muß erst auf dem Boden der Wirklichkeit festen Fuß gefaßt haben, bevor es imstande ist, sich selbst von der Außenwelt abzuheben und sich im Gegensatz zu dieser als Eigenwesen zu erkennen. Das Schulalter sammelt Wirklichkeitsmaterial; dann muß der Realismus abbrechen, da erst Werten und kritisches Denken durch die Beschäftigung mit Seelischem ausgebildet werden müssen, bevor eine denkende Durchdringung der Außenwelt möglich wird. Die dritte Stufe setzt die erste, die vierte die zweite fort; der dreimalige Wechsel der Grundhaltung ist für diese Fortführung unentbehrlich. Die innere Verwandtschaft und ähnliche Aufgaben — nur auf verschiedenem Niveau — ähnlich eingestellter Stufen bedingen Parallelen, welche für das Erscheinungsbild der einzelnen Stufen sehr charakteristisch und für ihr Verständnis außerordentlich aufschlußreich sind.

## Vom Wesen der Ganzqualitäten.

Von **Hans Volkelt** (Leipzig).

Ein Erlebensganzes kann entweder das allerumfassendste Gesamtganze des Erlebensbestandes sein, oder es kann diesem als Unterganzes eingehen. Wir schlagen vor, diese beiden Fälle auch terminologisch scharf zu unterscheiden: 1. Einen Erlebensbestand, der das betr. Ganze geradezu ausmacht, d. h. es völlig mit allen seinen an ihm vorfindlichen oder an ihm aufweisbaren Sonderqualitäten umfaßt, nennen wir ein **Erlebensgesamtganzes**. Seine **Gesamtganzqualität** heiße „ausmachende“ oder „erschöpfende“ Ganzqualität, mit einem Wort „Vollganzqualität“ oder kurz „Vollqualität“ des Ganzen. 2. Es gibt Ganzqualitäten, die einem erlebten Ganzen nur irgendwie eingehen, d. h. die nicht sämtliche Sonderbeschaffenheiten des betr. Ganzen erfassen: es sind dies die besonderen, freilich selber immer noch ganzheitlichen Sonderqualitäten am oder im Gesamtganzen. Wir nennen solche Ganzqualitäten im Gegensatz zu den Vollganzqualitäten „Sonderganzqualitäten“. Zu ihnen gehört die große Mehrzahl der Ganzqualitäten, mit denen sich die Psychologie bisher befaßt und auch heute befaßt.

In durchaus uneingeschränktem Sinne gibt es jeweils nur eine einzige Vollganzqualität: die des jeweiligen Erlebens totals. Alle Unterganzen sind nur relative Vollganze. Nicht jede Sonderqualität eines Gesamtganzen gehört jeweils nur einem seiner Unterganzen an. Die Grenzen zwischen den verschiedenen gleichzeitigen oder sich folgenden Unterganzen hängen in gewissem Grade davon ab, wie wir beim Beschreiben und Zergliedern vorgehen.

Die Begriffe **Komplexqualität** und **Ganzqualität** meinen denselben Gegenstand, betonen aber Verschiedenes an ihm. **Ganzqualität** betont die **Einheitlichkeit** des komplexen Ganzen, **Komplexqualität** die **Komplexität** des einheitlichen Ganzen. An der vor aller Analyse entgegengetretenen bzw. durch Analysen gewonnenen Mehrheit der ganzheitsumgriffenen Sonderbeschaffenheiten sind zweierlei Arten von **Einheitlichkeit** und von **Mehrheitlichkeit** auseinanderzuhalten. Es gilt, die numerische von der qualitativen **Einheitlichkeit** und dementsprechend die numerische von der qualitativen **Mehrheitlichkeit** zu unterscheiden. Wir nennen die numerische Einheit einer erlebten Qualität nicht **Einheit**, sondern **Einsheit** und sprechen demgemäß von der **Einsheitlichkeit**

und im Gegensatz dazu von der numerischen Mehrreithaltigkeit einer erlebten Qualität.

Soll dagegen betont werden, daß der betr. Erlebensbestand nicht nur numerisch, sondern auch qualitativ Eines sei (Beispiele), so bezeichnen wir diese Seite der Einheitlichkeit als Einbeschaffenheit. Ja es ist ratsam, den stets mehrdeutigen Ausdruck „einheitlich“ zu vermeiden und je nachdem durch einseitlich oder einbeschaffenheitlich (kürzer: einbeschaffen) zu ersetzen.

Ganz- oder Komplexqualitäten schließen sonach stets eine zugleich numerische und qualitative Mehrheit von Sonderqualitäten in sich. Dagegen sind sie selber dabei stets numerisch und zugleich qualitativ einheitlich. Jede Ganz- oder Komplexqualität ist also als solche stets einseitlich und einbeschaffen, was aber den Komplex ihrer Sonderqualitäten anbelangt, ist sie numerisch und qualitativ mehrreithaltig. Dabei ist strengstens zu beachten, daß Ganz- oder Komplexqualitäten nie selber mehrreithaltig sind, sondern nur mehrreithaltig, und daß sie selber nie mehrbeschaffen, sondern nur einbeschaffen sind. Solange man nicht in dieser Weise die Eigenschaften der Ganzqualität selbst von den Eigenschaften der ihr eingehörigen Sonderqualitäten unterscheidet, bleiben die Begriffe Ganzqualität und Komplexqualität in entscheidender Hinsicht dunkel. Der Ganzcharakter einer Qualität tritt erst dann rein heraus und erscheint erst dann durchaus verträglich mit der Komplexität des betr. Ganzen, wenn wir erkennen, daß die Ganzqualität als solche einseitlich und einbeschaffen und nur die an und in ihr vorfindlichen Sonderqualitäten ein Komplexes sind. Der Begriff Komplexqualität darf nicht dahin mißverstanden werden, als handle es sich dabei um eine als solche komplexe, d. h. um eine als solche numerisch mehrreithaltige und mehrbeschaffene Qualität. Komplexqualität heißt nie und nimmer so viel wie komplexe Qualität, sondern nur: Ganzqualität eines Komplexes, das ist einseitliche und einbeschaffene Qualität eines solchen. Dabei sind sämtliche vorfindliche Sonderqualitäten des Ganzen ausnahmslos konstituierend für dieses; sie machen das Ganze aus, ihr Ineinander ist das Ganze, wie das Ganze trotz und kraft seiner Einseitlichkeit und Einbeschaffenheit diese Mannigfaltigkeit in sich schließt. In diesem Sinne ist jedes erlebte Ganze und am deutlichsten jedes erlebte Vollganze ein echtestes *ἓν καὶ πᾶν*.

## Leitlinien einer Begabungslehre.

Von **Aloys Wenzl** (München).

Wir haben eine Reihe charakterologischer Systeme, die die Eigenart des Gefühls-, Trieb- und Willenslebens von einem für entscheidend gehaltenen Gesichtspunkte aus oder durch ein Netz von Bezugslinien zu erfassen suchen. Merkwürdigerweise sind die Bemühungen um eine Begabungslehre noch nicht bis zu demselben Grade gediehen und doch ist ohne solche weder eine erschöpfende Charakterologie aufzubauen noch gar ein Gesamtbild der Persönlichkeit zu entwerfen. Wir operieren bald mit einem Einheitsbegriff von Intelligenz, bald mit einer Summe von Sonderbegabungen nach Fächern in einer Weise, die oft ein wenig an die Gall'sche Phrenologie erinnert, deren Grundgedanke nichtsdestoweniger sogar Schulordnungen und ihren Kompensationsbestimmungen zugrunde liegt.

Tatsächlich erweisen sich solche spezifische Begabungen für Denkgegenstände und Fächer weitgehend als bedenkliche Fiktionen. So ergab eine Korrelationsstatistik an Münchener höheren Lehranstalten eine besonders gute Korrelation gerade für Latein und Mathematik, gute Korrelationen überhaupt für alle Hauptfächer (Fremdsprachen, Naturwissenschaften, Mathematik). Von 408 Schülern eines Realgymnasiums wiesen z. B. nur 12 % einen Notenunterschied von mehr als einem Grad zwischen Mathematik und Fremdsprachendurchschnitt auf, davon nur 4 % mehr als zwei Schuljahre hindurch. Diese Divergenz wiederum dürfte eher auf Verschiedenheit des Kontaktes mit den Lehrern, außertheoretisch motivierte Interessiertheit und andere Zufälligkeiten zurückzuführen sein als auf jedenfalls seltene einseitige Begabung für ein Fach.

Wir müssen, um zu einem natürlichen System zu kommen, zurückgehen auf die Frage nach den Voraussetzungen, Dimensionen und Modi einer idealen Intelligenz, d. h. der Fähigkeit zur Erfassung und Herstellung von Bedeutungen, Beziehungen und Sinnzusammenhängen. Von dieser Fragestellung aus schlagen wir folgendes Leitliniensystem vor:

### I. Kapazität.

(Fassungskraft für den Sinngehalt eines Bedeutungskomplexes als Voraussetzung für Denkoperationen an ihm, „Sinnschwelle“.)

1. Tiefendimension: „K<sub>1</sub>-Begabung“, Versenkungsfähigkeit in das Wesen aus der Anschauung, „Intuition“, d. h. Fähigkeit, Sinn und

Wesen des Anschaulichen anschaulich zu erfassen und Sinn anschaulich auszudrücken. „Fülle“ des materialen Denkens nach Husserl. Typische Vertreter: Goethe, Schopenhauer, Darwin, Nietzsche, Bergson. Äußerungsformen: Anorganische Naturbetrachtung — Suche nach Urphänomenen, aus denen die empirischen Phänomene als Abwandlungen unter variablen Bedingungen zu verstehen sind; Orientierung an anschaulichen Modellen; organische Naturbetrachtung — Morphologie; Psychologie — „verstehende“ Methoden, Ausdruckspsychologie; Philosophie — Phänomenologie; Religion — Mystik; Kunst — Expressionismus, Mathematik — anschauliche Geometrie, evidente Axiomatik.

2. Höhendimension: „K<sub>2</sub>-Begabung“, Abstraktionskraft, Fähigkeit zur Sinnerfassung unter Absehung von Anschaulichkeit, zum „signitiven“ Denken in Leerformen, „Geist“. Äußerungsformen: Mathematische Analysis, formale Axiomatik, Logik, Logistik. Grammatik; theoretische Physik; formale Philosophie (Kant. Neukantianismus); Rechts- und Volkswirtschaftslehre.

3. Breitendimension „K<sub>3</sub>-Begabung“: Kapazität im engeren Sinne, Fähigkeit, mit beziehungsreichen und sinn geladenen „Gegenständen höherer Ordnung“ als mit Ganzheiten zu operieren. Fähigkeit zur Erfassung einer *unitas multiplex* und zur „Simultandetermination“ ist Voraussetzung für den Synthetiker, Systematiker, praktischen Politiker, Organisator, die in einem Sinnkraftfeld operieren müssen wie Schachspieler.

Übertragung auf Alltagsaufgaben.

Zusammenhänge mit den Typen der Integration und dem zyklischen Typus.

## II. Intelligenztemperament.

(Analoge Merkmale des Denkfortschrittes zu den Merkmalen der Erregbarkeit, Spontaneität, des Tempos und der Nachhaltigkeit des Affektlebens.)

1. Ansprechbarkeit auf Sinngehalt. Proportionalität und Disproportionalität der Wirkung.

2. Spontaneität, Ingangsetzung des Denkprozesses ohne äußeren Anstoß.

3. Denktempo, Einstellungs-, Umstellungsbeweglichkeit und Raschheit des Ablaufes. Im allgemeinen sekundäre Bedeutung für

die Begabungshöhe, primär für Aufgaben, die nicht anders als in schnellem Tempo bewältigt werden können.

4. Nachhaltigkeit des geistigen Erlebens.

a) Gründlichkeit, d. h. Bedürfnis nach Durchführung und Ausschöpfung, Voraussetzung für kritische Leistungen.

b) Dauerwirkung: Erhaltung nicht nur des „judiziösen“ Gedächtnisses, sondern der mit jeder Leistung gestifteten Disposition zu ihr.

c) Starrheit: Verhaftetsein an eine Vorstellung oder einen Gedankengang.

### III. Intelligenz und andere Dispositionen.

1. Gedächtniskraft, speziell Gedächtnisbereitschaft (aktive und passive Bereitschaft — Reproduktion und Wiedererkennung).

2. Phantasie. Wert und Unwert assoziativer Bereitschaft und Verbindungsfähigkeit.

3. Willensleben. Konzentration, willentliche Einstellung und Umstellung, Beherrschung der intellektuellen Fähigkeiten. Willensdetermination (Methodenbewußtheit). Zusammenhang mit Desintegration.

### IV. Intelligenz im Gesamtgefüge der Persönlichkeit.

1. Interessengebundenheit und Interessenrichtung.

a) Interesse am Denkgegenstand oder Denkproblem, reines Denken.

b) Utilitaristische Einstellung, Denken als Mittel zum Zweck,

c) Gefühlsbedingtheit, Wunschdenken.

2. Ichbezogenheit (nicht identisch mit Egoismus), Introversion.

3. Selbständigkeitsgrad. Selbständigkeitsbetonung, -über-tonung, Kritik, Suggestibilität.

4. Ethische Haltung. Ethos der Wahrheit, Opferbereitschaft, Heroismus des Denkens.

5. Bewußtheitsgrad. Zusammenhang des bewußten und unbewußten Seelenlebens.

Schluß: Beziehungen zu Typenlehren, Folgerungen für die Testpsychologie und Pädagogik.

## Zur Berücksichtigung der Bewußtheitsgrade in der Gestalttheorie.

Von **Wilhelm Wirth** (Leipzig).

Koffka hat in seiner Darstellung der Gestalttheorie in Bethes „Handbuch der normalen und pathologischen Physiologie“ die Hauptergebnisse von Mittenzwey und Lohnert bei ihrer Anwendung der tachistoskopischen Schwellenmethode auf die Gestaltvergleiche sorgfältig berücksichtigt. Doch hat er sich die (aus der allgemeinen Analyse der Bewußtheitsphänomene stammenden) Voraussetzungen über die Bewußtheitsgrade der Gestalten, deren Fragestellungen in jenen Untersuchungen fruchtbar geworden sind, nicht zu eigen gemacht. Ja er scheint sogar nach seinen Ausführungen über das Verhältnis der Aufmerksamkeit und der empirischen Bedingungen zu der Gestaltauffassung, die Meinung zu hegen, daß man die Klarheitsunterschiede und die Aufmerksamkeit überhaupt nicht mehr als besondere Tatsachen in die Beschreibung des seelischen Lebens einzuführen habe, wenn man einmal die Gestaltfaktoren genügend berücksichtige.

Nun ist gewiß nicht nur zuzugeben, daß alle einmal geklärten Gestalten auch die Ausbildung aller späterer Klarheitsreliefs von ähnlichen Inhalten entscheidend beeinflussen. Man kann vielmehr sogar sagen, daß überhaupt keine Aufmerksamkeits- und Vergleichsleistung ohne bereits vorhandene Gestaltdispositionen zustande kommt. Denn jede Anordnung oder Verteilung der willkürlichen Aufmerksamkeit wird von der Vorstellung einer gewissen Gestalt des zu beachtenden Feldes beherrscht. Auch wird die Erfassung einer Relation stets durch konkrete Vorstellungen des Überganges des einen von beiden Fundamenten in das andere mit getragen, z. B. einer Verstärkung oder Abschwächung bei dem Übergang zu einem stärkeren oder schwächeren Reiz beim Intensitätsvergleich, oder einer Parallelverschiebung oder Drehung beim Vergleich von Raumgestalten.

Trotzdem können die Gesetzmäßigkeiten des Bewußtheitsverlaufes mit der Angabe von Gestalten allein nicht beschrieben werden, es sei denn, daß man zu dem Begriffe der Gestalten im gewöhnlichen Sinne, d. h. zu den allgemeinen Tatsachen, die auch in anderen Gesamtbeständen vorkommen können, ihre speziellen Bewußtheitsgrade bei ihrer augenblicklichen speziellen Realis-

sierung im Bewußtsein hinzunehmen wollte. Dann hätte man aber so viele Gestalten anzusetzen, als es augenblickliche Gesamtbestände gibt, und der allgemeine Erklärungswert des Gestaltbegriffes wäre gleich null. Tatsächlich wird jedoch dieser Begriff von Koffka in jener größeren Allgemeinheit verwendet. Hierbei gehören aber die Gestalten genau wie die elementaren sinnlichen Qualitäten, z. B. der Tonhöhe oder des Farbtones, nur eben als weiter analysierbare Tatbestände „höherer Ordnung“, zu den ohne Reflexion der Außenwelt zugeschriebenen Eigenschaften, gleichgültig ob diese wahrgenommen, erinnert oder frei phantasiert wird. Zur Beschreibung des Bewußtseins muß dann aber stets noch das Relief der Bewußtheitsgrade dieser Gestalten angegeben werden. Nachdem einmal die mannigfaltigsten Gestaltvorstellungen dispositionell nachwirken, besteht ja jederzeit die Möglichkeit einer Konkurrenz der verschiedensten Gestaltfaktoren bezüglich ihres Bewußtheitsgrades. Aber auch, wo eine einzige Gestaltauffassung so eindeutig festgelegt ist, wie bei der voraussetzungslosen Betrachtung einer isolierten einfachsten zusammenhängenden schwarzen Linie auf weitem weißem Grunde, kann die Klarheit durch die Gesamtdisposition oder einen Störungsreiz eine wechselnde sein. — Der Bewußtheitsgrad der Gestalt wird durch eine wechselseitige Unterstützung ihrer Glieder gehoben, denen eine einfache Gesetzmäßigkeit, z. B. der Geraden, des Kreises, gemeinsam ist, was bei Verwendung des Assoziationsbegriffes als „Ähnlichkeits-Assoziation“ bezeichnet werden kann. Die Klärung komplizierter Gestalten verlangt dagegen die Ausbildung spezieller Erfahrungen. Deren ergänzende Wirkung zeigt sich dann vor allem in dem hohen Bewußtheitsgrad des „wahrnehmenden Phantasierens“ (Arch. f. d. ges. Physiol. 53, 299 ff., 1925), das bei Auffassung von Reizen als einer „Darstellung“ nicht direkt wahrgenommener Verhältnisse vorliegt. Hierher gehören auch die Erlebnisse gegenüber „mehrdeutigen“ Gestalten, bei denen die Änderungen des Bewußtheitsgrades bestimmter Phantasievorstellungen durch ihren Sukzessivkontrast besonders auffällig werden. Mit dieser Zurückführung auf die ursprüngliche Einheitlichkeit und innere Geschlossenheit der direkten Wahrnehmung des Gegenstandes oder Vorganges, der in die lückenhafte Darstellung hineingesehen wird, ist das neue Gestalterlebnis dispositionell und funktionell genügend erklärt.

Wenn man aus den Täuschungen über die räumlichen Reizverhältnisse, die mit der Gestaltwahrnehmung einhergehen, die mögliche Annahme widerlegen wollte, daß den einzelnen Netzhautelementen

in dem Ganzen der jeweiligen Raumwahrnehmung eindeutige Lageverhältnisse zugeordnet seien — was ich übrigens (nach Archiv f. d. ges. Psychol. 14, 272 ff., 1909) selbst erst als mittleres Ergebnis einer Entwicklung nach einem bestimmten Anpassungsprinzip deuten möchte — so kann man fragen: Woher weiß man aus der Gestaltauffassung heraus auf einmal so Genaueres über die in ihr aufgehenden Elemente auszusagen? Unsere Relationsauffassung ist ja selbst von diesen inneren Bindungen an die Umgebung getragen, so daß die objektive Gleichheit nur bei gleicher Umgebung richtig erkannt werden kann. Unser Urteil ruht also nicht direkt auf den Elementen, sondern auf Verhältnissen von Teilganzen der verglichenen Figuren. Dies gilt auch für die nur an solchen Teilganzen, niemals an reinen Elementen bewußten Scheinbewegungen bei plötzlicher Vertauschung der täuschenden Anhängsel. Der stereoskopische Effekt bei der Verschmelzung zweier Beispiele der Zöllner-Figur mit beiderseits verschiedener Neigung der Transversalen ist nur für diese eindeutig, nicht aber für die Hauptlinien, wie Lau meinte.

## Die physiognomische Urbedeutung des Wortes und das Problem der Bedeutungsentwicklung.

Von Johannes Wittmann (Kiel) <sup>1)</sup>.

Zur Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Wort und der von ihm bedeuteten Sache liegen neben gelegentlichen und etwas allgemeinen Äußerungen wertvolle Einzeluntersuchungen vor (Westermann, v. Hornbostel u. a.). Eine grundsätzliche Behandlung der Frage steht aus. Man kann sie auf 2 Wegen versuchen: I. Auf einem phänomenologisch-physiognomischen, II. auf einem linguistisch-physiognomischen.

Weg I bietet folgende Möglichkeiten: I<sub>1</sub>: Man spricht Vpn geeignete Worte aus unbekanntem Sprachen vor mit der Aufgabe, entweder sprachlich oder zeichnerisch Sachen anzugeben, die durch die Worte am passendsten bezeichnet werden. I<sub>2</sub>: Man läßt zu Sachen (Zeichnungen) Lautkörper bilden, die als die sie bedeutenden Worte am besten zu ihnen passen. I<sub>3</sub>: Man läßt Vpn aus einer Reihe von

<sup>1)</sup> Der Vortrag wurde wegen einer beruflichen Verhinderung nicht gehalten.

Lautkörpern (evtl. von Worten aus den Vpn unbekanntem Sprachen) einerseits und einer Reihe optisch oder sprachlich gebotener Sachen (evtl. der Reihe der Bedeutungen der Worte der ersten Reihe) andererseits entweder die Lautkörper (Worte), die am besten zu einer der Sachen als sie bedeutend passen, oder die Sachen, die am besten zu einem der gebotenen Lautkörper (Worte) als von ihm bedeutet passen, auswählen. — Man prüft jedesmal, ob die von den Vpn vollzogenen Zuordnungen von Sachen und Lautkörpern Entsprechungen und Gemeinsamkeiten aufweisen.

Meine Untersuchungen nach Weg  $I_1$ — $I_3$  seit 1928 (erste Mitteilung darüber in Wittmann, Theorie und Praxis eines analytischen Unterrichts, Kiel 1929) erstrecken sich auf mehrere Hundert Vpn jeden Alters und auf über 60 Versuchsworte mit verschiedensten Lautstrukturen (fiti, tumba, ongolongo, anga, atta, kata, ala, bumba, marr u. a.). Ich komme zu folgenden Ergebnissen, die durch die von meinen Schülern Müller und Schmidt an weiterem Material durchgeführten Untersuchungen bestätigt werden:

1. Die zu einem Versuchswort als passende Bedeutungen angegebenen Sachen zeigen eine Zusammengehörigkeit. Diese beruht auf der gleichen physiognomischen Strukturiertheit der Sachen. Es lassen sich verschiedene Grundstrukturen angeben.

2. Häufig geben die Vpn die wirklichen Bedeutungen der Worte an.

3. Die zu einer Sache angegebenen Lautkörper zeigen weitgehende Übereinstimmungen und Entsprechungen in ihren Lautstrukturen.

4. An der physiognomischen Struktur einer Sache oder eines Wortes lassen sich als das ganzheitliche Gepräge der Struktur bestimmend folgende Momente unterscheiden: Harmonie, Ordnung, Stimmigkeit, Zügigkeit, Bündigkeit, Gliederung, Rhythmus, Kontrast, Stetigkeit, Fluß, Zusammen, Fülle, Massigkeit, Plumpheit, Wucht, Abgeschlossenheit, Schwellen, Größe, Kleinheit, Eindringlichkeit (Betonung, laut, leise), Häufung, Dichtigkeit, Rauigkeit, Glätte, Zartheit, Härte, Weichheit, Beharren, Festigkeit, Dauer, Dehnung, Länge, Trägheit, Kürze, Schnelligkeit, Spitzheit, Unstetigkeit, Auseinander, Leere, Lockerheit, Offenheit, Unterbrechung, Abbrechen, Plötzlichkeit, Gleichbleiben, Monotonie, Veränderung, Wechsel, stetig, gleitend, glatt, biegsam, gerundet, plötzlich, eckig, Wiederholung, mit gleitendem Wechsel, wellig, schwankend, mit plötzlichem Wechsel, springend, hüpfend, Zunehmen, Anwachsen, Schwellen, Abnehmen, Schwinden u. a.

5. Gewisse Lautstrukturen scheinen bevorzugt gewissen Sachstrukturen zu entsprechen. Die im folgenden unterschiedenen kon-

sonantischen Lautstrukturen dürfen jedoch nicht im Sinne von Strukturelementen aufgefaßt werden, da sie nur aus der Analyse von ganzheitlichen vokalisch-konsonantischen Lautstrukturen gewonnen sind. Es entsprechen 1. der beträchtlichen Größe, Massigkeit, Fülle usw. die Vokale U und O, der Kleinheit Vokal I, der mittleren Größe die Vokale A und E; 2. den verschiedenen Arten der Struktur Zusammen: m-, -m, mm, mb, mp; 3. den verschiedenen Arten des Auseinander: t, tt, kt, s, ss, sk; 4. den verschiedenen Arten des Gebogen: n, nd, nj, ng, nk, gn, kn, l, ll, bl, pl, fl, kl, sl, w, wr, kr, sw, r, br.

6. Zwischen Wort und Sache (als der Bedeutung des Wortes) besteht eine innere Beziehung. Diese beruht auf der physiognomischen Gleichheit der Struktur des Lautkörpers und der Struktur der Sache. Die physiognomische Urbedeutung eines Wortes besteht darin, daß es die Darstellung einer in einer Grundstruktur aufgefaßten Sache durch einen gleichstrukturierten Lautkörper ist.

B. Bei der linguistisch-physiognomischen Methode II fragt man, welche Bedeutungen zu einer (vielleicht auf phänomenologisch-physiognomischem Wege gefundenen) Lautstruktur in verschiedenen Sprachen gehören und ob die bedeuteten Sachen Gemeinsamkeiten struktureller Art aufweisen. Die Bearbeitung eines reichen Wortmaterials aus den indogermanischen Sprachen, dem Ewe, den Bantu-Sprachen, den turkotatarischen Sprachen, dem Arabischen, dem Kate und Samoanischen führt zu einem Ergebnis, das mit dem unter A. 4 bis 6 angegebenen im wesentlichen übereinstimmt.

Weg II verbunden mit Weg I führt vor allem zur Erkenntnis, daß die Tatsache, daß einem Lautkörper als dem Stamme oder der Wurzel eines Wortes scheinbar disparate Bedeutungen zugehören oder zugeordnet werden können, daraus zu verstehen ist, daß ein Lautkörper, der als Wort zur Darstellung einer in einer Grundstruktur aufgefaßten Sache (meist räumlicher Art) dient, auch zur Darstellung von neuen Sachen verschiedener Wirklichkeitsbereiche verwandt wird, wenn diese Sachen in gleicher Strukturiertheit wie die primäre Sache aufgefaßt werden. Diese strukturpsychologische Analyse der primären Bedeutungsentwicklung führt zu der, wie ich vermute, allgemein geltenden Erkenntnis, daß auf den Strukturen Zusammen, Auseinander und Gebogen der überwiegende Teil des Wortschatzes und der Bedeutungen einer Sprache sich entwickelt hat und daß dabei jeweils die gleichen Bedeutungsreihen entwickelt sind. Man kann daher Genealogien der Bedeutungen aufstellen, die von Sprache zu Sprache für die einzelnen Strukturen weitgehend die gleichen sind. Solche habe ich für

verschiedene Sprachen aufgestellt, u. a. mit meinen Schülern Blaser, Richter und Ruhnke für das Bantu, das Ewe, das Kate. Dem Einfluß der Rasse, der Umgebung, des magischen Denkens kommt im Prozeß der primären Bedeutungsentwicklung nur eine nuancierende Rolle zu. Besondere Wichtigkeit kommt der Struktur Zusammen zu. Auf ihr haben die Menschen verschiedenster Sprachen die gleichen Ganzheitsauffassungen, vornehmlich die Auffassung von Stimmigkeitsganzen vollzogen und sprachlich zum Ausdruck gebracht, die für die anschauende und denkende Auffassung jeglicher Wirklichkeit von der größten Wichtigkeit sind: Kollektive Ganzheiten, Ganzheiten durch Häufung, Verdichtung und Mischung, Totalitätsganze, Ordnungsganze, Noetische Ganzheiten: Handlungs-, Verhaltens-, Vergleichs- und Denk-Ganzheiten. Von hier aus finden wir den Satz F. Kruegers, daß der Drang nach Ganzheit die eigentliche Natur des Lebens, insbesondere des menschlichen Auffassens und Handelns bekundet, bestätigt.

Die strukturpsychologische Betrachtung der Worte einerseits und der durch sie bedeuteten (dargestellten) Sachen andererseits bietet der sprachwissenschaftlichen Forschung neue Wege. Sie gestattet z. B. Zusammengehörigkeit von Wurzeln und Stämmen mit gleichem oder verwandtem Lautkörper (so im Indogermanischen, im Bantu, im Arabischen), die bisher getrennt behandelt werden, weil zwischen den Bedeutungen keine Beziehungen erkannt werden, dadurch zu erkennen, daß es gelingt, die strukturelle Verwandtschaft der jeweils zu ihnen gehörigen Bedeutungen bzw. bedeuteten Sachen nachzuweisen. Sie gestattet u. a. auch, die in den Wörterbüchern angegebenen Bedeutungen nach ihrer Ursprünglichkeit zu prüfen und zu ordnen. Sie erweist sich als eine u. U. allein weiterführende Methode der etymologischen Forschung.

## Beliebte und unbeliebte Volksschülerinnen.

Von **Maria Zillig** (Würzburg).

Es wurde untersucht, welche Faktoren die Volksschülerin in ihrer Klasse beliebt oder unbeliebt machen, und welche Folgen solche Beliebtheit oder Unbeliebtheit für ihre Träger haben.

Auf Grund von Erhebungen in der zweiten mit achten Mädchenklasse einer Würzburger Volksschule wurde für jede dieser Klassen eine Beliebtheitsrangreihe ihrer Schülerinnen aufgestellt. Mit fortschreitendem Alter erfolgte eine strengere Aussiebung unbeliebter Kinder.

Im übrigen waren, wie die Schulakten, Umfragen, Experimente und Beobachtungen ergaben, in weitem Umfang die gleichen Faktoren auf allen untersuchten Altersstufen für den Erwerb von Beliebtheit wichtig. Die sehr beliebten Schülerinnen stammten im allgemeinen aus besserem sozialen, wirtschaftlichen und familialen Milieu als die sehr unbeliebten. Doch erwies sich das häusliche Milieu nicht ausschlaggebend für die Beliebtheit: fast 60 % der untersuchten Schwesterpaare zeigten verschiedene Beliebtheit der beiden Geschwister. Schultüchtigkeit begünstigte die Beliebtheit. Die bessere Aussicht der guten Schülerin auf Beliebtheit beruht unter anderem auf der Tatsache, daß die positive Bewertung der Schultüchtigkeit durch die Autoritätspersonen des Kindes von diesem übernommen wird. Längere Zugehörigkeit zu einer Klasse war für das Beliebtwerden vorteilhafter als kürzere. Schöne, gepflegte äußere Erscheinung zeigte sich für den Erwerb von Beliebtheit sehr wichtig. Ungepflegtheit, Unarten wie Nägelkauen, Nasebohren usw., auch gesteigerte Motorik machten unbeliebt. Die Intelligenz wirkte bei der Erzeugung von Beliebtheit mit. In einer Intelligenzprüfung, die vor allem kombinatorische und logische Leistungen verlangte, arbeiteten die Sehr-Beliebten besser als die Sehr-Unbeliebten. In 64 % der Fälle, in denen zwei Schwestern verschieden beliebt waren, stand die weniger beliebte auf schlechterem Intelligenzrangplatz als die mehr beliebte. Wie zu erwarten, wurde das Beliebtwerden auch von charakterologischen Zügen beeinflusst. Kameradschaftlichkeit im Sinne von Verträglichkeit, Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft machte beliebt. Bei Unbeliebten traten unkindlicher Ernst, ausgesprochene Passivität, Geltungssucht, besonders in Form von Prahlerei, Streitsucht, Rechthaberei, Negativismus hervor. Es fragt sich, wie weit solche Züge Ursache, wie weit sie bereits Folge der Unbeliebtheit waren.

Gutes häusliches Milieu, Schultüchtigkeit, vorteilhafte äußere Erscheinung, Intelligenz, Kameradschaftlichkeit begünstigten das Beliebtwerden, keiner dieser Faktoren garantierte es. Sehr beliebte Kinder zeigten in der Regel eine Kombination der genannten Faktoren.

Folge der Beliebtheit bzw. Unbeliebtheit ist zunächst die unbewußte Bevorzugung der Beliebten bzw. Benachteiligung der Unbeliebten durch die Klasse. Dies konnte ich in früheren Untersuchungen über die Wirkung unbewußter Parteeinstellung nachweisen. Das Bewußtsein, beliebt bzw. unbeliebt zu sein, wird ferner zum suggestiven Faktor, der die sozialen Verhaltensweisen beeinflusst, die Schulleistungen fördert bzw. hemmt. Sehr-Beliebte werden ausgezeichnet, umworben,

bei Gemeinschaftsunternehmungen zu Führern gewählt, zuweilen auch von einer kleinen, neidischen Clique angefeindet. Sehr-Unbeliebte werden gemieden, bei Gemeinschaftsunternehmungen möglichst ausgeschaltet. Der mangelnde Kontakt mit den Mitschülerinnen schädigt die sprachliche, intellektuelle und charakterologische Entwicklung der Sehr-Unbeliebten. Das Erlebnis der Beliebtheit bzw. Unbeliebtheit wird zur kritischen Erfahrung im Sinne der Persönlichkeitslehre Marbes und erzeugt so Einstellungen der Persönlichkeit, die wahrscheinlich über die Schulzeit hinaus, vielleicht ein Leben lang wirksam sein können. Es ist besonders deshalb Nachhaltigkeit dieser Einstellungen zu erwarten, weil die Beliebtheitsverhältnisse in den Volksschulmädchenklassen sehr konstant zu sein scheinen.

---

## V. Kurze Mitteilungen.

## Das Moralurteil bei Kindern.

Von **Anathon Aall** (Oslo).

Die Mitteilung beruht auf einer gemeinsam mit **B. Ribssbog** ausgeführten experimentellen Untersuchung. Zwei erfundene Erzählungen mit moralisch nicht völlig einfachen Situationen wurden von 2300 Schülern, Knaben und Mädchen von 9—16 Jahren, aus Volksschulen und Tagesklassen der Fortbildungsschulen in Oslo (Norwegen) gelesen. Sie mußten schriftlich mitteilen, ob sie das Verhalten der auftretenden Personen für richtig oder falsch hielten und ob sie ebenso gehandelt hätten oder nicht. — Oft war die Aufmerksamkeit der Kinder auf etwas anderes als die moralische Pointe gerichtet. Suggestionenwirkungen traten hervor. Öfter war das Urteil nach dem möglichen Lob orientiert. Nicht selten wurde nach dem Gesichtspunkt: erlaubt oder unerlaubt, geurteilt. Öfter wird die Mißbilligung mit der Furcht, entdeckt zu werden, begründet. Die mit den Jahren zunehmende Reife schließt auch eine Besserung des moralischen Urteils in sich. Die Kinder aus günstiger gestellten Familien der Stadt antworten in größerer Zahl im Sinne der allgemein anerkannten Moral.

---

## Die zeichnerische Verwertbarkeit der eidetischen Anlage.

Von **Theodor Bonte** (Hamburg).

In einer hamburgischen Volksschulklasse wurden 7 basedowoide und 13 tetanoide Eidetiker festgestellt. Die statistische Verarbeitung und qualitative Analyse von 653 Zeichnungen ergab folgendes. Unter der besseren Hälfte der Zeichner befinden sich 65 % der Eidetiker, dagegen nur 27 % der Nichteidetiker. Bei nur 43 % aller Eidetikerzeichnungen wurden beim Zeichenakt Anschauungsbilder gesehen. Ein einfaches Nachzeichnen ihrer Phänomene kann im allgemeinen also

nicht Ursache der zeichnerischen Überlegenheit der Eidetiker sein. Die meisten Eidetiker gaben an, daß beim Ansetzen des Bleistiftes das Anschauungsbild in Strichrichtung sich verschiebt oder sogar verschwindet. Die B-Typen heben als stärkstes Störungsmoment die Lebendigkeit ihrer Bilder hervor. Nur 5 intelligente, mit einer starken Zielstrebigkeit und Determinationsfähigkeit begabte Eidetiker vermochten ihre Anschauungsbilder unmittelbar zeichnerisch zu verwerten. Intelligenz und Willensfaktoren und damit die personale Ganzheitsbezogenheit sind demnach für die zeichnerische Verwertbarkeit der eidetischen Anlage von größter Bedeutung. — Die zeichnerische Überlegenheit der Eidetiker hat ihre Ursache darin, daß die Anschauungsbilder auch dann, wenn sie nicht unmittelbar den Zeichenvorgang beeinflussen, durch „Umschalten“ in ein voll anschauliches Vorstellungsbild, mittelbar die zeichnerische Leistung fördern.

---

### Zur Motivation geschichtlicher Vorgänge.

Von **Paul Feldkeller** (Berlin).

Es gibt Denkerlebnisse, die irreversibel sind. Urteile, Urteilsenthaltungen, Begriffsbestimmungen können zurückgenommen werden; ein einmal „erfaßter“ Begriff, eine „Erleuchtung“ kann es nicht. Einmal differenzierte Begriffe (das Gute und das Nützliche, das Schöne und das Angenehme) können nicht wieder integriert werden, als wäre nichts geschehen. Auch die Denkschritte „zersetzender“ Begriffe, gegen die sich niemand wehren kann, und „ketzerischer“ Gedanken, von denen gerade diejenigen befallen werden, die sich polemisch mit ihnen befassen, können nicht zurückgenommen werden. Sie sind experimenteller Untersuchung zugänglich und vorzugsweise ein Jugendphänomen. Das Intellektuelle an allen echten Bildungserlebnissen enthält einen irreversiblen Bestandteil. Vor allem aber ist der Strom irreversibler Gedanken das Grundwasser der Geschichte. Hier sind es die „elliptischen Begriffe“ (mit zwei Intentionen oder Begriffskernen), deren einmal geschehene Differenzierung nicht wieder aufgehoben werden kann. Der Mutterbegriff stirbt: der Tod ist der Prototyp aller irreversiblen Vorgänge in der Welt.

---

## Der elementare Materialbezug im kindlichen Werkschaffen.

Von **Hildegard Hetzer** (Elbing).

Aus einer Untersuchung über die Vorgänge beim bildhaften Gestalten des Kindes und des Erwachsenen wurden die folgenden 4 Thesen herausgestellt:

1. Bei der Auseinandersetzung des Menschen mit einem neuen Gestaltungsmaterial wird auf allen Altersstufen eine bestimmte Folge von Formen der Auseinandersetzung eingehalten, die der Aufeinanderfolge der in der Entwicklung des Kleinkindes beobachteten Stufen der Materialbehandlung entspricht.

2. Wo die natürliche Aufeinanderfolge dieser Formen der Auseinandersetzung gestört ist, wie das etwa für den Umgang des zeichnenden Schulanfängers mit Farbe zutrifft (Ausfall des Kritzelns mit Farbe), kommt der Mensch bei seinen Gestaltungsversuchen aus eigener Kraft nicht recht weiter.

3. Nachholen des versäumten Kritzelstadiums mit fremder Hilfe (Anregung von „Lockerungsübungen“) hat einen bedeutenden gestalterischen Fortschritt zur Folge.

4. Dieser Erfolg beruht darauf, daß das spielerische Hingeeben-sein an das Material das Zustandekommen eines elementaren, d. h. unmittelbaren sinnlichen Bezuges zu den Gestaltungsmitteln begünstigt, was häufig den ersten Schritt zu einer natürlichen, sinnhaften Haltung der Umwelt gegenüber vorstellt (erzieherische und psychotherapeutische Bedeutung).

---

## Beobachtungen über die Entwicklung der Sprache im Kindes- und Jugendalter.

Von **Martin Keilhacker** (Königsberg i. Pr.).

Die Untersuchungen über die sprachliche Entwicklung im späteren Kindes- und Jugendalter sind (im Gegensatz zum Kleinkind) bis jetzt wenig vorwärts gekommen; hauptsächlich wohl deshalb, weil zwischen der psychologischen Seite (durch die seelische Entwicklung des Kindes bedingt) und der sprachlich-stilistischen Seite (im wesentlichen zeitlich-örtlich bedingt) nicht hinreichend unterschieden wurde. — Bei der Untersuchung sprachlicher Erzeugnisse darf nicht von der grammatischen Form, in der beide Seiten verschmolzen sind, sondern muß

von psychologisch bedingten Einteilungen ausgegangen werden. Psychologisch gesehen können Wortformen, Satzteile und Satzarten zusammengehören, die grammatikalisch nichts miteinander zu tun haben, und umgekehrt. Es ist z. B. nebensächlich, ob ein Kind sagt: „Die Erde ist naß, weil es regnet“ oder „Es regnet und deshalb ist die Erde naß“, dagegen entscheidend, ob es bereits kausale Zusammenhänge sieht und gleichzeitig fähig ist, diese sprachlich auszudrücken, wie oft und wie selbstverständlich es das tut. — Vgl. dazu vom Verf. auch „Beobachtungsbogen über sprachliche Entwicklung im Schulalter“, Z. f. Päd. Psychologie, 1933, Heft 7/8, sowie „Die Verwendung von Aufsätzen im Dienste der Jugendpsychologie“, Z. f. angew. Psychologie, Bd. 45, Heft 4—6.

---

### Szenen aus tierpsychologischen Filmen.

Von **Hans Keller** (Rostock).

Das vorgeführte Filmprotokoll bezieht sich auf die Keller-Brücknerschen Versuche, die methodisch auf frühere Rostocker Versuche Engelmans zurückgehen. Sie sind in der Z. f. Psychologie Bd. 126 veröffentlicht. Die Aufnahmen sollen anschaulich machen, wie eine erste Dressur auf die Schallrichtung vor sich geht, und mit welcher Sicherheit der Hund sich später im Versuchsfeld auf Momentanreiz rein akustisch orientiert. Insbesondere wurde eine Versuchsreihe unter den schweren Bedingungen von  $L = 5$  m und  $A = 15$  cm unter allen Sicherheitsmaßnahmen gegen Fehlerquellen gezeigt.

---

### Täuschungsquellen bei der Kontrolle von Charaktergutachten.

Von **Hans Krüger** (Hamburg).

Die Mitteilung ist ein Auszug aus der inzwischen in der Z. f. angew. Psychologie (Bd. 45, Heft 1—3, S. 140—171) erschienenen Untersuchung von Hans Krüger und Karl Zietz: „Das Verifikationsproblem. Experimentelle Untersuchungen über die psychologischen Grundlagen der Bestätigung von Charaktergutachten.“

---

## Zur Berufsberatung von Abiturienten (Maturanten).

Von **Hans Rupp** (Berlin).

Die auf psychologischen Untersuchungen aufgebaute Beratung will durch Begabungsproben, Befragung und Beobachtung möglichst viel von dem Abiturienten erfahren und sucht dann, vielfach durch intuitive Zusammenschau, aus all diesen Angaben, getragen von ernster ethischer Einstellung und tiefem Verantwortungsgefühl für den Abiturienten und das Volksganze, die beste Berufsentscheidung zu entwickeln.

Ein viel gebrauchtes Verfahren benützt die Selbsteinschätzung der Abiturienten hinsichtlich verschiedener Eigenschaften. Es wurde die Zuverlässigkeit dieses Verfahrens an Oberprimanern nachgeprüft: durch Wiederholung der Selbsteinschätzung, durch Vergleichung mit dem Klassenurteil und Vergleichung mit dem Urteil des Beraters. Im Gang ist eine Untersuchung über Vergleichung mit dem Lehrerurteil und über die gleichen Fragen in jüngeren Altersstufen. Die Selbsteinschätzung hat sich als recht gut brauchbar erwiesen, zugleich wurde aber den Bedingungen für Täuschungen nachgegangen.

Bei den einzelnen Begabungsproben wird versucht, nicht nur die üblichen Leistungswerte festzustellen (z. B. Fehlerzahl), sondern auch schwierigere, aber nicht weniger wichtige Beurteilungen herauszuarbeiten, wie z. B. geschlossene und zerfahrene Form, Schwer-sich-Abringen und flüchtiges Hinwerfen einer Darstellung usw.

Endlich zeigten die bisher untersuchten Begabungsproben bei ein-eiigen Zwillingen fast durchweg größere Verwandtschaft der Leistung (ähnlichere Bewertungsnoten) als bei zweieiigen.

---

## Abhängigkeit motorischer Leistungen vom sensorischen Umfeld.

Von **Paul v. Schiller** (Budapest).

Einfache Handlungen werden unter variierten Reizbedingungen ausgeführt. Genauigkeit, Koordination und Tempo der Handlung fallen unter dem Einfluß verschiedenfarbiger Beleuchtung, verschieden hoher Töne, verschiedener Gerüche und Geschmäcke verschieden aus. So wird z. B. in grüner Beleuchtung 22 % genauer gearbeitet als in

roter. Wird im Telephon ein andauernder hoher Ton dargeboten, so arbeiten die Vpn. 9 bis 21 % schneller als wenn ein tiefer Ton ertönt. Unter den chemischen Reizen wirken z. B. der Geruch von Amylacetat und der Geschmack von Zitrone leistungsfördernd im Vergleich zur reizfreien Situation. Die Frage, ob die Leistungserhöhung durch Umfeldreize nicht auf Kosten einer rascheren Ermüdung erfolgt, wird demnächst beantwortet. Ausführliche Mitteilung erfolgt in der Z. f. Psychol.

## Über ausdrückhafte Bildgestaltung bei Kindern und Jugendlichen.

Von **Georg Schliebe** (Gießen).<sup>1)</sup>

Nahezu 400 6—17jährigen Kindern und Jugendlichen wurde die Aufgabe vorgelegt, einen besonders abwandlungs- und gestaltungsfähigen Gegenstand ihrer Welt (Baum) in verschiedenen affektiv betonten „Zuständlichkeiten“ zu zeichnen; (einsamer, fröhlicher, frierender, angsterfüllter, schmerzleidender Baum; Ergänzungsaufgabe: Toter Baum.)

Der junge Mensch vermag auf allen Altersstufen ausdrückhaft zu gestalten. Jedoch ist die Ausdrucksfähigkeit entsprechend der alterstypischen Wahrnehmungswelt und Lebenswirklichkeit auf verschiedenen Entwicklungsstufen jeweils anders. Charakteristisch wandelt sich der Ausdrucksstil im 8. Lebensjahr und in der Vorpubertät. Die psychologische Analyse der Ausdrucksfähigkeit versucht vor allem dem Anteil der Motorik an der Ausdrucksgestaltung gerecht zu werden.

## Vorführung von Tierstimmen auf Schallplatten.

Von **Karl Max Schneider** (Leipzig).

Der Vortragende hat von einer Anzahl Tieren des Leipziger Zoologischen Gartens stimmliche Äußerungen aufgenommen, die den Eindruck gegliederter Ganzheiten machen. Von Rufweisen geringerer zu solchen von höherer Gestaltetheit fortschreitend, wurden die — wahrscheinlich für das Gemeinschaftsleben bedeutsamen — Lautreihen des Seelöwen, des Weißschwanz-Gnu-Bullen

<sup>1)</sup> Kurze Wiedergabe des Vortrages erscheint in Päd. Warte, April 1934.

und der Fleckenhyaäne vorgeführt. Als gestalthaft gegliederte Einheit mit besonders straffem Gefüge erwies sich die Rufolge des Seriema (*Cariama cristata* (L.)). Zuweilen faßt dieses Tier mehr als 170 Lautelemente zu Ganzen zusammen. Als Gestaltungsprinzip tritt neben Rhythmus, Tonhöhe, Tonstärke und Beteiligung einer Gebärde die Gruppenbildung auf. Einzelne, ungeordnet einander folgende Vorrufe beginnen; sie werden allmählich rascher, höher und stärker vorgebracht, später in Gruppen zusammengezogen; diese gehen schließlich in deutlich gestaltete „Hauptrufe“ über. Die Pausen zwischen deren Teilgruppen werden immer kürzer, die letztere in einer rauschartigen Haltung des Tieres zu Rufketten verschmelzen. Nach einer wiederum längeren Pause folgt meist ein Schlußruf der bewegten zirkumfektischen Melodie. — Trotz einer gewissen Wandelbarkeit in der Zahl der Teile bleibt in verschiedenen Rufreihen deren Grundgestalt gewahrt. Die Zeitdauer gewisser Lautgruppen ändert sich weniger, als nach der Zahl der Elemente zu erwarten wäre. Die rhythmische Gliederung erscheint sonach weniger von der Elementenzahl, als von der Dauer der Gruppen-Ganzen bedingt. — Wenigstens bei manchen Arten dürfte die Rufweise erst in einem bestimmten Alter mannigfaltig und gleichmäßig durchgegliedert sein. Außer solchen instinkthaft vorbestimmten Erregungsäußerungen von ziemlich fester ganzheitlicher Prägung gibt es bei gewissen Tierarten hohe stimmliche Leistungen anderer Formung, so die melodische Abwandlung eines Motivs oder die Wiederkehr mehrerer Motive, welche mehr oder weniger streng gebunden aneinandergereiht werden können. Es kann zu Äußerungen kommen, die beinahe anmuten, wie schöpferische Gestaltung.

---

## Ausdruck von Arbeitsbeziehung und technischer Intelligenz.

Von **Herbert Wunderlich** (Hamburg).

Dem Bericht liegen folgende Versuche zugrunde: Aus einer Kugel aus Plastilin soll ein an den Enden spitzes, vierkantiges Modell nachgehämmert werden; die Ergebnisse sind von dreierlei Art: 1. Da Plastilin bei der Bearbeitung allmählich weich wird, muß die Hammerführung dem angepaßt werden. Dieser Anpassungsprozeß ist klar beobachtbar und drückt den Grad vorhandener Beziehung zu ge-

staltender Handarbeit aus. — 2. Die gefertigten Arbeitsstücke sind meßbare Leistungen, die eine Beurteilung der manuellen Gestaltungsgeschicklichkeit ermöglichen. — 3. Die gefertigten Arbeitsstücke lassen zwei typische Gesamtformen erkennen, die sich auch bei Wiederholungen der Probe erhalten: einmal die Form des regelmäßigen Vierkantstücks mit spitzen Enden; zum andern die eines schon von der Mitte aus nach den Enden zu spitz zulaufenden, meist unregelmäßig-vierkantigen Stückes. Vergleiche mit Ergebnissen aus „technischen Versuchen“ beweisen übereinstimmend, daß die Hersteller der ersten Form im Sinne der Technik logisch-folgerichtig denken, — die der zweiten Form aber mehr ästhetisch, diffus — ganzheitlich auffassen und gestalten.

---

## VI. Arbeitsgemeinschaften.

## Psychologie der Bildung und pädagogische Psychologie.

Leitung: **Gustav Deuchler** (Hamburg).

Der Leiter entwickelte kurz das Aufgabengebiet der Psychologie der Bildung als der Erkenntnis der Bildungsgestalt des Menschen überhaupt und zeigte dann die pädagogische Psychologie, wie sie auch im einzelnen aufgefaßt werden mag, als ein Teilgebiet der Psychologie der Bildung auf. Klar abgehoben wurde sie von der Kinder- und Jugendpsychologie, die indessen als wichtigste Hilfsdisziplin in den Bereich der Arbeitsgemeinschaft mit einbezogen wurde. Damit ist ein weites Feld fruchtbarer Zusammenarbeit geschaffen, in das sich die verschiedenen Richtungen aus der Vergangenheit hineinstellten.

---

## Psychologie des politischen und wirtschaftlichen Geschehens.

Leitung: **Walter Poppelreuter** (Bonn).

Der Leiter wies in seinem einleitenden Vortrage an einzelnen Beispielen nach, daß politisches, nationalökonomisches, juristisches usw. Geschehen sehr viel mehr abhängt von psychologischer Erkenntnis, als es diese Wissenschaften, die mehr oder weniger „objektiv“ dargestellt und getrieben wurden und noch werden, wahrhaben wollen. Insbesondere zeigte er dieses an seiner Sonderarbeit der psychologischen Analyse des Problems des Zinsfußes als Teilproblem des „einfachen Rechtsempfindens des Volkes“.

Mit dieser Arbeitsgemeinschaft soll der Anfang gemacht werden einer sorgfältigeren Untersuchung all der Probleme der politischen Psychologie, die in Poppelreuters Vortrag kurz begründet worden ist, die aber der Gemeinschaftsarbeit vieler Psychologen bedarf, vor allem der jüngeren, die weniger „theoretisch“ als „lebensnahe“, „praktisch“ eingestellt sein werden.

---

## Allgemeine Angaben über den Kongreß.

Der Kongreß umfaßte 729 Teilnehmer, unter diesen 109 Mitglieder der Gesellschaft. An Nichtmitglieder wurden 92 Teilnehmerkarten, 153 Studentenkarten und 47 Tageskarten ausgegeben. Außerdem wurden 328 Ehren- und Freikarten zur Verfügung gestellt.

Folgende wissenschaftliche Führungen fanden statt:

Drei Führungen durch das Psychologische Institut und das Psychophysische Seminar mit insgesamt 80 Teilnehmern.

Eine Führung durch die Berufsberatungsstelle des Arbeitsamtes Leipzig mit 30 Teilnehmern.

Eine Führung durch den Zoologischen Garten mit 50 Teilnehmern.

Eine Führung durch das Museum für Völkerkunde mit 10 Teilnehmern.

Folgende Mitglieder der Gesellschaft zeigten in einer Ausstellung Hilfsmittel und Ergebnisse der psychologischen Forschungsarbeit:

v. Allesch (Greifswald), Form—Farbe—Indikator.

Giese (Stuttgart) und Lossigk (Berlin), Reaktionsapparatur.

Hartge (Freiburg), Griechische Steinschriften.

Herwig (Braunschweig), Beobachtungsschema und Probe zur Untersuchung des technischen Verständnisses.

Jaensch (Marburg), Integrationstest mit Prismenbrille.

Keilhacker (Königsberg), Beobachtungsbogen über sprachliche Entwicklung im Schulalter.

Klemm (Leipzig), Dynamograph zur unmittelbaren Registrierung von Beschleunigungskurven.

Klemm und Mitarbeiter (Leipzig), Hilfsmittel zur Eignungsuntersuchung.

- Kru eger und St üben (Leipzig), Auswertegerät zum Kehltonschreiber.
- Pauli (München), Tafeln mit Ergebnissen von Arbeits-, Gedächtnis- und Leseuntersuchungen; weiterhin Apparate für Gedächtnis- und Reaktionsuntersuchungen.
- Reigberth (Nürnberg), Studien zur Ausdruckspsychologie.
- Rüssel (Leipzig), Farbzyylinder (Abwandlung des Farbkreisels).
- Rüssel und Weißenborn (Leipzig), Darstellungen der Verteilung der Farben im Farbenkreis, nach der Schwellenmethode untersucht.
- Sander (Gießen), Zeitsinnapparat zur Phasenverschiebung zweier Rhythmen.
-

## Mitgliederverzeichnis der Deutschen Gesellschaft für Psychologie.

(Stand vom 1. Januar 1934.)

### 1. Vorstand.

- Krueger, Prof. Dr. F., Vorsitzender, Leipzig O 27, Störmthaler Str. 14.  
 Poppelreuter, Prof. Dr. W., stellvertretender Vorsitzender, Bonn,  
 Humboldtstr. 28.  
 Klemm, Prof. Dr. O., Schriftführer, Leipzig C 1, Helfferichstr. 55.  
 Ach, Prof. Dr. N., Göttingen, Hainholzweg 58.  
 Handrick, Reg.-Rat, Dr. J., Berlin-Charlottenburg, Hardenbergstr. 12.  
 Jaensch, Prof. Dr. E. R., Marburg a. L., Weißenburgstr. 11.  
 Kroh, Prof. Dr. O., Tübingen, Nägelestr. 5.  
 Rieffert, Prof. Dr. J., Berlin-Tegelort, Viktoriastr. 7.

### 2. Ehrenmitglieder.

- Müller, Geheimrat Prof. Dr. G. E., Göttingen, Calsowstr. 4.  
 Stumpf, Geheimrat Prof. Dr. C., Berlin-Lichterfelde-West, Pots-  
 damer Str. 15.

### 3. Mitglieder.

- Aall, Prof. Dr. A., Oslo, Norwegen, Psychologisches Institut der  
 Universität.  
 Abshagen, Dr. R., Dresden-A. 16, Haydnstr. 27/1.  
 Allesch, Prof. Dr. G. v., Greifswald, Universität.  
 Ament, Dr. W., Bamberg, Ottostr. 5.  
 Anschütz, Prof. Dr. G., Reinbeck bei Hamburg, Raade 8.  
 Arp, Dr. W., Hamburg 6, Gorch-Fock-Str. 1.  
 Bahle, Dr. J., Mannheim, Psychologisches Institut der Handels-  
 hochschule.

- Bappert, Dr. J., Frankfurt a. M., Römerstadt, Hadrianstr. 13/II.  
Bauch, Dr. M., Berlin-Schöneberg, Wartburgstr. 20.  
Beyrl, Dr. F., Königswiesen, Oberösterreich.  
Biemüller, Dr. W., Magdeburg, Völpker Str. 2.  
Blachowski, Prof. Dr. St., Posen, Psychologisches Institut der  
Universität.  
Bobertag, Dr. O., Berlin-Steglitz, Körnerstr. 25 A.  
Boda, Prof. Dr. St. v., Budapest 5, Alkotmány utca 9.  
Bogen, Dr. H., Eignungsprüfstelle beim Landesarbeitsamt, Berlin O 17,  
Stralauer Platz 29/31.  
Bonte, Dr. Th., Hamburg 26, Chateaufstr. 11.  
Bos, Maria C., Amsterdam C, Psychologisches Laboratorium, Heeren-  
gracht 196.  
Bracken, Dr. H. v., Celle in Hannover, Gartenweg 1.  
Bramesfeld, Prof. Dr.-Ing. E., Psychotechnisches Institut der Tech-  
nischen Hochschule, Darmstadt, Martinstr. 7/I.  
Brehmer, Dr. Fr., Wohldorf bei Hamburg, Alsterhöhe 3.  
Brugger, Dr. H., Berlin-Grunewald, Falterweg 19.  
Brunswik, Dr. E., Wien VII, Stiftgasse 7.  
Bühler, Frau Prof. Dr. Ch., Wien XIX, Weimarer Str. 100.  
Bühler, Prof. Dr. K., Wien XIX, Weimarer Str. 100.  
Bujas, Prof. Dr. R., Salata, Zagreb (Jugoslawien), Universität.  
Burkamp, Prof. Dr. W., Rostock, Adolf-Wilbrandt-Str. 12.  
Burkhardt, Dr. H., Leipzig N 22, Artilleriestr. 14.  
Busemann, Prof. Dr. A., Hochschule für Lehrerbildung, Kiel, Diester-  
wegstr. 16/24.  
Claparède, Prof. Dr. E., Genf (Schweiz), Avenue du Champel 11.  
Clostermann, Priv.-Doz. Dr. G., Forschungsinstitut für Arbeit und  
Bildung, Buer i. W., Hermann-Löns-Str. 13.  
Danzinger, Dr. L., Wien IX, Alserbachstr. 11.  
Delekat, Prof. D. Dr. F., Dresden-A. 24, Technische Hochschule.  
Deuchler, Prof. Dr. G., Seminar für Erziehungswissenschaft, Ham-  
burg 13, Bornplatz 2.  
Dittmers, Prof. Dr. F., Halle a. S., Steffensstr. 18.  
Dix, Schulrat Dr. K. W., Rochlitz i. S.  
Döring, Dozent Dr. M., Leipzig, Bayrische Str. 125/III.  
Düker, Priv.-Doz. Dr. H., Göttingen, Pauliner Str. 21.  
Dürckheim, Prof. Dr. K. Graf von, Kiel, Düppelstr. 23/II.  
Duncker, Dr. K., Psychologisches Institut der Universität, Berlin C 2,  
Schloß.

- Dyroff, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ad. Bonn, Klemensstr. 1.  
 Eggert, Prof. Dr. B., Wiesbaden, Kapellenstr. 71.  
 Ehrenstein, Priv.-Doz. Dr. W., Danzig-Langfuhr, Psychologisches Institut.  
 Ehrhardt, Dr. A., Gaschwitz bei Leipzig, Herrenhaus.  
 Ephrussi, Frl. Prof. Dr. P., Leningrad, Wassilj Ostrow 4, Haus 32, Wohnung 4.  
 Erismann, Prof. Dr. Th., Innsbruck, Schöpfstr. 41.  
 Feldkeller, Dr. P., Schönwalde (Niederbarnim) bei Berlin.  
 Feuchtwanger, Dr. E., München, Adelheidstr. 6/0.  
 Fischel, Dr. W., Groningen (Holland), Physiologisches Laboratorium der Universität.  
 Fischer, Geheimrat Prof. Dr. A., München, Skellstr. 7/II.  
 Fischer, Dr. F. C., Hamburg, Heinrich-Barth-Str. 34.  
 Fischer, Dr. G. H., Institut für psychologische Anthropologie, Marburg a. L., Lahnstr. 10.  
 Flachsbart, Frl. Dr. F., Hannover, Jägerstr. 4.  
 Foerster, Dr. v., Altona-Blankenese, Mörikestr. 9.  
 Fricke, F., Institut für psychologische Anthropologie, Marburg a. L., Lahnstr. 10.  
 Friedländer, Priv.-Doz. Dr. H., Psychologisches Institut der Universität, Berlin C 2, Schloß.  
 Fröbes, Prof. Dr. J. S. J., Aachen, Kurbrunnenstr. 42.  
 Fuchs, Studienrat Dr. W., Frankfurt a. M., Karl-Albert-Str. 24.  
 Gaßmann, Geh. Obererziehungsrat Dr. E., Stuttgart-Degerloch.  
 Gelb, Prof. Dr. A., Halle a. S., Kronprinzenstr. 28.  
 Gemelli, Prof. Dr. A., Mailand (Italien), Piazza S. Ambrogio 9.  
 Gergö, A., Budapest 5, Bálvány utca 13.  
 Giese, Prof. Dr. F., Stuttgart, Rathenaustr. 15.  
 Goldschmidt, Prof. Dr. R. H., Münster i. W., Melcherstr. 54.  
 Gottschaldt, Priv.-Doz. Dr. K., Bonn a. Rh., Goebenstr. 11.  
 Groos, Prof. Dr. K., Tübingen, Steinlachstr. 17.  
 Gruehn, Prof. Dr. W., Dorpat (Estland), Kastanienallee 16.  
 Gruhle, Prof. Dr. H., Heidelberg, Friesenberg 6.  
 Grunewald, Dr. S., Stettin, Körnerstr. 75.  
 Gruters, Frau Dr. H., Kassel, Hochschule für Lehrerbildung.  
 Hahn, Dr. R., Oberarzt der Psychiatrischen Klinik, Frankfurt a. M., Niddastr. 16.  
 Hansen, Dozent Dr. W., Münster i. W., Roxeler Str. 26.

- Hardick, Dr. L., Dresden-A. 24, Psychologisches Institut der Technischen Hochschule.
- Hartge, Fräulein Dr. M., Freiburg i. Br., Reichsgrafenstr. 2.
- Hartmann, Dr. G., Pennsylvania State College, Penn., U.S.A.
- Hecker, Dr. W., Stadtroda (Thüringen), Thüringische Landesheilanstalten, Psychologisches Laboratorium.
- Hegge, Prof. Dr. Th. G., Wayne Country Training School, Northville, Mich., U.S.A.
- Heider, Dr. F., Smith College, Northampton, Mass., U.S.A., 22 Arnold Avenue.
- Heller, Prof. Dr. Th., Wien XIX, Langackergasse 12.
- Hellpach, Prof. Dr. W., Heidelberg, Landfriedstr. 14.
- Henning, Prof. Dr. H., Danzig-Langfuhr, Johannistal 4.
- Herwig, Prof. Dr. B., Braunschweig, Schleinitzstr. 6.
- Hetzer, Fräulein Prof. Dr. H., Elbing, Hochschule für Lehrerbildung.
- Hippius, Magister R., Leipzig C 1, Psychologisches Institut der Universität.
- Hische, Prof. Dr. W., Hannover, Gabelsbergerstr. 2.
- Hochheimer, Dr. W., Halle a. S., Kronprinzenstr. 28.
- Hoffmann, Prof. Dr. A., Hochheim b. Erfurt, Gartenstr. 10.
- Hoffmann, Dr. J., Berlin-Charlottenburg, Kantstr. 129, Gths.
- Höper, Dr. W., Altona-Blankenese, Hirschpark.
- Hoppe, Dr. F., Rheinische Provinzial-Kinderanstalt, Bonn a. Rh., Kaiser-Karl-Ring 22.
- van der Horst, Hoogl. Dir., Prof. Dr. L., Amsterdam, Valeriusklinik, Vrije Universiteit.
- Hösch-Ernst, Frau Dr. L., Wigwam 134, Old Tord Rd., Shortkamby Sea, Sussex, England.
- Hughes, Dr. H., Soden i. Taunus, Wiesenstr. 10.
- Huth, Dr. A., München 13, Hohenzollernstr. 61/1.
- Iwai, Prof. K., Kioto, 69 Kitashirakawa-Betto-Cho.
- Jacobi, Prof. Dr. W., Obermedizinalrat, Magdeburg-Sodenburg, Städtische Nervenklinik.
- Jacobsen, Dr. W., Hamburg, Heidhörn 2.
- Jaederholm, Prof. Dr. G. A., Göteborg (Schweden), Södra vägen 2.
- Jaensch, Priv.-Doz. Dr. W., Berlin NW 87, Lessingstr. 23.
- Jesinghaus, Dr. K., Buenos Aires, Ugarteche 3306.
- Juhász, Prof. Dr. A., Wien III, Keilgasse 11.
- Kampik, Dr. A., Ratibor, Taubstummen-Institut.

- Kardos, Dr. L., Assist. Prof. of Psychology, Wells College, Aurora, N. Y., U.S.A.
- Karsten, Frl. Dr. A., Berlin W 57, Kulmer Str. 26.
- Katona, Dr. G, Budapest IX, Soroksari ut. 16.
- Katzenstein, Frl. Dr. B., Hamburg 37, Rothenbaumchaussee 155 (Eing. Werderstr).
- Keilhacker, Dr. M., Königsberg, Niddener Weg 1a.
- Kelchner, Frl. Dr. M., Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 102.
- Keller, Prof. Dr. H., Rostock, St.-Georg-Str. 79.
- Kern, Studienrat Dr. B., Münster i. W., Werse 78.
- Kiesow, Prof. Dr. F., Turin 102, Via Po 18.
- Kießling, Dr. A., Dozent an der Hochschule für Lehrerbildung Frankfurt a. M.-Eschersheim, Kleine Höllbergstr. 6.
- Kipp, Dr. H., Berlin-Charlottenburg 5, Neue Kantstr. 5.
- Klamroth, Frl. Dr. des. E., Halberstadt, Bismarckstr. 26.
- Klein, Prof. Dr. D. B., Univ. of Texas, Austin, Texas, U.S.A.
- Kleint, Dr. H., Luxemburg, Freiheitsstr. 30.
- Knoblauch, Frl. Dr. E., Hamburg 36, Alsterterrasse 15 Eg.
- Kobylecki, Prof. Dr. St., Warschau, Marszalkowska 1.
- Köhler, Frl. Prof. Dr. E., Varberg (Schweden), Villagatan 6.
- Köhler, Prof. Dr. W., Psychologisches Institut der Universität, Berlin C 2, Schloß.
- Kowalewski, Prof. Dr. A., Königsberg i. Pr., Königstr. 82 B C.
- Krauss, Dr. R., Berlin-Zehlendorf-Mitte, Königstr. 42.
- Kravkov, S. W., Professor der physiologischen Optik am Moskauer Energetischen Institut, Moskau 34, Ostoschenka 22, Wohnung 8.
- Kreipe, Dr., Psychologisches Laboratorium des Reichswehrministeriums, Berlin NW 40, Invalidenstr. 55a.
- Krogius, Prof. Dr. A., Saratow (Rußland), Rabotschaja 2.
- Krüger, Dr. H., Psychologisches Institut der Universität, Hamburg 13, Bornplatz 2.
- Kučera, Frl. Dr. E., Zagreb, Jugoslawien, Mallinova 3<sup>1</sup>.
- Kuenburg, Frl. Dr. Gräfin von, München, Arcisstr. 12.
- Kühle, Dr. E., Nordhorn in Hannover, Friedrich-Ebert-Str.
- Kupky, Studienrat Dr. O., Leipzig N 24, Wenckstr. 1.<sup>II</sup>.
- Kutzner, Prof. Dr. O., Bonn, Winzerstr. 88.
- Lämmermann, Dr. H., Mannheim, Stadtschulamt.
- Läpple, E., München, Alfonsstr. 7.<sup>I</sup>.
- Langelüddecke, Dr. med. A., Hamburg 22, Staatskrankenanstalt Friedrichsberg.

- Larguier des Bancel, Dr. J., Lausanne, Les Bergières.  
 Lau, Dr. E., Berlin-Karow, Busonistr. 27.  
 Lauenstein, Dr. O., Psychologisches Institut der Universität, Berlin C 2,  
 Schloß.  
 Lehmann, Priv.-Doz. Dr. F. R., Leipzig N 22, Wilhelmstr. 62/III.  
 Lehmann, Dr. H., Herrnhut i. Sa.  
 Lénárt, Frl. Dr. E., Budapest VI, Terézkörút 19.  
 Lersch, Priv.-Doz. Dr. Ph., Dresden-A. 24, Sedanstr. 17.  
 Leupoldt, Dr. R. v., Lübben, N.-L., Hindenburgstr. 3.  
 Liebmann, Frl. Dr. S., Berlin NW 87, Lewetzowstr. 18.  
 Lindworsky, Prof. Dr. J., Prag II, Ječná 2.  
 Linke, Prof. Dr. F., Jena, Kötschauweg 3.  
 Lippert, Frl. Dr. E., Mainz, Goethestr. 45.  
 Löwi, Prof. Dr. M., Breslau-Carlowitz, An der Klostermauer 11.  
 Lubrich, Dr. W., Psychologische Forschungsstelle beim Polizei-  
 institut für Technik und Verkehr, Berlin SW 29, Friesenstr. 16.  
 Luchtenberg, Prof. Dr. P., Dresden-A. 24, Reichenbachstr. 67.  
 Lucke, Dr. V., Dresden-N. 8, Hohnsteiner Str. 7.  
 Lysinski, Priv.-Doz. Dr. E., Mannheim, Landteilstr. 21.  
 Máday, Priv.-Doz. Dr. St. v., Budapest IV, Petöfigasse 11.  
 Mager, Prof. Dr. A., O.S.B., Salzburg, St. Peter.  
 Mahler, Frau Dr. W., Psychologisches Institut der Universität,  
 Berlin C 2, Schloß.  
 Marbe, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. K., Würzburg, Judenbühlweg 7.  
 Martin, Frl. Dr. L. J., 821/22 Shreve Building, San Francisco,  
 Cal., U.S.A.  
 Mathieu, Dr. J., Deutsches Institut für nationalsozialistische technische  
 Arbeitsschulung, Düsseldorf.  
 Metz, Dr., Münster i. W., Dahlweg 3.  
 Metzger, Priv.-Doz. Dr. W., Frankfurt a. M.-Ginnheim, Am eisernen  
 Schlag 54 Eg.  
 Meyer, Priv.-Doz. Dr. E., Mannheim, Otto-Beck-Str. 47.  
 Meyer, Frl. Studienrätin Dr. P., Oberursel, Lindenstr. 22.  
 Michotte, Prof. Dr. A., Löwen (Belgien), Universität.  
 Minnemann, Dr. C., Hamburg 21, Petkumstr. 8.  
 Mintz, Dr. A., Smith College, 8 Green Av., Northampton, Mass., U.S.A.  
 Moede, Prof. Dr. W., Institut für industrielle Psychotechnik an der  
 Technischen Hochschule, Berlin-Charlottenburg, Berliner Str. 171.  
 Moers, Frl. Dr. M., Akademieprofessor, Beuthen O.-S., Gustav-  
 Freytag-Str. 29.

- Monjé, Priv.-Doz. Dr. M., Rostock, Zelekstr. 5.  
 Mühlmann, Dr. W. E., Berlin NW 7, Postfach 120.  
 Müller, Dr. E., Cochstedt, Kreis Quedlinburg.  
 Müller-Freienfels, Prof. Dr. R., Stettin, Burgstr. 16.  
 Nass, Dr. G., Hamburg. Neuer Jungfernstieg 18.  
 Netschajeff, Prof. Dr. A., Moskau 69 (Rußland), Ssadowaja-Kudrinskaja 1.  
 Neubauer, Priv.-Doz. Dr. V., Arbeitsamt, Graz, Ghegagasse.  
 Neuhaus, Priv.-Doz. Dr. W., Kiel, Moltkestr. 41.  
 Nuber, Major a. D. H., Stuttgart, Alte Weinsteige 56.  
 Pauli, Prof. Dr. R., München, Kufsteiner Platz 4.  
 Peter, Prof. Dr. R., Altona-Großflottbeck, Fritz-Reuter-Str. 7.  
 Pfahler, Prof. Dr. G., Frankfurt a. M.-Süd 10, Unter den Eichen IV.  
 Pikler, Prof. Dr. J., Ecséd (Ungarn), Heves megye.  
 Plassmann, Prof. Dr. J., Münster i. W., Nordstr. 47.  
 Ponzio, Prof. Dr. M., Rom, Via Arno 88.  
 Przywara, P. Dr. E., S. J., München, Veterinärstr. 9.  
 Ramul, Prof. Dr. K., Tartu (Dorpat), Estland, Ria m. 125.  
 Ranschburg, Prof. Dr. P., Budapest IV, Petöfi Sandor utca 6.  
 Reigbert, Dr. R., Nürnberg, Harrichstr. 15.  
 Révész, Prof. Dr. G., Psychologisches Laboratorium, Amsterdam C. Heerengracht 196.  
 Reymert, Prof. Dr. M. L., The Mooseheart Laboratory for Child Research, Mooseheart, U.S.A.  
 Roels, Prof. Dr. F., Utrecht (Holland), Maliebaan 86.  
 Rohrachner, Dr. phil. et jur. H., Innsbruck, Templstr. 1<sup>III</sup>.  
 Roloff, Dr. H. P., Bergedorf bei Hamburg, Brauerstr. 71<sup>II</sup>.  
 Rombach, Dr. J., Freiburg i. Br., Schwimmbadstr. 38.  
 Roos, Dr. C. A., Halle a. S., Universitätsring 23.  
 Rose, Dr. G., Halle a. S., Angerweg 37.  
 Rose, Priv.-Doz. Dr. H., Breslau 13, Augustastr. 154.  
 Rostohar, Dr. M., Brünn (Tschechoslowakei), Falkensteiner Gasse 14.  
 Roters, Dr. W., Bonn, Heerstr. 2a.  
 Rothacker, Prof. Dr. E., Bonn a. Rh., Universität.  
 Rubin, Prof. Dr. E., Psychologisches Laboratorium der Universität, Kopenhagen, Studiestr. 6.  
 Rudert, Dr. H., Leipzig C 1, Psychologisches Institut der Universität.  
 Rupp, Prof. Dr. H., Berlin-Lankwitz, Frankenhausener Str. 18/20.  
 Rüssel, Dr. A., Leipzig C 1, Psychologisches Institut der Universität.

- Ruttmann, W. J., Studienprofessor, Schwabach b. Nürnberg.
- Sander, Prof. Dr. F., Psychologische Anstalt der Thüringischen Landesuniversität, Jena, Schloßgasse 17.
- Scheibner, Prof. O., Erfurt, Dammweg 3.
- Schenk, Dr. med. et phil. P., Dresden-N., Glacisstr. 12/<sup>I</sup>.
- Schiel, Dr. W., Freiburg i. Br., Turnseestr. 5.
- Schiller, Dr. P. v., Budapest, Retek utca 33.
- Schliebe, Dr. G., Gießen, Institut für experimentelle Psychologie.
- Schlotte, F., Leipzig O 5, Tiefestr. 5/<sup>II</sup>.
- Schmeing, Dr. K., Oberschulrat, Berlin-Friedenau, Wilhelmshöher Str. 23.
- Schneider, Prof. Dr. C., Riga (Lettland), Sophienstr.
- Schneider, Dr. K. M., Leipzig C 1, Zoologischer Garten.
- Schole, Prof. Dr. H., Göttingen, Schüllerstr. 44.
- Scholl, Dr. R., Stuttgart-Degerloch, Werastr. 18.
- Schorn, Frl. Priv.-Doz. Dr. M., Psychologisches Institut der Universität, Würzburg, Domerschulstr. 16.
- Schröder, Dr. H., Marburg a. L., Frankfurter Str. 37.
- Schultze, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. E., Göttingen, Düsterer Eichenweg 9.
- Schultze, Prof. Dr. F. E. O., Königsberg i. Pr., Lortzingstr. 6.
- Schultze, Dr. W., Erziehungswissenschaftliches Seminar der Universität, Hamburg 13, Bornplatz 2.
- Schulz, Dr. W., Rheinisches Provinzial-Institut für Arbeits- und Berufsforschung, Düsseldorf, Ständehaus.
- Schumann, Prof. Dr. F., Frankfurt a. M., Gartenstr. 120.
- Schwangart, Prof. Dr. F., Gräfelng bei München, Wandlhamerstraße 25.
- Schwung, Frl. Dr. H., Altona-Blankenese, Am Hiekeberg 22.
- Scola, Dr., Psychologisches Institut der Deutschen Universität, Prag XI, Jagelonska ulica 27/<sup>I</sup>.
- Segal, Dr. J., Warschau, Nowy Swiat 43.
- Seifert, Prof. Dr. F., München 17, Voitstr. 10/<sup>IV</sup>.
- Sell, Dr. L., Psychologisches Institut der Handelshochschule, Nürnberg, Königstr. 64.
- Selz, Prof. Dr. O., Mannheim N 2, 4.
- Simoneit, Dr. M., Berlin-Frohnau, Franziskaner Weg 5.
- Simonie, Prof. Dr. A., Wien 5, Gartengasse 23.
- Skawran, Prof. Dr. P., Universität Praetoria, Transvaal.
- Sommer, Geh. Med.-Rat Prof. Dr. R., Gießen, Am Steg.
- Specht, Prof. Dr. W., München, Barerstr. 15.

- Spranger, Geh. Rat Prof. Dr. E., Berlin-Dahlem-Dorf, Fabbeckstr. 13.  
Stern, Frau Dr. K., Breslau 18, Kaiser-Wilhelm-Str. 127<sup>A</sup>.  
Sterzinger, Prof. Dr. O., Graz, Krenngasse 28.  
Störring, Dr. E., Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt, Bonn, Kölnstr. 208.  
Störring, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. G., Bonn, Reuterstr. 149.  
Störring, Dr. W., Gauting bei München.  
Straub, Priv.-Doz. Dr. W., Pädagogisches Institut der Technischen Hochschule, Dresden-A. 20, Teplitzer Str. 16.  
Strehle, Major a. D. H., Kassel, Wilhelmshöher Allee 205.  
Strohal, Prof. Dr. R., Innsbruck, Museumstr. 9.  
Talen, J. G., Breda (Holland), Post Ginneken, Burg. Passtoorsstr. 1.  
Ternus, Prof. Dr. J., Philosophisch-theologische Hochschule St. Georgen, Frankfurt a. M.-Süd 10, Offenbacher Landstr. 224.  
Thunberg, Prof. Dr. T., Lund (Schweden), Fimngatan 12.  
Thurnwald, Prof. Dr. R., Berlin-Zehlendorf, Parkstr. 3.  
Titius, Prof. Dr. A., Berlin-Dahlem, Hechtgraben 4a.  
Tripp, Dr. E., Stuttgart-N., Am Weißenhof 28.  
Tschermak-Seysenegg, Prof. Dr. A. v., Prag, Albertov 5.  
Tumlirz, Prof. Dr. O., Graz, Bergmannngasse 18.  
Twardowski, Prof. Dr. K., Lemberg, Universität.  
Valentiner, Dr. Th., Institut für Jugendkunde, Bremen, Homerstr. 12.  
Vater, Dr. H., Dresden-A. 24, Psychologisches Institut der Technischen Hochschule.  
Vogt, Prof. Dr. O., Berlin, Magdeburger Str. 16.  
Voigtländer, Frh. Dr. E., Waldheim i. Sa., Hainichener Str. 4.  
Volkelt, Prof. Dr. H., Leipzig C 1, Elsterstr. 36<sup>III</sup>.  
Wallau, Frh. Dr. J., Halle a. S., Bernburger Str. 2<sup>I</sup>.  
Weber, Dr. phil., Dr. jur. W., Amtsgerichtsrat, Berlin-Wilmersdorf, Wetzlarer Str. 12.  
Weigel, Dr. W., Prag XVII, Na Cibulec 386.  
Weil, Dr. H., Frankfurt a. M., Hebelstr. 8<sup>II</sup>.  
Weimer, Prof. Dr. H., Hochschule für Lehrerbildung, Frankfurt a. M.-Süd 10, Schwanthaler Str. 61.  
Wellek, Dr. A., Leipzig S 3, Arndtstr. 10.  
Wenzl, Priv.-Doz. Dr. A., München, Herzogstr. 65<sup>I</sup>.  
Wertheimer, Prof. Dr. M., Frankfurt a. M., Klaus-Groth-Str. 6.  
Weygandt, Prof. Dr. W., Psychiatrische Universitätsklinik, Hamburg, Friedrichsberger Str. 60.  
Wicke, R., Oberregierungsrat, Saalfeld, Alter Markt 5.  
Wiegmann, Dr. O., Hamburg-Wandsbek, Goßlerstr. 25<sup>I</sup>.

- Wiese, Dr. H., Hamburg 23, An der Verbindungsbahn 7.  
Willwoll, Dr. A., S. J., Pullach bei München, Berchmannskolleg.  
Winkler, Dr. H., Leipzig S 3, Kaiserin-Augusta Str. 21.  
Winzen, Dr. B., München-Gladbach, Betrather Str. 79.  
Wirth, Prof. Dr. W., Leipzig C 1, Härtelstr. 14/III.  
Wittmann, Prof. Dr. J., Kiel, Psychologisches Institut der Universität.  
Wohlgemuth, Dr. A., Rutland Lodge, May's Hill Road, Shortlands, Kent.  
Wunderlich, Dr. H., Psychologisches Institut der Universität, Hamburg 13, Bornplatz 2.  
Zeise, Dr. L., München 38, Kemnatenplatz 2.  
Ziegler, Prof. Dr. W., Rostock, Kaiser-Wilhelm-Str. 26.  
Ziehen, Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Th., Wiesbaden, Viktoriastr. 35.  
Zietz, Dr. K., Hamburg 13, Grindelallee 156.  
Zillig, Frä. Dr. M., Würzburg, Adelgundenstr. 6.
-